Spenden

zur

deutschen Litteraturgeschichte

von

Hoffmann von Fallersleben.

Zweites Bändchen:

Adam Puschmann, Bartholomäus Ringwaldt, Martin Opitz, Benjamin Schmolck, Johann Christian Günther, Daniel Stoppe, Einige Vor-Opitzianer.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Adam Puschmann.

Spenden

zur

deutschen Litteraturgeschichte

von

Hoffmann von Fallersleben.

Zweites Bändchen:

Adam Puschmann, Bartholomäus Ringwaldt, Martin Opitz, Benjamin Schmolck, Johann Christian Günther, Daniel Stoppe, Einige Vor-Opitzianer.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Adam Puschmann.

Adam Puschmann war zu Görlitz geboren im J. 1532. Hier lernte er lesen, schreiben und singen und später die Schuhmacherei; darauf trat er seine Wanderschaft an und ward in der sangliebenden Schusterzunft zu Augsburg ein zünftiger Meistersinger, wie er es uns alles selbst erzählt:

„Ob ich wol in meiner Jugend von meinen seligen Eltern fleißig zum Studieren und bei der löblichen Musica bin gehalten und erzogen worden, habe ich doch, aus kindischem Unverstand, zeitig vom Studieren gelassen und mich der Wanderschaft, neben meinem Handwerk (der Schuhmacherei) angenommen, in Meinung, solcher Gestalt viel Städte und Länder zu sehen und fremder Nationen Bräuche und Gewohnheiten zu erkunden, als ich dann die mehrere Zeit meiner Jugend, bis in das dreißigste Jahr meines Alters, damit zugebracht."

„Und wie man in der Wanderung mancherlei Uebung und Kurzweil der Welt sieht und erfährt, sonderlich bei den jungen, erwachsenen Leuten, welche zum Theil auch bös und schädlich sind, also hat mir dann die Musica von Jugend auf geliebet, das Meistersingen und die deutsche Poeterei vor andern üppigen Uebungen am besten gefallen."

„Derwegen habe ich mich anfänglich zu Augsburg zu den Meistersängern gehalten, bei ihnen den rechten Grund dieser Singekunst und deutschen Poeterei gesucht und dennoch allda den rechten Grund dieser alten Singekunst nicht gefunden, bis ich endlich zu Nürnberg bei dem sinnreichen Herrn Hans Sachs und anderen verständigen Singern besseren Bericht über dieses Singens Grund erlanget. Allda ich bei sechs Jahren gewartet und neben meinem Handwerk dieser alten löblichen Singekunst beigewohnet."

Darauf kehrte er in seine Heimath zurück und ward Cantor in Görlitz. Dies Amt versah er in den Jahren 1570—1572. Von hier begab er sich nach Breslau und lebte daselbst, wie er sich in allen seinen Büchern schreibt, als ein Liebhaber und Beförderer der alten deutschen Singekunst und Poetereien. Durch den langjährigen vertrauten Umgang mit

Hans Sachs war Puschmann recht eingeweihet worden in alle Regeln und Geheimnisse der Meistersingerei; er mochte sich deshalb mehr als irgend jemand berufen fühlen, der Welt von dieser in seinen Augen hohen Kunst einen gründlichen Bericht zu ertheilen. Während er noch in Görlitz lebte im J. 1571, hatte er auch solchen bereits ausgearbeitet, erst aber von Breslau aus machte er sein Buch durch den Druck bekannt: es erschien 1574 in 4°. bei Ambrosius Fritsch zu Görlitz. Im J. 1584 nahm er eine Umarbeitung damit vor, welche aber nur handschriftlich blieb (jetzt in der Magdalenen-Bibliothek zu Breslau). Aus beiden Werken veranstaltete er eine neue Ausgabe, die im J. 1596 zu Frankfurt an der Oder in 8°. gedruckt wurde unter dem Titel: „Gründlicher BEricht Der Deutschen Reimen oder Rithmen, Auch der alten Deutschen Singekunst des Meister gesangs, vnd derer Melodyen, So wol auch der deutschen Kirchengesenge, Wie sie sämptlich zuerkennen, zuerlernen, vnd zuvnterscheiden sindt. In drey Tractat gestellet: 1569. (sic) Durch Adam Puschman, Liebhabern vnd Beförderern gemelter alten deutschen Singekunst zu Breßlaw. (Am Ende:) Gedruckt zu Franckfurt an der Oder durch Nicolaum Voltzen, im Jar nach Christi Geburt. 1596." 8°. (89 Blätter) *).

Dies Büchlein, obschon von geringem Umfange, ist und bleibt eine Hauptquelle zur Kenntniß des späteren zünftigen Meistergesanges. Es lehrt, wie diese armen, redlichen, gutmüthigen, kunstbeflissenen Handwerker das ganze und wahre Wesen nur in treuer, ängstlicher Befolgung einer ursprünglich künstlichen, wahrhaft poetisch benutzten, dann zur Spielerei ausgearteten, völlig geist- und geschmacklos gehandhabten Form (Tabulatur genannt) suchten und fanden; nirgend Sinn für einfache, würdige Darstellung und Behandlung schöner Stoffe, nirgend eine Ahndung von dem metrischen Baue und Wohlklange unserer Sprache. Doch wir wollen Einiges zur Kenntniß dieser merkwürdigen Richtung in der deutschen Poesie mittheilen.

Erster Tractat. Die zu einem Verse nothwendigen Silben werden nicht gemessen, sondern gezählt; die Reime in stumpfe und klingende (männliche und weibliche) eingetheilt und Schlagreime, solche wo auf ein einzelnes Wort unmittelbar wieder ein einzelnes reimt.

---

*) Der sel. Büsching hatte dies Buch der Breslauer Bibliothek als unicum verkauft; es wird aber auch ein Exemplar in der Bibl. der Oberlaus. Gesellschaft aufbewahrt.

Zweiter Tractat. Die Tabulatur oder das Schulregister nebst 25 Strafartikeln liefert ein Verzeichniß von 25 Gesetzen und den Strafen der dagegen gemachten Verstöße.

1. „Erstlich sollen alle Meisterlieder nach vermöge der hohen deutschen Sprache geticht und gesungen werden, sonderlich die Bundwörter, wie dann solche hohe deutsche rechte Sprache in der Wittenberger, Nürnberger und Frankfurter Biblia, auch in der deutschen Fürsten und Herren Canzleien üblich und bräuchlich ist.“

2. Falsche Meinungen, alle falsche, abergläubige, sectische, schwärmerische (und papistische, doch fehlt dies im Bericht von 1596) Menschenlehren, der reinen Lehre Jesu Christi zuwider. „Diese mag man billig ein Laster nennen, denn sie sind lästerlich genugsam.“

3. Falsches Latein.

4. Blinde Meinungen, wenn durch ausgelassene Wörter der Sinn unverständlich wird, z. B. Ich, Du soll kommen für ich und du.

5. Blinde Wörter, undeutliche, unverständliche — wol nur in Bezug auf Orthographie z. B. Tach für Tag.

6. Halbe Wörter, apocopierte und syncopierte Wörter z. B. Abram für Abraham.

7. Laster, unreine Reime aus mundartlicher Aussprache oder schlechter ungewöhnlicher hervorgehend; wenn z. B. Diphthongen auf Vocale (i auf ü) gereimt werden.

8. Aequivoken, z. B. haben und haben, dasselbe Wort zweimal im Reim.

12. Ein Stutz oder Pause, wenn man stutzt oder stille hält, wo man nicht stille soll halten.

13. Milben, wenn das Schluß-n des Infinitivs weggelassen wird, z. B. singe für singen.

20. „Falsche Blumen, das ist, so man die Blumen und Coloraturen der Töne anders singet, als sie ihr Meister geblümet.“

23. „Irr werden bleibt gar unbegabt, das ist, wer irre wird im Singen, es sei im Text, im Ton, in Reimen, in Stollen oder Abgesang, da man eines vor das andere singet und irr wird, der hat gar versungen. — (bei Büsching S. 192) wer irre wird im Gesange und nicht fort kann und oft wieder anhebt, dem soll man nicht einhelfen, sondern heißen vom Stuhle steigen.“

Dritter Tractat von den Meistertönen, wie man sie componieren, gebrauchen und die Misbräuche erkennen soll; auch von den Kirchen-

melodeien. — Dieser letzte Abschnitt handelt nicht von der Musik, sondern von den Reimen und Silben ꝛc. der Kirchenlieder. Uebrigens enthält dieser Abschnitt manches Wichtige zur Geschichte der Gebräuche und Gewohnheiten der Meistersinger*).

Um diese Zeit, im J. 1572 schrieb Puschmann auch ein Verzeichniß aller Töne, die in dem sogenannten Kolmarer Meistergesangbuch enthalten sind — nur zwei Blätter, denen er folgenden litterarhistorisch wichtigen Titel auf einem besondern Blatte hinzufügte:

„Auszug des alten Buches zu Colmar im Elsaß, welches etlich hundert Jahr zu Mainz in der großen Liberei, so der Stadt zugehörig, verwahret gelegen, endlich in dem Schmalkaldischen Kriege zu Mainz aus der Liberei, wie in Kriegesläuften bräuchlich, abgefodert worden. Und ist dieses gemeldte Buch von Georg Wilkamer Bürger zu Colmar erkauft worden zu Schlettstadt am St. Thomastage Anno 1546. Dies Buch ist vor 700 Jahren vermöge seines Registers zu Mainz in der Liberei gesehen worden, weil (als) noch Dr. Heinrich Frauenlob zu Mainz gelebet und allda gewohnet ꝛc.“ **).

Während er so für seine edle Kunst auf theoretischem Wege gewirkt hatte, vergaß er auch nicht, practisch dafür thätig zu sein. Er dichtete fortwährend Meisterlieder in selbsterfundenen Tönen oder nach fremden. Er ging aber auch noch weiter. Im Jahre 1580 schrieb er nämlich eine große Comödia von dem frummen Altvater und Patriarchen Jacob und von seinem lieben Sohne Joseph zusamt seinen Brüdern, aufs längst in 4. Stunden zu agieren. Puschmann wendete sich wegen Aufführung dieses Stückes an den Breslauer Magistrat und derselbe gab es zur Begutachtung an das Pfarramt. Am 13. Dec. 1580 schrieb das Pfarramt darüber: „Wir sollen nicht unterlassen Bericht zu thun von des Adam Puschmanns Comödien, so er vor weniger Zeit Einem Gestrengen Rath hat präsentieret; wir befinden aber vornämlich, daß der arme Mann hiemit sucht, sich in dieser schweren Zeit desto baß zu erhalten; sonsten

*) Eine Bearbeitung aller dieser drei Bücher Puschmanns, jedoch nur bis zum dritten Tractat, gab Büsching in der Sammlung für Altdeutsche Literatur und Kunst. 1. Bd. 1. St. (Breslau 1812. 8°.) S. 164 bis 219.

**) Mehr über diese reichhaltige Sammlung in v. d. Hagen's Grundriß S. 501—503. Leider ist sie in neuerer Zeit abermals gestolen worden und niemand weiß bis jetzt ihr Schicksal.

ist das Gedicht an ihm selber gar schlecht und einfältig, und sind in den öffentlichen Buchläden allhier durch den Druck von dergleichen Historien gar viel schicklichere und besser gestalte Exemplaria vorhanden. Auch können wir nicht verhalten, daß etliche obscoena verba und gesticulationes darinnen sein, die vor züchtigen Ohren und Augen sich durchaus nicht schicken mögen. Ueberdies ist es sehr lang in der Action, dadurch die Spectatores über die billige Zeit würden aufgehalten werden." *) Das Pfarramt als damalige alleinige Censurbehörde mochte wol noch andere Gründe haben, warum es sich nicht eben geneigt für das Agieren der Comödien zeigte. Es hatte öfter schon erfahren, daß trotz dem daß alles was wider Zucht und Sitte lief, in den Comödien gestrichen war und wegbleiben mußte, die Actores dennoch änderten und manchmal allerhand ärgerliche Reime und Sprichwörter einmischten. Auch war die gute Meinung des Raths zu Breslau, die jungen Leute durch die Comödie vom übrigen Zechen und Trinken abzuhalten, wenig befolgt worden; in einem Berichte des Pfarramts vom J. 1582 heißt es: „die Actores der Comödien haben sich als die Bestien betrunken." Dennoch erreichte Puschmann seinen Zweck: seine Comödie wurde im J. 1583 mit Musik und Gesang aufgeführt, und im J. 1592 zu Görlitz gedruckt **).

An dem Stücke selbst ist wenig Bemerkenswerthes. Die biblische Geschichte von Joseph wird ohne sonderliche Ausschmückungen durchgeführt von Anfang bis zu Ende; dabei so ernst und züchtig gehalten, daß man nicht begreift, wie die damalige Censur daran Anstoß nehmen konnte. Die anstößigsten Stellen hätten doch in den Reden der Potiphar vorkommen sollen! Aber auch selbst wie Joseph seinen Mantel fahren läßt, geht es ganz anständig zu. Die innere Einrichtung des Stückes stimmt schon ganz zu den heutigen regelmäßigen Schauspielen. Auch hier kommen bereits Anmerkungen vor zum Behuf der handelnden Personen, z. B. „sie thun, als wollten sie auf ihn schlagen," „Ruben kratzt sich im Kopfe und thut kläglich," „Jacob antwortet trauriglich und kläglich." So sind auch regelmäßig Auftritt und Abgang der einzelnen Personen angegeben, auch schon einige Theatereffecte mit angebracht; der zweite Akt schließt mit einer Ohnmacht des Altvaters Jacob: „Jacob stellt sich als wollt er ohnmächtig werden, daß man ihn hinausführen muß."

---

*) S. Prov.-Blätter XXVIII. Bd. S. 552.

**) Gottsched's Nöthiger Vorrath zur Geschichte der Deutschen Dramatischen Dichtkunst I. Th. S. 127—131.

Wie weit damals der Dialog ausgebildet war, können einzelne Scenen am besten veranschaulichen.

Actus IIII. Scena 2.

Potiphora und die Hofmagd kommen ein. Potiphora, Joseph reden in der Scenen.

Potiphora (spricht zur Hofmagd).

Wenn ich die recht Wahrheit sollt jehen (sagen),
Hab ich niemals lieber gesehen
Mein Herren wegziehen als itzt,
Dieweil mein Vernunft, Sinn und Witz
So hart bei mir betrübet ist
Für großer Lieb zu dieser Frist
Gegen Joseph mein Haushalter,
Der im Haus läufet hin und her,
Und sein Befehl fleißig richt aus,
Kommt doch nicht in mein Summerhaus,
Darum ich ihn wollt sehen geren,
Wie lieb wir doch einander wären,
Denn er liebet mir in dem Herzen.
Ich muß erdenken List zum Scherzen,
Daß ich dem schönen jungen Mann
Mein große Lieb mag zeigen an.
Erstlich will ich ihn heißen Ihr,
Das wird ihm wohlgefallen schier,
Und will nehmen in die Hand mein
Ein Schnupftuch ausgelöchert fein,
Darzu ein neu Hembd schön und weiß,
Auch ein'n schönen Kragen mit Fleiß,
Darnach auch ein'n Beutel voll Geld,
Das schenk ich ihm gar ungezählt,
Ob sein Herz auch gen Mir möcht brinnen,
Mich auch von Herzen liebgewinnen.

(Sie gehen beide ab. Joseph kommt herein.)

Joseph (redt mit ihm selber).

Mein Herr mich hoch erhaben hat,
Zu regieren an dieser Statt,
Das mir doch fast unmüglich wär,
Wo mir nicht beistünd Gott der Herr.
Schau, da kommt meines Herren Weib,
Sie hat schön geschmückt ihren Leib.

Potiphora (kommt zu Joseph und spricht).
Joseph, Joseph, was macht ihr hie,
Wohin gedenkt ihr, oder wie?
Gedenkt ihr an ein schön Jungfrauen?

Joseph (antwort).
Ich denk, was mir mein Herr thät trauen.
Die Jungfraun fechten mich nichts an.

Potiphora (spricht).
Ihr seid ein schöner junger Mann,
Und verweset ein Amt sehr schwer,
Geht darbei schlecht bekleidet her,
Nach eurem Amt sollt ihr euch kleiden.

Joseph (antwort).
An mir mag ich kein Hoffart leiden,
Zur Hoffart ich nicht geboren bin.

Potiphora (spricht).
Joseph, nehmt das Wischtüchlein hin!
Wie habt ihr so ein schlecht Hembd an,
Das thut euch gar gräulich anstan!
Drum nehmt von mir das Hembd ohn Scheuch;
Auch dieses Geld das schenk ich euch,
Kleidet euch darvon meinetwegen,
Denkt an mich, wenn ihrs werdt anlegen.
Ich kann euch länger bergen nicht,
Mein Herz gen euch in Lieb durchbricht,
Das brennet gen euch Tag und Nacht,
Das Alles euer Schönheit macht,
Die thut mich in großer Lieb treiben
Gegen euch — das laßt bei euch bleiben —
Darum liebet mich wiederumben,
Und thut oftemal zu mir kummen
Hinaus in mein schön Summerhaus.

Joseph (antwort ihr).
O Frau, das geschicht nicht durchaus!
Sollt ich fremder Liebe begehren,
Die wider Gott und Ehren wären,
Darfür bhüt mich mein lieber Gott ꝛc.
(Joseph geht ab, sie bleibet drinnen.)

Potiphora (spricht zu ihr selber).
Des thät ich mich gar wol besorgen,
Ich würd nichts ausrichten den Morgen.
Er ist gar zu schämig und frumm;
Doch tröst ich mich des wiederum,

Er ist verschwiegen, besagt mich nicht.
Ich denk, wie ein alt Sprichwort spricht:
Ein Baum fällt nicht von Einem Streich;
Drum ich so bald nicht von ihm weich,
Ich versuche es noch ein Mal,
Ich will hinausgehn durch den Saal,
Will die Gschenk vor sein Kammer legen,
Und ihn noch wol damit bewegen.

(Sie gehet ab. Instrumentum.)

Actus IIII. Scena 3.

Joseph geht alleine ein ꝛc.

Joseph (spricht zu ihm selber).

Dies Amt giebt mir zu schaffen viel,
Die Zeit zu kurz mir werden will,
Auszurichten wie es soll sein.
Schau, da kommt aber (wiederum) die Frau 'rein.

Potiphora (spricht zu ihm).

Joseph, Joseph, ich grüß euch schier,
Schämt euch doch nicht so sehr vor mir!
Habt ihr anzogen das Hembd mein,
Das ich legt' vor euer Kammer fein?
Wie hat euch's Tüchel und Geld gefallen?

Joseph (antwort ihr).

Frau, schweigt mir von den Dingen allen,
Solch Ding mich wahrlich nichts anficht.

Potiphora (spricht).

O Joseph, veracht mich doch nicht,
Laßt euch mein große Lieb bewegen,
Thut euch nur einmal zu mir legen *),
Ich schenk euch was eur Herz begehrt,
Es sei Geld oder Geldes Werth.

Joseph (antwort ihr).

Darfür hüt mich der liebe Gott!
Sollt ich brechen die zehn Gebot,
Auf mich laden Gottes Gericht!
Das thu ich meine Lebtag nicht.
Ach Frau, bedenkt euch eines Guten,
Und schämt euch mir solchs anzumuthen.

---

*) Andere Lesart:
Thut nur einmal Lieb mit mir pflegen.

Potiphora (bitt noch mehr).

O Joseph, lieber Joseph frumm,
Ich bitt dich, doch zu mir herkumm,
Und laß mich nur itzt das erlangen,
Thu mich mit dein'n Armen umfangen,
Und gieb mir ein'n freundlichen Kuß.

Joseph (antwort).

Ach, die Red mich verdrießen muß,
Ich thu ja gar nicht solche Ding.

Potiphora (spricht).

O Joseph, schöner Jüngeling,
So muß ich dir selbst herzen thon (thun).
(Sie greift nach ihm, ihm zu herzen.)

Joseph (schreit laut).

Nicht, nicht, Frau, ich lauf darvon.
(Sie greift nach ihm, erwischt seinen Mantel, den läßt er in ihren Händen und entläuft.)

Potiphora (schreit laut).

So lauf an den Galgen, du Bösewicht,
Kann ich dich denn erweichen nicht rc.

Puschmann legte auf dies Werk besonderen Werth; er machte davon drei verschiedene Abschriften oder wol gar Recensionen, weil alle drei von einander abweichen; die eine widmete er dem Rathe zu Görlitz, die andere dem Nicolaus Rehdinger dem jüngern auf Striesa, und die dritte dem Jacob Rehdinger. Ausführlich gibt er vorn die Ursachen an, die ihn bewogen, diese Comödiam zu schreiben: 1) seien die Schauspiele Hans Sachsens nur auf 8—12 Personen eingerichtet; solche trostreiche lange und weitläuftige Geschichten können aber nicht kurz gefaßt und auf so wenige Personen vertheilt werden, weshalb auch H. Sachs davon abgestanden habe; ferner seien ähnliche Geschichten meist viel zu lang gefaßt, daß man zween Tage daran zu spielen gehabt, die seine könne aber obschon mit 44 Personen doch in 4 Stunden agieret werden; endlich liefen alle bisher publicierte Comödien, Tragödien und deutsche Spiele (Hans Sachsens ausgenommen) gegen die wahre Meistersingerkunst, — was weitläuftig dargethan wird. Am Schlusse der Comödia fügt er noch mehrere Regeln hinzu, deren Beobachtung er den Schauspielern anheimstellt. Sie geben einen hübschen Aufschluß über die Dramaturgie des XVI. Jahrhunderts und verdienen im Auszuge mitgetheilt zu werden.

„Erstlich ist diese Comödia getheilet worden in 7 Actus, und hat jeder Actus seine besondere Scenen, nachdem der Actus lang ist und die Personen müssen eingehen. Darum sind anfänglich zu jeder Scenen der Personen Namen, welche darinnen reden sollen, verzeichnet, und zum Ausgang jeder Scenen geschrieben Instrumentum. Solches geschicht darum, daß man alsbald auf einem Instrument schlagen soll, bis die Personen sich in habitum schicken und aus= und eingehen und anfangen zu reden. Nach Ausgang der Actus ist auch verzeichnet Instrumentum, das ist, man soll so lange schlagen, als es die Nothdurft erfordert. Oder anstatt des Instruments, wofern Meistersinger diese Comödia agierten, mag man die Gesänge singen, welche zu dieser Comödia sind componieret worden. Nach dem Beschluß des Epilogi sind die 44 Personen, welche zu dieser Comödia gehörig, mit ihren Namen verzeichnet, und zu jeder Namen die Anzahl der Verse, wie viel Verse sie zu reden hat.“

„Zum Andern ist zu merken, daß diese Comödia, wenn man sie vollkommen will agieren mit 44 Personen, so kann es nicht wol viel eher als in 4 Stunden geschehen, inmaßen diese Comödia in Breslau seint 83 gar oftermal in 4 Stunden ist abgehandelt worden, darzu hat man nur 26 Personen gebraucht, hätte auch wol mit 18 Personen geschehen mögen, wenn man die 44 Personen solchergestalt hätte eingetheilet wie hernach vermeldet, welches den Consorten sämmtlich zu besserem Nutz gereichet hätte, indem daß sie das Einkommen in wenige Theil der Personen mit besserem Nutz als in viel Theil hätten mögen austheilen; könnte auch bessere Einigkeit unter wenig Personen als unter vielen erhalten werden, denn es gehet gemeiniglich nach dem alten Sprichwort: viel Köpfe viel Sinne, mehr Hirten übler gehütet, denn unter so viel Personen geht es selten einig zu ꝛc.“

„Zum Dritten hat der Autor dieser Comödien Achtung gehabt auf die Personen, welche unter der Action lange feiern müssen, eh sie wieder anheben zu reden, oder welche nur ein=, zwei=, dreimal oder gar wenig zu reden haben, auf daß sich dieselbigen Personen indeß verkleiden mögen, und andere Personen darneben vertreten, damit man nicht eine solche große Anzahl der Personen haben müßte, welche große Anzahl auch bisweilen die Leute des Ortes, da man agieren soll, beschweren und vervielen ꝛc.“

„Hernach verzeichneter Habitus muß zuvor, ehe man die Comödia agieret, eingezeuget werden:

1. Die Brüder Josephs müssen einerlei Röcke und Hüte, auch Hirtenstäbe haben
2. Jacob muß einen Jacobshut und Stock haben, darzu einen schönen großen langen grauen Bart und Haar
3. der Engel Gottes muß seinen englischen Sonnenschein und gelbe krause Haar haben
4. König Pharao muß eine schöne guldene Krone, schönen Scepter, auch einen schönen königlichen Bart haben ohne die königlichen Kleider
5. die Hofeleute Pharaonis sowol als Josephs Brüder müssen mancherlei schöne Bärte haben ohne die andern schönen Kleider
6. Joseph muß einen schönen bunten Rock, auch solcher Farbe doch mehrer Theil roth einen zerrissenen Rock haben.

Solcher Ordinat und Habitus und anders Mehres, so zu der Comödia gehörig, muß auf der Consorten Unkosten eingezeuget werden, sofern man diese Comödia ohne Spott agieren will."

Hieher gehört auch eine Stelle aus der Vermahnung an den christlichen Leser und die Actores:

„Nachmals soll ein jeder Actor auf Personen sehen, welche Personen zu der Action wohl tüchtig sein, also daß das Aussprechen der Wörter mit den Gestibus concordiere, denn wo solches nicht geschicht, kann leichtlich dem Spiele oder dem Actori samt den Personen ein vitium entstehen 2c. Auch kann man einem deutschen Spiele leichtlich eine Ungestalt anthun, wenn man zu kleine oder zu große Personen zur Action gebrauchet, denn mit Kindern große und alte Personen zu vertreten, sonderlich in Tragödien, ist nichts werth, denn es gibt einen Unform. Darum soll man zu Comödien und Tragödien Personen nehmen (sonderlich welche deutsch getichtet sein), welche tüchtig und gleichförmig sein; denn in Tragödien, da man kämpfen soll und kriegs- oder rittermäßige Leute vertreten soll, kann mit Kindern nimmermehr rechtmäßig oder gleichförmig, sondern kindischer, weibischer Gestalt vollzogen werden. Also hat es auch keinen Schein, wenn man mit Kindern will Könige oder ansehnliche Potentaten vertreten."

Im Jahre 1587 brachte P. eine Sammlung jüngerer Meisterlieder zu Stande, die er ganz gleichförmig der Kolmarer Sammlung einrichtete, sie hat den Titel:

„Ein genotieret Buch, darinnen über 300 alte und neue schöne Meistertöne oder Melodien sind aufgenotieret und zu jeder Melodei ein geistlich Lied geschrieben. (350 Bl. fol.)"

Er widmete dies Werk einem seiner Collegen, einem Breslauer Schuhmachermeister, dem Ehrbaren und Ehrsamen Wolfgang Herolt, weil selbiger auch von Jugend auf zu dieser alten löblichen deutschen Singerkunst sonderliche Lust und Liebe getragen, sie allewege befördert und mit etlichen neuen Tönen bereichert habe.

In der Vorrede setzt P. die Gründe aus einander, die ihn bewogen, so viel Fleiß und Mühe auf diese Arbeit zu verwenden. Er wolle nicht, daß so viele alte und neue Töne vortrefflicher Meister untergingen, wie dies schon oft geschehen sei. P. hat sein Vorhaben treulich erfüllt. Da er selbst nicht genug von der Musik verstand, so wendete er sich an einen Breslauer Cantor, der kein Meistersinger war, und dieser mußte die ihm vorgesungenen Melodien aufzeichnen. Viele Töne (33) sind von P. selbst erfunden, wie denn auch über 80 Lieder nach diesen eigenen und nach fremden Tönen, als Puschmanns eigenes Werk mit A P bezeichnet, unter den übrigen alten und neuen vorkommen. Ihr poetischer Werth ist sehr gering. Dennoch stiftete er dasselbe Buch, wie es uns vorliegt, in die große Liberei oder Bibliotheca zu St. Maria Magdalena zu Breslau, damit man, wie er selbst sagt, allezeit solche aufgenotierte Töne finden, und wer dazu Lust hat, daraus lernen kann.

So lebte und wirkte Adam Puschmann zu Breslau für seine Kunst. Er starb am 4. April 1600 früh zwischen 4 und 5 Uhr seines Alters im 68. Jahre. Wenn wir auch nicht auf die Magdalenen-Bibliothek gehen, seine Töne singen zu lernen, so wollen wir doch in der Geschichte der deutschen Poesie ihm das Lob bewahren, worauf seine Bescheidenheit Anspruch macht; wenige Jahre vor seinem Tage schloß er seinen gründlichen Bericht auch unter andern mit diesen Worten (S. 81): „So bin ich dennoch tröstlicher Hoffnung, es werden kunstliebende verständige Leute zum Theil auch noch sein, welche solchen meinen einfältigen Fleiß, Mühe und Arbeit nach meiner Wohlmeinung nicht gar verachten und für nichtig halten, die werden Kunst für Unkunst lieben und befördern."

Und er verdient ein freundliches Andenken, schon weil er einst (1576) ein so rührendes Denkmal kindlicher Dankbarkeit und inniger Trauer seinem alten Lehrer und Meister Hans Sachsen zu Nürnberg stiftete *).

*) Drei Lieder, zuerst gedruckt in Salomon Ranisch, Historisch-kritischer Lebensbeschreibung Hans Sachsens (Altenburg 1765. 8°.) S. 317 bis 331 und daraus mit zwei neuen hinzugedichteten Strophen und verschiedenen Veränderungen im Wunderhorn III. Bd. S. 233—239.

Bartholomäus Ringwaldt.

[illegible] Werk [illegible] seiner Collegen, einem Breslauer Schuhmachermeister, [illegible] Wolfgang Herolt, weil seine [illegible] deutschen Singerkunst [illegible] und mit etlichen [illegible].

[illegible] die ihn bewogen, [illegible] zu verwenden. Er wollte nicht, [illegible] Meister untergingen, wie [illegible] hat sein Vorhaben [illegible] erfüllt. Da [illegible] verstand, so [illegible] er sich an einen [illegible] war, und dieser musste, die ihm [illegible]. Viele Töne (33) sind von P. selbst [illegible] nach diesen eigenen und noch [illegible] Wert mit A. P. [illegible] unter [illegible] sehr [illegible] Buch, wie es uns vorliegt, in die [illegible] zu St. Maria Magdalena zu Breslau, damit [illegible] solche aufgenotierte Töne finden, und [illegible].

[illegible] zu Breslau für seine Kunst. Er starb [illegible] zwischen 4 und 5 Uhr seines Alters im [illegible] Jahre. [illegible] Magdalenen-Bibliothek gehen, seine [illegible] wir doch in der Geschichte der [illegible] worauf seine Bescheidenheit [illegible] seinem Tage [illegible] er seinen gründlichen [illegible] mit diesen Worten (S. 84): „So bin ich [illegible] kunstliebende verständige Leute [illegible] meinen einfältigen Fleiß, Mühe [illegible] nicht gar verachten und für nichtig [illegible] loben und befördern.“

[illegible] schon weil er einst (1576) ein [illegible] Dankbarkeit und [illegible] seinem alten Lehrer und Meister Hans Sachsen zu Nürnberg stiftete *).

*) Drei Lieder, zuerst gedruckt in Salomon Ranisch, Historisch-kritischer Lebensbeschreibung Hans Sachsens (Altenburg 1765, 8°.) S. 317 bis 321 und daraus mit zwei neuen hinzugedichteten Strophen und verschiedenen Veränderungen im Wunderhorn III. Bd. S. 233—238.

Bartholomäus **Ringwaldt** ist geboren zu Frankfurt an der Oder im Jahre 1530. Auf dem Titel seines Speculum mundi nennt er sich Francofordianus und in der Vorrede zu seinem Plagium, die er zu Langfeld, 12. Januar 1597, schrieb, meldet er, daß er auf Bitte seines Schwagers, des Schulmeisters Caspar Irmissus diese Comödie des Daniel Cramer übersetzt habe, „denn dasselbe sonsten wol — fährt er fort — meines hohen Alters halben (der ich itzt von 66 Jahren und über 40 Jahr im heiligen Ministerio gewesen bin,) verblieben wäre." Im Jahre 1557 trat er ein geistliches Amt an und hatte 1567 bereits zweien Gemeinden als Prediger vorgestanden, als ihm die Pfarre zu Langfeld im Amte Sonnenburg in der Neumark übertragen wurde. In der lautern Wahrheit (1588. S. 326.) sagt er selbst von sich:

Da sie (seine Gemeindeglieder) mir doch nach ihrer Lust,
Wie Gott im Himmel wol bewußt,
Viel Gutes in die zwanzig Jahr
Erzeiget haben immerdar,
Welchs ihnen und den andern alln, Anno
So ich nach Gottes Wohlgefalln 86. scriptum.
Fast dreißig Jahr mit meinem Stab *)
An dreien End gedienet hab,
Wol wird bezahlen aufgericht
Christus, der in die Herzen sicht.

Um seinen Beruf nützlicher zu machen, auch um das allgemeine Vorurtheil zu entkräften, als ob die Dorfpfarrherren nichts studierten, sondern nur „des Kruges und Ackerbaues warteten," (s. Vorrede zu den Evangelien), befliß er sich zwar spät, aber mit glücklichem Erfolge der

---

*) In der Ausgabe von 1597 steht hiemit übereinstimmend:
Viel Gutes in die dreißig Jahr, und
Itzt vierzig Jahr mit meinem Stab,
und am Rande bemerkt: Anno 96. scriptum.

Poesie; er ließ etwa seit dem Jahre 1580 viele geistliche Lieder, Ermahnungs- und Erbauungsschriften im Drucke ausgehen. Die ersten dieser Dichtungen waren: der christliche Spiegel und Trostlieder in Sterbensläuften*) (erwähnt in der Vorrede zu den Evangelien). Hierauf folgten 1581 Evangelia auf alle Sonntag und Fest in Reim- und Gesangweise vertieret. Während dieser Zeit hatte er auch seine lautere Wahrheit vollendet, die aber erst 1585 an's Licht trat. Im Jahre 1588 besorgte er eine neue vermehrte Ausgabe dieses Buches und gab zu gleicher Zeit die christliche Warnung des treuen Eckarts heraus und die Vergleichung des heiligen Ehestandes mit der heiligen Dreifaltigkeit. Auch arbeitete er eben damals an einer Comödie, diese erschien aber erst 1590, unter dem Titel: Speculum mundi.

Aus der Zueignung dieses Schauspiels — es ist dem Herrn Hansen von Thümen, Comthurn auf Liezen gewidmet — erhellt, daß R. sich durch die Freimüthigkeit in seinen Schriften viele Feinde zugezogen hatte. Standhaft blieb er jedoch bei allem, wovon er glaubte, daß es seinem Berufe zukäme und Gott wohlgefällig sei. „Will derentwegen aller Neider, Spötter und heimlichen Feinde ungeachtet in meinem fürgenommenen Curriculo nach verliehenen Gaben mit Lehren, Strafen, Tröſten und Vermahnen procedieren und die lauter Wahrheit schreiben und wenn der Teufel mit allen seinen Gliedmaßen darüber bersten sollte." Seine letzten Schriften waren einige Hochzeitgedichte, darunter das bekannte zu Ehren des Frankfurter Buchhändlers Friedrich Hartmann 1595, und die Uebersetzung von Daniel Cramer's lateinischer Comödie vom Altenburgschen Prinzenraub 1597. Die einzigen Nachrichten über die letzten Lebensjahre unsers Dichters sind in dem einen Epithalamium vom Jahre 1595 enthalten. Wir erfahren daraus, daß R. nach dem Tode seiner ersten Frau eine Zeitlang Wittwer blieb, sich aber um's Jahr 1592, also in seinem 62. Jahre mit einem jungen Mädchen verheirathete, mit Dorothea, Johannes Krügers, Stadtschreibers zu Krossen, Töchterlein. Wie traurig es ihm in seinem Wittwerstande ergangen war, lehrt uns seine herzbewegende Schilderung:

Ja, wenn er kommt vom Grab zu Haus,
Da geht erst an der rechte Graus,
Daß ihn bedünket hin und her,
Wie all sein Wohnung ledig wär.

*) Von dem christlichen Spiegel habe ich bisher noch nichts erfahren können; die Trostlieder erschienen 1581.

Wo er sich wendt, da ist ihm bang,
Bleibt nicht auf einer Stätten lang,
Sitzt hie und da mit Traurigkeit,
Greint oder auf der Seiten leit.
Wird er der Kinder was gewahr,
So blutet ihm das Herze gar,
Und spricht mit Thränen zu dem Klein:
Wo ist nu unser Mütterlein?
Geht er zum Tisch, trinkt oder ißt,
Sein frommes Weib gar bald vermißt,
Und denkt mit vielem Seufzen groß,
Ach, wo ist nu dein Augentrost,
Der dir am Tisch mit aller Lust,
Fein lieblich zuzusprechen wußt,
Darzu in mancher Traurigkeit
Dein Herz mit Trost und Rath erfreut.
Legt er sich denn in seine Kammer,
So stift er nichts als eitel Jammer,
Betracht sein Elend für und für
Und schläft nicht viel, das gläub du mir.
Steht er denn auf und geht umher,
So kommt ihm alles in die Queer,
Vermerkt groß Untreu am Gesind
Und allenthalben Schaden findt.
Von welchem Harm und Ungemach
Er in die Läng wird rechte schwach
Und stürb auch wol ob solchen Sachn,
Wenn er es nicht sollt anders machn.

Er konnte also in seinem Gebete zu Gott ausrufen:

Doch bitt ich dich hieneben sehr,
Laß mich kein Wittwer werden mehr,
Denn ich gekostet hab den Brei,
Es ist geringe Freud darbei.

Nachdem er schon viertehalb Jahre in seiner neuen und glücklichen Ehe gelebet hatte, konnte er noch immer nicht seines traurigen Wittwerstandes vergessen und forderte alle Wittwer auf, ihm nachfolgend ein Gleiches zu thun. Auf der Hartmannschen Hochzeit ruft er dem Dr. Daniel Faber zu:

Begebet euren Cölibat,
Es wird euch nicht gereuen!
Ich wär lang todt, wenn ich mich hätt
Nicht wiederum beweibet.
Wohl dem, der sich im Ehrenbett
An sein Gehülfin reibet!

Haec nota bene, lieber Herr,
Thut nach den Sachen streben,
Und denket an den Prediger
Von Longicamp gar eben.

Wie lange Ringwaldt noch seinem Amte vorgestanden und wie lange er überhaupt noch gelebt hat, ist bis jetzt noch nicht ermittelt worden. Sein heiteres und munteres Wesen in seinen sechziger Jahren deutet auf ein längeres Lebensalter. Unter den Hochzeitgästen, die er alle nach der Reihe besingt, führt er sich selbst also scherzend ein:

Er Bartel Ringwaldt macht sich schwach
In seinen weißen Haaren,
Und schickt sich nunmehr allgemach
Ins Himmelreich zu fahren;
Er schleußt itzund die Rivos zu,
Wird nicht viel Reim mehr sitzen,
Denn ihm beginnt per f et u
Der Visus zu versitzen.
Nu lacht, ihr Herren ehrenvoll,
Als viel ihr könnt von Herzen,
Halt mirs zu gut, ihr kennt mich wol,
Ich muß bisweilen scherzen.

Und er hat denn auch wirklich noch länger gelebt, gewirkt und gedichtet. Im Jahre 1597 gab er „zum Beschluß und letzten Male wider übersehen und etwas vermehret“ die lautere Wahrheit heraus. So unbedeutend die Zusätze sind — sie bestehen nur in einigen neuen Worten am Schluß der Vorrede und in einigen auf das Jahr 1596 und 97 bezüglichen Versen, zu Anfange und zu Ende des Buches, — so sehen wir doch, daß der rüstige edele Greis es nicht vergessen hatte, was er schon früher in der Vorrede aussprach: daß er sich mit seinem einfältigen Schreiben wie mit einem Faustrohr (sintemal, fügt er scherzend hinzu, ich keinen halben Haken zu tragen vermag) hinter und neben seinen Brüdern, den Doppelsöldnern wider den Erbfeind habe beweisen wollen. Aber unaussprechliches Unglück, Pest, Hunger, Feuersbrünste, Ueberschwemmungen und Landplagen aller Art fern und nah haben jetzt das sonst heitere Gemüth des Dichters getrübt. Ringwaldt hofft von solcher Welt der Trübsale und unerhörten Leiden nichts mehr und zweifelt an ihrer Besserung (Laut. Wahrh. 1597. S. 4.):

Denn weil (so lange) nicht diese Welt vergeht,
Kein Beßrung zu gewarten steht.
Wie denn dasselb der Christen Schaar
Dermaßen täglich wird gewahr,

Daß mancher Mensch in Dorf und Stadt
Schier kein Lust mehr zu leben hat;
Er geht dahin, das mag ich sagn,
Als wär er an den Kopf geschlagn,
Acht wenig seiner eignen Hab,
Und wünscht, daß er nur läg im Grab.

Und doch, wie sehr er an der Welt auch irre geworden, doch verzweifelt er nicht an seinem Vaterlande. Selbst nachdem die edle, feste und schöne Stadt Rab, der Schlüssel zum deutschen Lande 1596 den Türken in die Hände gefallen ist, hofft er, wie er es aus der Schrift vernommen haben will, der Mahomet werde bald seine Strafe bekommen,

Und sich als ein Feind hoch vermessn
An uns einmal zu Tode fressn.

Er fügt aber gleich hinzu:

Ja, wenn wir bäten Gott den Herrn
Und untreinander einig wärn!

Auch noch jetzt im hohen Alter fühlt er den Beruf, die Wahrheit zu verkünden, zu warnen und zu ermahnen. So wendet er sich abermals an die deutschen Fürsten, er fordert sie auf, von Rom abzulassen, fest zusammen zu treten, mit den Unterthanen zu beten und beständig im wahren Glauben bis an's Ende zu verbleiben:

Darzu Gott aller Gnaden voll
Euch seinen Geist verleihen woll,
Darneben auch dem alten Drachn
All seine List zu Schanden machn.

Ringwaldt kann nur noch kurze Zeit gelebt haben; er sah heiterer seinem Ende als dem Ende der Welt entgegen. Denn nach seiner beschließlichen Vermahnung zur Buß und einfältigen Prophezeihung vom Jüngsten Tage sollte schon 1684 die Welt vergehen*), und er machte im Jahre 1597 folgende Berechnung**):

---

*) VenI VeLoX IVDICIVM.
ALs Denn Des VVaren Vaters Son
AVszlehen VVIrD In selner Cron.

**) In der laut. W. von 1588 lautet diese Stelle so:
Denn weil nu sechsthalb tausend Jahr
Und acht und vierzig offenbar,
und am Rande steht bemerkt: Anno 1586. script.

Im Jahre 1609 war R. gewiß schon todt, wenigstens hat er die in

Denn weil nu sechsthalb tausend Jahr
Und neun und funfzig offenbar
Wol von der Werlet Schöpfung klar
Sind bis auf uns geflossen gar,
So kann man ja wol nehmen ab,
Daß Christus bald werd kommen rab,
Dieweil die Welt nicht rechte voll
Sechs tausend Jahr bestehen soll.

Im Jahre 1600 war Ringwaldt schon todt. Auf dem Titel der durch Andream Hartmann herausgegebenen, aus dem treuen Eckart geschöpften Comödie, die 1599 zu Dresden aufgeführt ward, heißt Ringwaldt schon weiland R. Er starb also wahrscheinlich im Jahre 1598 und ward begraben in seiner Kirche zu Langenfelde, wo man noch im Jahre 1750 den Ort seiner Ruhe zeigte *).

Bartholomäus Ringwaldt ist ein didactischer Dichter von geringer Erfindungsgabe und unausgebildeter Phantasie; er braucht aber beides nicht zu seinem Zwecke, denn sein Zweck ist, jedem seiner Nebenmenschen das Wahre und Rechte zu sagen; er darf dazu nicht lange suchen, sein Stoff ist immer ein bereits gegebener, vorhandener, er knüpft also an

---

diesem Jahre zu Frankfurt erschienene Ausgabe nicht besorgt, weil es darin ebenso heißt, wie in der von 1586.
Und acht und vierzig offenbar
und am Rande ganz unsinnig steht: Anno 1686 script.

*) Siehe H., Nachricht von dem Leben und den Schriften des B. R. §. 15. Wenn ihn einige Litteratoren nach 1600 oder gar erst 1632 sterben lassen, so haben sie gewiß irgend einen seiner Söhne oder Enkel mit ihm verwechselt. R. hatte nämlich mehrere Söhne und Enkel. Sein Sohn Christian gab zu Königsberg im Jahre 1644 und 1646 mehrere Schriften seines Vaters neu heraus; auf dem Titel der einen steht Studio filii Christiani (Allg. litt. Anzeiger 1800. Sp. 1288.). Ein anderer Sohn Namens Johann war anfangs Conrector zu Seehausen und nachgehends Archidiaconus daselbst. Ein Sohn des vorigen, also Enkel des Bartholomäus, war zu Seehausen 1620 geboren; im Jahre 1650 wurde er Conrector zu Havelberg und ertrank am 26. December 1653 in der Havel. Der Inspector Johann George Seldius hielt ihm am 1. Jan. 1654 eine Leichenpredigt, die noch in demselben Jahre zu Zerbst in 4°. gedruckt worden ist (s. H., Nachricht von dem Leben und den Schriften des B. R. §. 21., „aus dem Havelberger Kirchenbuche," also richtiger als bei Wetzel). Aus dieser Leichenpredigt führt Wetzel, Hymnop. II. Th. S. 347 ff. 24 Lieder an, die dort dem R. zugeschrieben werden. Da nicht alle von R. sind, so zeigt sich, wie wenig man schon im 17. Jahrh. von Ringwaldts Schriften wußte

seine Erfahrungen und Beobachtungen an, was ihm sein frommer und biederer Sinn eingibt. Ohne sonderliche poetische Gaben an ihm zu finden und zu bewundern, gewinnen wir ihn doch bald lieb, er erzählt und schildert einfach, naiv und mit vieler Treuherzigkeit. Da ihm aber die Poesie nur Mittel zum Zweck scheint, so müssen wir in seinem Sinne mehr auf das sehen, was unsere Achtung und unsern Dank in Anspruch nimmt; beides erwirbt er sich, wenn wir sehen, wie er in allen Beziehungen des Lebens das Gute will. Als Christ ermahnt er zu wahrer christlicher Tugend; als eifriger Lutheraner verficht er die Lehren seiner Kirche; als Deutscher beklagt er den wankenden Zustand des deutschen Reichs, eifert gegen den Verfall der geselligen Ordnung und gegen alle Laster, wodurch deutsche Sitte und Zucht am meisten untergraben werden; als Geistlicher straft und lobt er und hält jenes für die Hauptpflicht eines Geistlichen, der seinen Beruf recht erfüllen will; überall zeigt er sich als einen achtungswerthen Mann, der von der Wahrheit seines Glaubens und von der Wichtigkeit seines Berufes ganz erfüllt ist.

Seine Sprache darf man rein nennen, er hält sich an Luthers Schriften, mischt nur selten etwas Niederdeutsches ein oder sonst einen passenden mundartlichen Ausdruck; um ihren Wohlklang kümmert er sich wenig, er dichtet meist immer in vierfüßigen Jamben mit stumpfen Schlagreimen, die zuweilen sehr ungenau, oft nur assonierend sind. Dennoch hat er in dieser nicht eben immer milden Sprache etwas Edles, Eindringliches, ja zuweilen Ergreifendes.

An diese kurzen Umrisse seines dichterischen Werthes reiht sich am passendsten eine nähere Nachricht über seine Schriften.

Ringwaldt galt zu seiner Zeit und noch lange nachher für einen vortrefflichen Liederdichter, wie denn auch viele seiner Lieder in die älteren Gesangbücher aufgenommen waren und einige sich noch jetzt erhalten haben. Diese Lieder zeichnen sich durch ihre einfache kräftige Sprache vortheilhaft aus vor den künstlichen matten Liedern der spätern Zeit. Doch ist dies eben kein besonderer Vorzug der Ringwaldtschen. Nach einem so erlauchten Vorgange unsers Glaubenshelden Martin Luther ward Reinheit, Kraft und Fülle der Sprache und Lauterkeit der Gesinnung mehr das Besitzthum aller als einzelner, zumal derer, die noch Theil hatten an den ersten heilbringenden Folgen der neuen evangelischen Lehre. Bei Ringwaldt findet sich nur dieser allgemeine Vorzug und daneben kein besonderer, wodurch er seinen Beruf und sein Geschick zum lyrischen Dichter darthun könnte. Er scheint selbst gefühlt zu haben, daß sein eigener Vor-

rath von Gefühlen und Gedanken nicht ausreicht, darum lehnt er die meisten seiner Lieder an biblische Texte und hält sich treu an das, was sie erzählen; nur selten steht er selbständig. Die Hauptsammlung seiner geistlichen Lieder ist v. J. 1581 und hat den Titel:

„Evangelia, Auff alle Sontag vnnd Fest, Durchs gantze Jahr, neben etzlichen Buspsalmen, in Reim und Gesangweise vertieret ꝛc.“

R. hätte in diesem Fache vielleicht mehr geleistet, wenn er überhaupt früher angefangen hätte zu dichten. Die eigenthümlichsten seiner Lieder sprechen wenigstens für diese Vermuthung.

Ein Gebet am neuen Jahre,

im Ton: Ein Kindelein so löbelich.

1.

Gott, Vater, der Du Deinen Sohn
In unser Fleisch gesenket
Und ihn als Deines Hauptes Kron
Aus Lieb uns hast geschenket,
Daß er der Menschen Sünd und Schuld
Mit Dir in sich versühnen sollt
Und das Gesetz erfüllen,
Auf daß sein Fluch samt aller Bürd
Der Höllen aufgehoben würd
Um seines Leidens willen.

2.

Gieb Gnad, daß wir die Ehrung Dein
Mit Lust und Dank annehmen,
Und uns im Kreuz des Namens sein
In keinen Läuften schämen,
Sondern dieselben mit dem Mund
Zur Seligkeit aus Herzensgrund
Für aller Welt bekennen,
Und zu ihm in der höchsten Noth,
Es sei im Leben oder Tod,
Mit wahrem Glauben rennen.

3.

Bescher uns auch ein fröhlich Zeit
Zu diesem neuen Jahre,
Und deine arme Christenheit
Für's Feindes Schwert bewahre,

So wol für Wasser, Pest und Feur,
Für Hagel und für Brötung theur,
Für Mördern und für Dieben,
Für schnellem Tod, Sünd, Haß und Neid
Daß wir in Fried und Einigkeit
Einander mögen lieben.

4.

Der Oberkeit nach allem Stand
Mit Deiner Gnaden walte,
Die Prediger in unserm Land
Bei reiner Lehr erhalte,
Kirch, Rathhaus, Schul und ganz Gemein
Laß Dir, o Herr, befohlen sein,
Samt Weib, Gesind und Kinden;
Daneben schütz auch unser Vieh
Und was wir sonst mehr haben hie,
Daß es nicht mög verschwinden.

5.

Wo unser ein in diesem Jahr
Ein Unfall soll bekommen
Oder aus diesem Leben gar
Zu Dir würd aufgenommen,
So gib Geduld ein jedermann,
Daß er sein Kreuz ertragen kann
Und in dem Glauben siege
Und mit dem Blut des Sohnes Dein
Besprengt in seinem Kämmerlein
Ganz wohl bewahret liege.

Ein Gebet,

im Ton: Wo Gott der Herr 2c.

1.

O Du getreuer Jesu Christ,
All unser Trost und Leben,
Der Du der rechte Weinstock bist
Und wir sind Deine Reben,
Ernähr uns doch mit Deinem Saft,
Und hilf uns durch Deins Geistes Kraft
In Dir viel Frucht zu bringen.

2.

Ohn Dich verwelken wir gar bald
Und werden Wasserranken,
Durch Dein Wort uns fest an Dir halt,
Daß wir von Dir nicht wanken,
Dem Vater uns durchs Kreuz behack,
Und alles Uebrigs von uns zwack,
Daß wir gereinigt werden.

3.

Hilf auch, daß wir in Deinem Berg,
Im christlichen Weingarten
Uns allweg fleißen guter Werk
Und unser Amt recht warten
Und darin nichtes suchen mehr
Als Deines Namens Lob und Ehr
Und unsers Nächsten Frommen.

Der XXIII. Psalm,

im Ton: Nun freut euch lieben Christen gemein.

1.

Der Herr ist mein getreuer Hirt,
Hält mich in seiner Hute,
Darum mir nichtes mangeln wird
An irgend einem Gute;
Wie soll und kann's mir übel gehn,
Weil Gottes Sohn thut bei mir stehn,
Mich schützet und regieret.

2.

Er weidet mich mit seinem Wort
Auf einer grünen Auen
Und läßt sich bei mir fort und fort
Auf beiden Seiten schauen,
Darzu mein Herz mit Trost berührt
Und auch ans frische Wasser führt,
Zum Brunnen seiner Gnaden.

3.

In Angst und Noth er mich erquickt
Mit seinem wahren Munde

Und mir sein Hülf von oben schickt
Zu rechter Zeit und Stunde,
Und führt mich auch ohn Unterlaß
An seiner Hand auf rechter Straß
Um seines Namens willen.

4.

Er gleitet mich zu Tag und Nacht
Mit seinem Steck und Stabe,
Mit Fleiß mein Leib und Seel bewacht,
Treibt alles Unglück abe;
Ich fürcht mich nichts im finstern Thal,
Denn Gott ist bei mir überall
Auf allen meinen Wegen *).

Ein fein Sommerlied,

im Ton: Herzlich thut mich erfreuen 2c.

(Aus der christlichen Warnung des treuen Eckarts.)

1.

Gottlob! es ist vorhanden
Die fröhlich Sommerzeit,
Der Schnee in unsern Landen
Nicht mehr so häufig leit,
Das Eis ist gar zergangen,
Der Rauhreif fällt nicht mehr,
Es haben angefangen
Die Bäum zu knospen sehr.

2.

Die Au und auch der Anger
Rechtschaffen grünen fein,
Das Erdreich geht hoch schwanger
Durch Kraft der Sonnen Schein.
Schaut doch, wie rausser kriechen
Die schönen Blümlein zart
Und so gar lieblich riechen,
Jedes nach seiner Art.

---

*) Die folgenden drei Strophen sind weggelassen.

3.

Die Welt sich jetzt verjünget
Und wird auf's Neu gemacht,
Welchs denn zuwegen bringet
Des ersten Wortes Kraft,
Da Gott also gesprochen:
Es werde dies und das!
Das bleibt noch ungebrochen
Und treibet Laub und Gras.

4.

Die Saate auf dem Felde
Jetzund gar nichtes acht
Des Winters schwere Kälde,
Sie steht daher und lacht
Und wächst verborgner Weise
All Stunden fort und fort
Ihrem Schöpfer zu Preise
Und seinem starken Wort.

5.

Als wir denn auch so werden
Mit Gaben hochgeziert,
Erwachen aus der Erden,
Wenn Christus kommen wird,
Und uns von allem Bösen,
Des Teufels Haß und Neid,
Gewaltiglich erlösen
Durch sein Gerechtigkeit.

6.

Die Lerch sich hoch erhebet
Und flieget über sich,
Mit ihren Flügeln webet
Und singet säuberlich;
Der Schall erklinget ferne
Und lautet mächtig wol,
Die Menschen hören's gerne
Und sind der Freuden voll.

7.

Der Storch ist wieder kommen,
Darzu die Schwälmelein,
Ja man hat auch vernommen
Die Turturtäubelein,

So wol die Gänſ' und Spechte,
Wiedhopf und Kranich fein
Und allerlei Geſchlechte
Der lieben Vögelein;

8.

Die allzumal Gott ehren
Mit ihrem Lobgeſang
Und ſich frei laſſen hören
In Wälden breit und lang.
Ach laßt uns auch Gott preiſen
Wir ſind ja mehr als ſie,
Dieweil er uns thut ſpeiſen
Viel beſſer als das Vieh.

9.

Im Strauche ſitzt der Haſe
Und zu dem Hafer ſpringt,
Das Rindvieh geht im Graſe,
Der fromme Kuckuck ſingt,
Die Bienlein thut man ſpüren
An manchem Thal und Berg,
Wenn ſie zuſammenführen
Ihr ſüßes Wunderwerk.

10.

Die Hirſchen und die Hinden,
Darzu die leichten Reh
Sich wiſſen wol zu finden
Im Buſch und grünen Klee;
Die Schäflein auf der Auen
Sie weiden hin und her,
Dem lieben Gott vertrauen
Und hüpfen in die Queer.

11.

Jetzt freut ſich alles ſehre,
Was Creatura heißt,
Verkündigt Gottes Ehre
Und ihm Gehorſam leiſt.
Die Fiſch im Waſſer ſtreichen,
Die Hühner wild und zahm
Vermehren ſich dergleichen
Und halten ſich zuſamm.

12.

Die ehrbarn Jungfern alle
Auch in die Blumen gehn,
Erheben Gott mit Schalle,
Züchtig beinander stehn,
Reden von Ehrensachen
Nach frommer Herzen Weis
Und schöne Kränzlein machen
Von eitel Ehr und Preis.

13.

Sie winden auch darüber
Das Kraut Vergißnichtmein,
Je länger und je lieber
Pflegt auch darbei zu sein,
Welchs sie bedächtig tragen
Als wohlerzogne Kind
Und nichts nach Leuten fragen
Die falsches Herzens sind.

14.

Solch Kränzlein hat mir geben
Ein edles Jungfräulein,
Ich will bei meinem Leben
Gänzlich ihr eigen sein
Und mich von ihr nicht scheiden,
Es scheidt uns denn der Tod,
Das helf uns allen beiden
Der fromm getreue Gott.

15.

Der Medicus im Meien
Viel gute Wasser brennt,
Verhofft einmal zu freien
Gar manchen Patient
Durch diese Mittel wunder
Von seiner Krankheit scharf,
Die keinmal sind gesunder,
Als wenn man sie nicht darf.

16.

Ihr etlich aderlassen
Mit einem solchen Grund,
Daß man zu guter Maßen
Sollt bleiben lang gesund.

Ich aber darauf schließe
Und sag bei meiner Ehr,
Wenn man von Sünden ließe,
Das hülfe gar viel mehr.

17.

Derhalben laßt von Sünden
Jetzt und zu jeder Zeit
Und lobet alle Stunden
Den Herrn von Ewigkeit,
Der uns nach allem Kummer
Und mancher kalten Nacht
Den freudenreichen Sommer
Hat fröhlich wiederbracht.

18.

Welchs denn ist eine Figure,
Daß Christus unser Hirt
Die hoch verderbt Nature
Noch eins formieren wird
Und einen Sommer machen,
Der ewig soll bestehn,
In dem wir werden lachen
Und nimmer untergehn.

19.

O Herr, uns thut noch frieren
Auf Erden mannigfalt,
Will sich denn schier verlieren
Der rauhe Winter kalt.
Komm doch und thu vertreiben
Des Teufels Werk und List
Und führ uns zu der Freuden,
Da ewig Sommer ist.

Das berühmteste und bedeutendste Werk Ringwaldt's ist seine lautere Wahrheit, ein wahrer Zeit- und Sittenspiegel Deutschlands. Noch zu den Lebzeiten des Dichters ward es ein Lieblingsbuch aller Stände; seit seinem ersten Erscheinen 1585 erlebte es bis 1598 zehn Auflagen. Ringwaldt schildert darin, wie auch der Titel sagt: Wie sich ein weltlicher und geistlicher Kriegsmann in seinem Beruf verhalten soll. Die Idee hiezu hatte der Dichter offenbar geschöpft aus der heiligen Schrift, welche

Die lauter Wahrheit. 1585.

den wahren Christen gern unter dem Bilde eines Streiters Christi darstellt. Vorangeht in 14 Gebühren und Applicationen der weltliche, dann folgt der geistliche Kriegsmann in 24 Applicationen. Ueberall eine treue Schilderung der damaligen Zeit, freilich meist nur von der Schattenseite betrachtet, doch war auch der Zweck, daß keiner

Mit der verstockten Schaar
Zum Teufel in die Hölle fahr;

überall Warnungen, Ermahnungen, Belehrungen, daneben aber auch Schilderungen und Lobpreisungen eines christlichen Wandels in jedem äußern Berufe.

S. 58. (Ausgabe von 1588.)

Klage über der Deutschen Gesäufe.

Ach, wenn die deutschen Knecht und Herrn
Nicht leider so versoffen wärn,
So wär kein schöner Nation
Unter des weiten Himmels Thron.
Aber das Saufen macht sie gar
Zu Narren, daß sie Gott bewahr!
Daß sie nicht können ihre Kraft
Nach angeborner Eigenschaft
Beweisen, noch mit ihrem Degn,
Als wol vor Zeiten, Ehr einlegn;
Sondern das Saufen, wie man hört,
Sie oft im Kopfe so bethört,
Daß sie einander selber schwächn,
Verlähmen und zu Tode stechn.
Und weil das Saufen, wie ihr wißt,
Ein Mutter aller Laster ist,
Daraus viel Herzenleid entspringt,
Wie die Erfahrung mit sich bringt,
Als rath ich einem jedermann
Von solcher Sünden abzulan,
Eh denn ihm eins in voller Weis
Der Teufel einen Possen reiß.

Das übermäßige Trinken schildert unser Dichter als das Hauptlaster der Deutschen; er beschreibt alle seine bösen Wirkungen und Folgen. Damals, gegen Ende des 16. Jahrhunderts gehörte wenig Beobachtung dazu, ein wolgelungenes Bild des übermäßigen Trinkens zu entwerfen; Ringwaldt zeigt sich aber als einen feinen Beobachter, er verwebt hübsche

Züge in seine Schilderung: so erzählt er, daß mancher Trunkene weidlich in's Reich hineinlügt:

Als nämlich, daß er hart gestrittn,
Zu Land und Wasser viel erlittn,
Und eins bei Nacht in stillen Sittn
Sei um Venedig hin gerittn;
So wol auch bei den schwarzen Mohrn
In Winterszeiten bald erfrohrn,
Als er mit einem großen Haufn
Von ihnen übers Eis gelaufn;
Item, in Portugalien,
Schweiz, England und Italien
Bei manchem Herrn am Tisch gesessn,
Und drauf getrunken Linsenbier —
(Je leug, daß dich die Hunde rühr!)

Die Folgen dieses übermäßigen Trinkens sucht er kurz und bündig zu entwickeln; scherzend erzählt er, was es alles vermag, unter anderm:

Zum ersten bringt es dies Beschwer,
Es macht Tasch, Küch und Keller leer,
Und wirft gewaltig aus dem Haus
Bett, Kessel, Kann und Schüssel aus.
Zum andern löcherts auch das Dach,
Verfäult die Wänd und alls Gemach,
Erduldet weder Ochs noch Pferd
Und schafft ein kalten Feuerheerd.
Item, wie ich gesehen hab,
So zeucht es gute Kleider ab,
Gibt hänfen Schauben, böse Schuh,
Verachtung und viel Spott dazu,
Und endlich diesen harten Klapp,
Ein Kuhstrick oder Bettelstab.

Was zu jeder Zeit die Freude und der Wunsch der Weltkinder ist, war es auch zu unsers Dichters Zeit. Er fände noch heute dieselben Schwachheiten, Mängel, Gebrechen, Leidenschaften und Laster, nur durch den Bildungszustand und durch Geschmack und Neigungen des Volks anders bedingt. Denn wie sich jede Zeit durch die Art und Richtung, ihre Neigungen und Bedürfnisse zu befriedigen, von der andern unterscheidet, so auch das 16. Jahrhundert von unserm gegenwärtigen. An Stoff für den Sittenprediger wird es also wol niemals fehlen und besonders dann nicht, wenn das Volk irgend einen Gegenstand zur Lieblings- und Ehrensache erhebt. Wie hiezu das übermäßige Trinken in

Deutschland geworden war, so scheint es auch die Kleiderhoffahrt gewesen zu sein. Unser Dichter verweilt besonders auch hiebei:

Es ist jetzund in allen Landn
Groß Schoß und schwere Zeit vorhanden,
Wie solches einem jedern Stand
Ist mehr denn allzuwol bekannt.
Noch wird der Pracht nichts abgebrochn:
Man trägt zerschnitten und zerstochn,
Gesteppt, verbrämt, geritzt, zerrissn,
Verlumpt, verbörtelt und zersplissn;
Ja man braucht Springer und Berdunzn*)
Und groß Gekröse wie die Plunzn,
Die jetzt mit sündlichen Geberdn
So ungeschickt getragen werdn,
Daß sie den Jungfraun und Geselln
Ihr Maul und Angesicht verstelln.
Ach, lieber Gott, was will auf Erdn
Noch aus der großen Hoffahrt werdn,
Die man betreibt zu unser Zeit
Ohn aller Stände Unterscheid!

R. berücksichtigt alles was in seinem lieben Vaterlande vorgeht. Nachdem er sich mit dem äußern Zustande hinlänglich beschäftigt hat, geht er auf den geistigen über. Freisinnig und redlich enthüllt er auch hier alle Gebrechen; er verschont keines Alters, keines Standes. So berührt er denn auch die damaligen Streitigkeiten unter seinen Amtsbrüdern und erwähnt ihre religiösen Ansichten; von etlichen Theologen, die sich weit über Paulus dünken, bemerkt er:

O, wenn ihr bei dem Worte bliebt,
Einfältig dächtet, redt und schriebt,
Und nicht tief sunnet ohne Schrift,
So würdet ihr nicht so vergift
Mit falschem Wahn, der euch bethört,
Daß ihr mit Kalbesohren hört,
Was uns im Wort der heilig Geist
Fest gläuben und nicht forschen heißt.

---

*) In der Rostocker Kleiderordnung vom J. 1591 wurden Perlunz und Sprenger-Sammet mit güldenem und silbernem Grund zu tragen verboten. Chytraeus in seinem Nomenclator Latinosax. schreibt auch Berlunz und erklärt es durch cyclas, welchem Worte nach, meint Frisch (Wörterb. II, 44. c.) es ein kostbares und oft mit Perlen gesticktes Kleid war. In allen Ausg. der lautern Wahrh. steht Berdunzen. — Plunzen sind Bratwürste.

Weh euch, die ihr mit Frevelmuth
Was Sonderlichs erdenken thut
Aus eignem Kopf, nur großen Ruhm
Davon zu han im Christenthum.

Die schlechten Prediger, welche die frommen Werke nur auf der Zunge haben, vergleicht er den Zimmerleuten an der Arche Noäs.

Dieselben Pfarrherrn arm und reich
Acht ich den Zimmerleuten gleich,
Die an der Archen bauten fein
Und kamen doch nicht selber nein.

Am anziehendsten wird unser Dichter, wenn er aus dem häuslichen Leben schildert, z. B.

Beschreibung einer frommen Magd.

Ein fromme Magd von gutem Stand
Geht ihrer Frauen fein zur Hand,
Hält Schüssel, Tisch und Teller weiß
Zu ihrem und der Frauen Preis.
Sie trägt und bringt kein neue Mähr,
Geht still in ihrer Arbeit her,
Ist treu und eines keuschen Muths
Und thut den Kindern alles Guts.
Sie ist auch munter, hurtig, frisch,
Verbringet ihr Geschäfte risch,
Und hält's der Frauen wol zu gut,
Wenn sie um Schaden reden thut.
Sie hat dazu ein fein Geberd,
Hält alles sauber an dem Herd,
Verwahrt das Feuer und das Licht
Und schlummert in der Kirchen nicht.

Dagegen

Ein böse Magd voll arger List
Verschlafen, faul und fressig ist,
Geht schlaufen, will gar nirgend fort,
Und schweigt den Frauen nicht ein Wort 2c.
Darzu zerbricht auch dieser Rüssl
Viel Löffel, Tiegel, Töpf und Schüssl,
Geht naschen und frißt gerne Fett
Und leuget alles, was sie redt 2c.

Am Schlusse seines Werks ermahnt R. seine Leser und verwahr sich zugleich gegen den Vorwurf, als habe er dies Buch nur geschrieben,

Die Stände damit zu verletzn
Und gute Leut in Spott zu setzn:
O nein, sondern wie obgedacht,
Ich hab es derenthalb gemacht,
Daß, weil itzund in unsern Landn
Ist große Fahr und Noth vorhandn,
Die Menschen möchten zu dem Herrn
Sich von dem bösen Wandel kehrn,
Und nach der Niniviter Sittn
Den Vater um Genade bittn.

Der treue Eckart. 1588. Dieser Zweck und Eifer, seine Nebenmenschen zu bekehren und zu bessern, gab dem Dichter immer wieder von neuem Anlaß und Ermunterung zum Dichten. In demselben Jahre, als er die lautere Wahrheit in vermehrter und verbesserter Gestalt erscheinen ließ, besorgte er zugleich den Druck einer ziemlich umfangreichen Erzählung, welche als Fortsetzung der lauteren Wahrheit betrachtet werden kann, denn auch hier sucht der Dichter überall in seine Schilderung vom Zustande des Himmels und der Hölle Ermahnungen und Warnungen einzuweben zum Heil und Segen seiner Nebenmenschen. Er äußert sich selbst in der Vorrede über den Inhalt seiner Schrift also:

„Und all die Weil denn jetzund die Menschenkinder (wie zur Zeit Noha) rechtschaffen roh, sicher, gottlos und vergessen sind, und neben dem der Tag des Herrn so nahe herbeikommen, daß auch wol allbereit etliche Kinder (denselben zu erleben) möchten geboren sein, als habe ich allhie nach Vermüge meines Pfundes allen gottseligen und betrübten Christen zum Trost, den unbußfertigen Sündern aber zur Verwarnung eine feine geistliche Parabel vom getreuen Eckart geschrieben, welcher in seiner Krankheit sollte entzückt oder (wie man's nennet) in Brethen gewesen sein, und von einem Engel in den Himmel und hernach wieder in die Hölle geführet worden, derer beider Zustand und Gelegenheit er nach seiner Erwachung den Menschen auf Erden vermelden sollen.“

Wie ernst und feierlich der Dichter schildert, wie gern er seine Hörer in gleiche Stimmung versetzen möchte, so können wir uns doch nicht des Lächelns erwehren, wenn wir erfahren, wie er alles gar zu genau weiß, wie nämlich Himmel und Hölle aussieht, was dort die Seligen, hier die Verdammten thun und treiben. Eine Lieblingsbeschäftigung im Himmel ist die Musik. Die Seligen singen eine Harmonie und zwar:

Zwölf tausendstimmig und Choral
Recht in einander fügen wol
Mit eitel Fusen in B moll.
Denn wie man bei den jungen Knabn
Muß Alt, Tenor und Bassum habn,
Wenn man ein Stück nach rechtem Ziel
Mit vollen Stimmen singen will,
Also muß man auch haben frei
Im Himmel zu der Cantorei
Viel Stimmen, die von manchen Gabn
Ihr lieblich Intervalla habn,
In welchen sie im Intoniern
Rechtschaffen mögen concordiern
Und ihr Gesang mit Gratuliern
In Ewigkeit hinaufen führn;
Wie sie denn auch mit wahrem Ruhm
Dasselb in solcher Maßen thun,
Desgleichen kein geschwinder Mann
Erdenken noch verbringen kann.
Denn ob wol mancher Fürst und Herr
Gerühmet wird gar weit und ferr
Der Musik halben, mich vernimm,
An Instrument und Menschenstimm,
So ist doch solche edle Kunst
Nicht wol ein Schatten oder Dunst
Zu rechnen gegen jenem Klang,
Der bei den Engeln geht im Schwang;
Ja wie allhie ein Gänsgeschrei
Klappt gegen einer Symphonei,
Also klappt auch im Jammerthal
Die Musik gegen Gottes Saal.
Ach, diese Musik auf der Erd
Ist gegen jener nichtes werth,
Dieweil man ihrer, als man spürt,
Leicht satt und überdrüssig wird.
Denn sieh, ein jeder spricht zuletzt,
Ich bin damit genug ergetzt,
Mag dieser Lust nicht länger pflegn,
Ich muß mich gehn zu Bette legn.
Dort aber sagt man nicht also,
Sondern die Leut sind immer froh,
Und singen stets mit leichtem Sinn
Ohn all Aufhören für sich hin.
Sie haben auch sonst nichts zu schaffn,
Begehren nimmermehr zu schlafn,

Und werden weder müd noch matt,
Darzu gar keines Dinges satt;
Sie dürfen auch sonst nichts verrichtn,
Arbeiten, sorgen oder tichtn,
Als daß sie nur Gott loben fein
Und ewig mit ihm fröhlich sein.

Bald darauf schildert der Dichter den neuen Himmel und die neue Erde. Sie waren beide, wie er's nennt, auf eine neue Manier gemacht; die Sonne, der Mond und die Sterne standen still an einem Orte in vollem Glanze, Bäume und Blumen blühten und trugen Früchte, und die Thiere lebten von der Luft.

Zu diesem sah ich überall
Viel Droßeln, Lerchen, Nachtigall,
Stiglitzen, Zeisig, Königlein
Und andre Vögel groß und klein,
Die allzumal ohn Speis und Trank
Gott thäten einen Lobgesang ꝛc.
Fisch aber ward ich nicht gewahr,
Dieweil das Meer vergangen war ꝛc.

Die Seligen lebten im Himmel und auf Erden und hatten verklärte Leiber, mit denen sie sich so schnell wie ihr Gedanke fortbewegen konnten.

Die Hölle ist viel genauer characterisiert. R. läßt die einzelnen Sünder und Sünderinnen darin Selbstgespräche halten. Eine verdammte Jungfer klagt also:

— o du verfluchte Pracht,
Du hast mich in die Noth gebracht,
Samt Dünkelgut dem losen Hund,
Der mich mit Hoffahrt hat verwundt.
Ich hatt kein Gottesfurcht bei mir,
Befleißt mich aller neu'n Manier,
Veracht die andern hin und her,
Und meint, daß ich die Schönste wär.
Ich trug ein toppelweit Gekrös,
War schnepfisch und auch ziemlich bös,
Gab keinem recht noch gut Bescheid,
Wenn er nicht hatt ein Lündisch Kleid.
Ich schafft mir Springer, güldne Haubn,
Gezogne Borten, Marderschaubn,
Und seidne Jopen, schön beschnürt,
Ob's meinem Stand wol nicht gebührt.
Wenn ich zur Kirche sollte gehn,
So mußt ich für dem Spiegel stehn,

Und zu dem Schmuck zwei Stunden han,
Als zög ich einen Harnisch an.
Und wenn ich denn in meinem Schmink
Mit einer Magd zur Kirchen ging,
Daselbest, wie man pflegt, zu betn,
So hätt ich nicht ein Ei zertretn.
So gar verzumpfen konnt ich thun
In meinen schmalgeschnürten Schuhn,
Die ich mir hatt zu meiner Straßn
Nach Art der Edlen machen lassn.
Und wenn ich da hineinen kam,
Das Büchlein für die Nase nahm,
Daß man vermeint, ich läse was,
So dacht ich heimlich dies und das.
Ja ich thät auch gar oft und dick
Fein auf der Seit ein lieben Blick,
Zu schauen, ob nicht der und der
Mir im Gesicht entgegen wär.
Ersah ich was, so schmitzelt ich,
Gedachte oftmals wunderlich,
Erseufzet auch daneben tief
Und in der Predigt leicht entschlief.
In Hochzeitehren hielt ich mich
Für allen Leuten prächtiglich
Mit schöner Kleidung offenbar
Mehr als wol meines Ordens war.
Mein Mutter kauft mir, was sie wußt,
Oft wider meines Vaters Lust,
Daß ich vor andern in gemein
Nur sollte hoch gesehen sein.
Wie ich denn auch recht frei und glatt
Viel Freier und Liebkoser hatt,
Die ihre Augen und Gedankn
Gar närrisch ließen auf mich wankn,
Der etlich ich mit süßer Red
Nur in die Zähn verieren thät,
Und dacht, wenn sie mir schankten was,
O welche Thorheit ist doch das!
Ja, ich war auch so abgericht,
Daß ich mit jederm tanzet nicht,
Sondern allein mit meines Gleichn,
Den schönen, jungen und auch reichn.
Die albern aber ließ ich gehn,
Verhielt die Faust, blieb stille stehn,
Und sprach, mir thun die Ohren weh,
Ich tanze nicht in diesem Reh.

Verhöhnet also mit dem Mund
All arm Gesellen, wo ich kunnt,
Und denen in der schlechten Kapp
Ein lächerlichen Namen gab.
Bei meinen Eltern saß ich still,
That, was mir selber wohlgefiel,
Näht unterweil was auf dem Schoß
Und fleißt mich keiner Arbeit groß.
Gut Leckerbißlein, Bier und Wein,
Die nahm ich gerne zu mir ein,
Und wenn ich hatt darnach Verlang,
So macht ich mich ein wenig krank.
Auch stund ich oftmals für dem Haus
Oder sah ja zum Fenster naus,
Betreib daselbest leichte Ding,
Und gerne zur Gesellschaft ging.

In dieser Art lassen sich einzelne Stimmen vernehmen, der Wunsch und das Wehklagen aller ist aber:

Es wünscht sich das verdammte Heer
Von Gott nicht mehr (wenn's möglich wär),
Als daß ein Berg von lauter Sand
Geschaffen würd von Gottes Hand,
Der größer wär als wol die Welt,
Und ein klein Vöglein würd bestellt,
Das alle hundert tausend Jahr
Nur Ein Sandkörnlein trüg von dar,
Und sollten denn erlöset sein,
Wenn das geringe Vögelein
Den großen Berg hätt weggetragn,
So wollten sie noch nicht verzagn,
Sondern verhoffen, daß sie noch
Eins würden aus dem harten Joch
Des andern Todes zu den Frommn
In Abrahams Behausung kommn.
Denn obwol dieser Berg von Erdn
Langweilig möcht verführet werdn,
So würde doch die Ewigkeit
Ihn überwinden mit der Zeit.
Aber der Wunsch hat keine Statt,
Wir kriegen weder Hülf noch Rath
Und müssen stracks mit Jammerschlagn
An Gott und seiner Gnad verzagn.

Sobald der Dichter nicht mehr schildert, was er gesehn zu haben vorgiebt, sobald er wieder in seinen gewöhnlichen Lehrton übergeht, spricht

er oft mit einer Wärme und Innigkeit des Gefühls und in einer so reinen und edlen Sprache, daß wir uns freuen, zugleich aber auch bedauern müssen, eine entschiedene Anlage für das Lehrgedicht so spät und überhaupt so wenig gepflegt und gebildet zu sehen. Wer so schön über den Unbestand des menschlichen Lebens dichten konnte, hätte sonst doch wol mehr Vortreffliches geleistet.

Von Unbestand menschliches Wesens.

(Aus der christl. Warnung des treuen Eckarts ꝛc.)

Denn sieh, der Mensch, wenn er erzogn,
Geht wanken als die Wasserwogn
Und muß auf Erden immerdar
Seines Glücks und Unglücks nehmen wahr.

Jetzt ist er hie, jetzt ist er da,
Bald kömmt er fern, bald wieder nah,
Hie hört er dies, dort sieht er das,
Hie hat er Gunst, dort Neid und Haß.

Hie richt er die, dort jene Sach,
Bald kriegt er Ruh, bald Ungemach,
Jetzt soll das sein, bald wieder nicht,
Und seinen Kopf mit Harm zerbricht.

Bald kriegt er Schrammen, lahme Knübl,
Hie geht's ihm wohl, dort wieder übl,
Jetzt ist er heim, bald wieder aus,
Und hält mit losen Leuten Strauß.

Heut ist er reich, auf morgen arm,
Hie hat er Freud, dort wieder Harm,
Heut fein gesund, auf morgen krank,
Thut Leuten Guts, kriegt wenig Dank.

Jetzt steigt er auf, bald fällt er niedr,
Hie singt er frei, dort greint er wiedr,
Hie hat er Fördrung, dort Beschwer
Und wünscht, daß er gestorben wär ꝛc.

Sieh, also bringt mit kleiner Ruh
Der arme Mensch sein Leben zu,
Bis ihn zuletzt der Tod bezwingt
Und seinen Streit zum Ende bringt.

Vergleichung des heiligen Ehestandes. 1588. Aus den vielen poetischen Arbeiten, welche R. binnen wenigen Jahren geliefert hatte, erhellt zur Genüge, daß er nicht allein fleißig, sondern auch mit großer Leichtigkeit dichtete. Hiedurch ward er recht befähigt zur Gelegenheitsdichterei, welche damals schon zu der nothwendigen Verherrlichung wichtiger Feste und Familienereignisse gehörte. Die Gelegenheitsdichterei war aber damals noch sehr kindlich, sie beruhte mehr auf innerem Drang und ward mehr durch die eigene Beziehung zu dem gefeierten Gegenstande hervorgerufen. Die Vergleichung des heiligen Ehestandes mit der heiligen Dreifaltigkeit ist ein solches Gelegenheitsgedicht, nämlich verfaßt zur Hochzeit des Predigers Korn zu Kay, es enthält jedoch nichts Eigenthümliches. Merkwürdig sind hingegen die darauf folgenden Verse, worin die Hochzeitsgäste angesungen werden; wir sehen, woher es kam, daß Deutschland eine Poesie erhielt, die im 17. Jahrh. sich ganz verlor in lauter Beziehungen und Anlehnungen zu solchen Anlässen und Festen. Es weht aber in dieser alten Gelegenheitsdichterei ein frischerer Geist, ein heiterer, unbefangener, gesunderer Ton. So heißt es von einem Gaste:

Matz Winkler ist ein freier Held,
Der beste Korb im Hahne,
Der sich bei Leuten fröhlich stellt
Mit aufgerichter Fahne;
Er trinket gerne guten Wein,
Kann schnell die Kann ergreifen
Und weiß auf sein Gewohnheit fein
Zu trommeln und zu pfeifen.

Von einem andern:

Er hat mit seiner Frauen fein
In seinem Ehrenwandel
Gezeugt wol sieben Kinderlein
Ohn eine halbe Mandel.
Gott geb ihm ja, was ihm gebricht
In allen seinen Sachen;
Ich hab das nur also getichtt,
Daß man was hätt zum Lachen.

Von Johannes Koch:

Der Ehrbar Mann Johannes Koch
Kann als ein Glahrter lesen,
Und ist derjenig immer noch,
Der er zuvor gewesen.
Er schläget auf der Symphonei
Und auf dem Instrumente,

Und hält sich allenthalben frei
Wie ein alter Studente.
Er siedet auch zu Tag und Nacht
Salpeter aus der Erde,
Daraus man starkes Pulver macht
Wider der Türken Heerde.
Gott helf ihm, daß er lange sied
Der Christenheit zu Fromme
Und endlich sanft in Christi Fried
Zum heilgen Petro komme.

Noch schönere Gelegenheit bot sich dem Pfarrer in Langfeld dar zu Ausübung seines Gelegenheitsdichtertalents als im Jahre 1595 der Buchhändler Friedrich Hartmann sich zum zweitenmal verheirathete. Die Hochzeit ward in Frankfurt gehalten, es waren dazu die ersten Familien der Stadt, alle Universitätsmitglieder, viele hohe Gäste von fern und nah eingeladen. In einem langen Gedichte hat Ringwaldt alle und jeden einzelnen angesungen, und zwar in derselben Manier, wie auf der Hochzeit seines Amtsbruders. Hier nur noch einzelne Züge:

Er hält auch nichts von bibere,
So man itzt übet sehre,
Sed mavult versus scribere,
Das gibt ihm Nutz und Ehre.

Vom Bürgermeister Stimmel:

Gott halt ihn ja noch lang Zeit frisch
(Wie auch sein Kinder wollen),
Er schenkt mir oftmals Berger Fisch,
Wein, schwedisch Käs und Zschollen.

Der ehrlich Heinrich Meder ist
Ein Schöppe und Gastgeber,
Gar gern von jungen Hühnern ißt
Und von des Hechtes Leber.
Er weiß sich zu verhalten wol
Als ein Mann ehrenfeste,
Und ist bisweilen ja so voll
Als seine lieben Gäste.
Bei Leuten er sich lustig macht,
Thut kein Gelag verstören,
Scherzt, reimet, spielet, trinkt und lacht,
Ihm ist gut zuzuhören.

Der Herr sein ganz Geschlecht bewahr
Vor einem bösen Munde,
Und geb ihm über 30 Jahr
Ein Simeonis Stunde.

Herr Merten Grundmann mir bekannt
Zu Falkenhagen lehret,
Den mancher Junker auf dem Land
Hoch liebet und verehret;
Er ist auch gerne um sie her,
Kann fein mit ihnen sprechen,
Geht pausten als ein Zeidelbär
Und mag noch ziemlich zechen;
Sein Kirchenamt er wohl bestellt,
Wie seine Schaf bezeugen,
Ist ein getreuer alter Held,
Verachtet keine Reigen.
Seid lustig, daß euch Gott bewahr,
Laßt doch die Gläser schleichen!
Wir haben beide graue Haar
Und werden uns vergleichen.
Amen, nu trinkt, seid guter Ding,
Wie sich's in Ehrn gebühret,
Und hört, wen ich nu ferner bring
In meinem Lied geführet.

Der wohlgelahrt Herr Gorge Worst=
(Wie man ihn nennet) =macher,
Itzund nach hohen Dingen forscht,
Ist niemals Widersacher ꝛc.

Doch ward es selbst dem guten Ringwaldt zu viel, er bittet deshalb diejenigen, die er nicht besonders angesungen, sie möchten darüber nicht ungehalten sein:

Denn solches wär dem alten Mann
Gar allzuviel geworden,
Ein jeden Gast zu singen an
Nach seinem Stand und Orden.

Speculum mundi 1590. R. versuchte sich auch im dramatischen Fache. Er vollendete am Schlusse des J. 1589 eine Comödie, die das folgende Jahr unter dem Titel erschien:

Speculum mundi, Eine feine Comödia, darinne abgebildet, wie übel an etlichen Orten getreue Prediger (welche die Wahrheit reden) verhalten werden, und wiederum wie angenehm sie sein bei rechtschaffenen Christen, welche Gottes Wort lieb haben, und zuletzt, wie sie von den Widersachern bisweilen heftig verfolget und dennoch oftermals aus ihren Händen wunderlich errettet werden. Nützlich zu lesen und im Agieren beweglich.

Der Inhalt ist kürzlich dieser: ein frommer wahrheitsliebender Pfarrer wird von einem übermüthigen, der Völlerei ergebenen Edelmann vertrieben, mitten in der Noth findet er Aufnahme und ein neues Amt bei einem gottesfürchtigen evangelischen Edelmann. Nachdem dieser gestorben ist, sucht der Bischof in der Nachbarschaft den Pfarrer, den er zu Lebzeiten des Edelmanns vergebens verfolgt hatte, aus dem Städtchen zu verbannen, der Bürgermeister hilft dem Bischof hiebei und will ihm das Städtchen als lehnspflichtig übergeben. Die Bürger merken den Verrath ihres Bürgermeisters und kennen die bösen Anschläge des Bischofs, sie setzen sich gegen die Feinde ihres Glaubens und ihrer Rechte zur Wehr und siegen. Alle Feinde der evangelischen Kirche sterben eines schnellen Todes. Engel und Teufel sind dabei sehr beschäftigt, die letztern treten auf als Malus, Peior und Pessimus. Die Handlung schreitet rasch fort. Das Ganze tritt oft recht anschaulich hervor. Einzelne Scenen sind ziemlich kunstgerecht ausgeführt. Ringwaldt glaubte offenbar auch mit auf diesem Wege der Oeffentlichkeit das Ziel seines Wirkens vollkommner zu erreichen.

Nun noch Einzelnes. Während der böse Edelmann mit seinen Junkern zecht, singt Räumaus, sein Knecht, im Ton: Wo soll ich mich hinkehren, ich tummes Brüderlein:

Die größte Lust auf Erden
Allhie in dieser Welt
Ist wenn man in Geberden
Sich immer munter hält
Und als ein kühner Hacht
Kurzweilet, singt und lacht,
Darzu nach frischen Pferden
Und schönen Frauen tracht.

Mein Herz, das thut mir springen,
Wenn ich nur saufen soll,
Ich kann zum besten singen,
Wenn ich bin rechte voll,

Hab gar ein schöne Weis,
Eß gern gesunde Speis,
Und kann geschwinde schlingen,
Wenn ich vom Braten beiß ꝛc.

Nachdem sich der böse Edelmann todtgefallen hat, singt Pessimus:

Er war ein rechter schlimmer Fuchs,
Qui contra Deum vixit,
Sepultus sine lux et crux
Et subito morixit.

Als die Bürger sich rüsten, schreit Kunz:

Ho Lärmen, Lärmen, her! wol her!
Mit Büchsen, Spießen und Gewehr,
Mit Hellebarten, Pickelhaubn,
Und vielen blanken Marterschaubn,
Samt allem was zum Schirmenschlag
Ein jeder redlich Mann vermag.

Nachdem die Bürger gesiegt haben, redet sie der verfolgte Pastor also an:

Mein hochgeliebte Bürgerschaar,
Ich danke Gott dem Herren zwar,
Daß er mich heut errettet hat.
Doch weiß ich nicht, ob eure That,
Die ihr itzt habt begangen frei,
Auch vor dem Herren richtig sei.
Denn er will nicht, daß mit dem Schwert
Sein heilges Wort verfochten werd,
Sondern die Kirch in dieser Welt
Im Geist und Blut den Sieg erhält.

Und bei diesen Worten, den Zeugen eines reinen christlichen Sinnes wollen wir Abschied nehmen von dem ehrwürdigen Pfarrer zu Langfeld, dessen Verdienst auch dann schon groß genug gewesen wäre, wenn er seiner Zeit nichts weiter als die lautere Wahrheit gesagt hätte.

Ringwaldts Schriften *).

Lieder.

1581.

Nachdrücke.

Handbüchlein, Geistliche Lieder und Gebettlein, auff der Reise, oder sonst in eigner noth vnd Sterbensleufften zu gebrauchen Durch Bartholomäum Ringwald. Leiptzig 1590. 12⁰. Cat. librorum germ. alphabeticus, P. II. Frckf. bey Kopff S. 11. bey Bassäo 1592. S. 18. Cat. nund. Frcf. 1590.

Handbüchlein. Geistliche Lieder und Gebetlein auff der Reise oder sonst in eigner Not vnd in Sterbensleufften zu gebrauchen ꝛc. durch Barth. Ringwald, Pfarrherr in Langefeld. Leipz. 1594. 12⁰. Rambach, der so den Titel eines ihm vorliegenden Exemplares angibt (Anthologie III. Bd. Vorrede S. XV.), berichtet darüber: Der Lieder sind in allen 91, wovon 27 ihn selbst zum Verf. haben.

— Amberg 1600. 12⁰. Elenchi quinquennalis Contin. III. Lips. 1600. 4⁰. Draudius 1625. S. 375.

— Leiptzig bey Abraham Lamperg 1607. 12⁰. Draudius 1625. S. 178. In Wolfenbüttel.

— Leiptzig bey Voigt 1607. 12. Draudius 1625. S. 375.

Geistliche Lieder vnd Gebetlein in geschwinden Sterbensleufften, vor 27 Jaren verfertiget durch Bartholomäum Ringwald. Magdeburg bey Leuin Braunß in 4⁰. Catalogus universalis pro nundinis Frcf. vernalibus 1608. — Magdeburg bey Leuin Braunß 1608. 4⁰. Draudius 1625. S. 313.

Evangelia.

(1581.)

* „EVangelia, Auff alle Sontag vnnd Fest, Durchs gantze Jahr, neben etzlichen Buspsalmen, in Reim und Gesangweise vertieret, angenem vnd sehr nützlich zu lesen vnnd zu singen, Durch Bartholomeum Ringwalt Pfarherrn in Langfeld. Itzt auffs new mit fleis durch sehen vnd Corrigiert. Franckfurt an der Oder, Bey Andreas Eichorn.“ 8⁰. (272 Bl.)

— Königsberg 1646. 8. Cat. Bibl. Geo. Godofr. Küsteri (Berol. 1777. 8⁰.) p. 83.

Christlicher Rosengarten.

1585.

Christlicher Rosengart Johannis Fabricii. Frckf. 1585. 8⁰.

H., Nachricht von dem Leben und den Schriften des B. R. §. 10. ertheilt folgende Nachricht hierüber: „Der zärtlichste von seinen Freunden war wol Johann Fabricius, damaliger Superintendent zu Zielenzig. Ringwaldt machte mit diesem Manne gemeine Sache. Mit dem Munde und mit der Feder kämpften sie gegen das Böse überhaupt, sonderlich gegen die falschen Apostel. Fabricius gab ein Gebetbuch heraus. Er ertheilte demselben die Inschrift: Christlicher Rosen-Garten, und ließ es mit Kupfern auszieren. R. verfertigte die deutschen Verse, welche es enthält. Einige davon sind Beweise seiner Orthodoxie. Ich wiederhole sie. Sie sind diese:

Die Gärtner aber so mit List
In Garten tragen Eulenmist,
Das ist ein glatt vergifte Lehr,
Die deinen Pflanzen schadet sehr,
Die treib ja als vergeßne Leut
Aus deinem Garten in der Zeit.“

*) Die mit einem * versehenen sind in der Kön. u. Univ.-Bibl. zu Breslau.

Ich habe dies Buch aller Mühe ungeachtet nirgend auftreiben, nicht einmal einen genauen Titel davon erlangen können. Joh. Albert Fabricius in seiner Centuria Fabriciorum scriptis clarorum (Hamb. 1709. 8⁰.) p. 50. hat den Titel des Buchs übersetzt: Rosetum Christianum pro afflictis (germanice) und erwähnt die Originalausgabe; Frckf. 1585. 8⁰. und zwei Nachdrücke: Magdeb. 1596. 12⁰. und Nürnb. 1602. 12⁰., der letztere auch bei Draudius 1611. S. 198.

Die lautere Wahrheit.

1585.

* „DJe lauter Warheit. Darinnen angezeiget, Wie sich ein Weltlicher vnnd Geistlicher Kriegßman in seinem beruff verhalten sol, Allen Ständen nützlich, vnd zu jtziger zeit fast nötig zu lesen. Durch Bartholomeum Ringwaldt, Pfarherrn in Langfeldt. Jtzt von dem Autore auffs newe wider vbersehen. 1588." 8⁰.

(490 pag. SS., 8 Bl. Vorst., 10 Bl. Reg. Nach der Zueign. ist die erste Ausg. vom J. 1585.)

— O. O. „Jtzt von dem Autore alls zum beschluß vnd letztenmahle, wider vbersehen, vnd etwas vermehret, Anno 1597." 8⁰. (452 pag. SS., 8 Bl. Vorst., 10 Bl. Reg.)

In der Magdalenenbibl. zu Breslau. Cat. Bibl. J. J. Schwabe nr. 12854. Jördens, Lexicon IV. Th. S. 360. Die Bresl. Kön. u. Univ.-Bibl. besitzt nur das Titelblatt dieser Ausg., was einer anderen, der von 1621. vorgesetzt ist.

* — Franckfurt, durch Andream Eichorn. Am Ende: „Gedruckt im Jahr 1609." 8⁰. (452 pag. SS., 8 Bl. Vorst., 10 Bl. Reg. a. E.)

* — (Franckfurt) „Bey Johann Eichorn." Am Ende: „Gedruckt im Jahr 1621." 8⁰. (393 pag. SS., 15 SS. a. E., 11 SS. Vorst.)

Nachdrücke.

— Erfordt bey Jacob Singe 1585. 8⁰. Bibl. Gymnasii Altenburg. cura Ch. Fr. Wilisch 1721. p. 14. Cat. Bibl. J. J. Schwabe nr. 12855.

— Erffurdt bey Jacob Singe, o. J. 8⁰. (461 pag. SS., 8 Bl. Vorst., 9 Bl. Reg.) Besaß Dr. K. Halling.

— Erffurdt bey Joh. Beck 1587. 8⁰. Cat. nundinarum vern. Frcf. 1687. Catalogi libr. germ. alph. Secunda Pars, Frckf. bey Bassäo 1592. S. 18. Frckf. bey Kopff S. 11.

— Erffurdt bey Joh. Beck 1589. 8⁰. Cat. nundinarum vern. Frcf. 1589. Benutzte Fr. Bouterwek, Geschichte der Poesie und Beredsamkeit IX. Bd. S. 434., also wol auf der Gött. Bibl.

* — Erffordt bey Johann Beck 1590. 8⁰. (430 pag. SS., 8 Bl. Vorst., 8 Bl. Reg.)

— Erffurt 1598. 8⁰. Allg. litt. Anzeiger 1800. Sp. 1283.*).

— Erffurt bey Joh. Beck 1600. 8⁰. Koch, Comp. II. Bd. S. 311., wahrsch. nach Catalogi libr. germ. P. II. 1592.

— Erffurdt bey Becken 1602. 8⁰. Cat. pro nund. Frcf. vern. 1602.

— O. O. bey Barth. Voigt (zu Leipzig) 8⁰. Draudius 1625. S. 355.

— Königsberg 1644. 8⁰. Georgii Europ. Bücher-Lexicon III. Th. S. 302.

Bearbeitung.

Die deutsche Wahrheit in poetischer Verkleidung, durch allerhand Sittenlehren, vorstellende: wie sich ein geist- und weltlicher Kriegsmann seiner Berufsgeschäffte wahrnehmen könne, und solle; nach Anleitung Hrn. Barth. Ringwalds ꝛc. durch Joh. Wilhelm Brodtkorben Past. Langensalz bey Joh. Casp. Bachmann 1700. 8⁰. Nach Jördens, Lexikon IV. Th. S. 361., der das Buch wahrscheinlich selbst besaß; meinem Ex. fehlt Titel und Schluß. Ueber Brodtkorb s. Nachweis. im Allg. litt. Anz. 1800. Sp. 1283.

Der treue Eckart.

1588.

* „Christliche Warnung des Trewen Eckarts. Darinen die gelegenheit des Himels vnd der Hellen, sampt dem zustande aller Gottseligen vnd verdampten begriffen, allen Frommen Christen zum Trost, den verstockten Sündern aber zur vorwarnung, in feine, gute Reim gefasset. Durch Bartholomeum Ringwaldt Pfarherrn in Langfeldt. Matth. 13. Die Gerechten werden leuchten wie die Sonne in jhres Vaters Reich. Esai. 66. Der Gottlosen Wurm wird nicht sterben, vnd jr Fewer wird nicht ausleschen. Gedruckt zu Franckfurt an der Oder, durch Andream Eichorn. Anno M. D. LXXXVIII." 8⁰. (100 Bl.)

* — Im J. 1589. „von dem Autore zum beschlus vnd letztenmale, wieder vbersehen vnnd vormehret." Diese Ausgabe Franckfurt bey Andreas Eichorn 8⁰. (112 Bl.) hat nach den Worten der Vorrede: „zu Koppenhagen entschlaffen" einen Zusatz.

— Franckfurt bey Andreas Eichorn 1592. 8⁰. (115 Bl.) Besaß Dr. K. Halling.

— Franckfurt bey Andreas Eichorn 1596. 8⁰. (115 Bl.) In der Magdalenen-Bibl. zu Breslau.

* — Franckfurt bey Andreas Eichorn. 8⁰. Am Ende: „Gedruckt im Jahr, 1609." (112 Bl.)

* — Franckfurt bey Johann Eichorn (1621.) 8⁰. (96 Bl.)

Nachdrücke.

* — „Hamburg, In vorlegung, Pauli Kretzerj. ANNO 1591." 8⁰. (113 Bl. mit veränd. Titel und Kupferstichen).

— Leipzig 1591. 8⁰. Cat. libr. germ. alphab. P. II. Frckf. bey Kopff S. 212. Draudius 1611. S. 483.

— Nürnberg 1594. 8⁰. (mit veränd. Titel) Bibl. Thomas. Vol. I. p. 628.

— Leipzig vnd Hamburg 1596. 8⁰. Draudius 1625. S. 591. Wol dieselbe Ausgabe: Hamburg bey Heinrich Binder. In Verlag Hans Scherenbergß 1596. 8⁰. Jördens, Lexikon IV. Bd. S. 362. (mit veränd. Titel.) Allg. litt. Anzeiger 1800. Sp. 1284.*)

— Hamburg 1597. 8⁰. Koch, Comp. II. Bd. S. 22.

— Hamburg bey T. Wolder 1598. 8⁰. Koch, Comp. II. Bd. S. 312.

— Magdeburg bey Joh. Francken 1603. 8⁰. Cat. pro nund. Frcf. vern. 1603. Bibl. Carpzov. P. I. p. 263.

— Magdeburg bey Joh. Francken 1607. 8⁰. Draudius 1625. S. 74.

— Erfurth 1638. 8⁰. (mit Holzschn.) Allg. litt. Anzeiger 1800. Sp. 1285. Besaß Kinderling.

— Königsberg 1644. 8⁰. Georgii Europ. Bücher-Lex. III. Th. S. 302.

— O. O. 1667. 8⁰. (Gottsched's) Nachricht von der Deutschen Gesellschaft bis auf das J. 1731.

— Magdeb. 1698. 8⁰. Bibl. Carpzov. 1700. P. II. p. 517.

* — Berlin bey Christian Friedrich Henning 1738. 8⁰.*)

---

*) In Friedrich Wilhelm Sonnenkalb's Historisch-kritischer Abhandlung über einige merkwürdige Schriften von Barth. Ringwald in dem II. Bande der Sammlung einiger ausgesuchten Stücke der Gesellschaft der freyen Künste zu Leipzig (Lpz. 1755. 8⁰.) S. 422 ff. — die ich nur nach den Auszügen in der Deutschen Monatsschrift 1799. I. Bd. S. 131 bis 134. benutzen kann — werden noch folgende Nachdrücke angeführt:

— Hamburg 1601.

— Hamburg 1692.

Niederdeutsch.

Van dem trüwen Eckardt, so twe Dage und twe Nachte in siner Krankheit hefft im Geiste verrücket gelegen u. s. w. Hamborch, anno 1598. 8⁰. Bouterwek kannte dies Gedicht nur in einer niedersächsischen Uebersetzung, deren Titel er, wie oben, angibt in Geschichte der Poesie und Beredsamkeit IX. Bd. S. 436. Es ist wahrscheinlich dieselbe, die Hamburg bey Froben erschien 8⁰., und bei Draudius 1625. S. 212. vorkommt. Kein Litterator gedenkt dieser Uebersetzung, auch nicht einmal der sassische Dr. Karl Scheller in Braunschweig, was freilich nicht viel sagen will.

Ringwaldt's treuer Eckart
zu einer Comödie umgearbeitet.

Ein newe ausbündige, sehr schöne, vnd durchaus christl. Comödia vom Zustande im Himmel vnd in der Hellen. Zum theil auß der Geistr. Materia, so weiland Herr Bartholome Ringwalt ꝛc. vnter der Person des Trewen Eckhardts tractirt vnd gehandelt, gezogen. Jetzo aber mehrentheils von newem concipirt, vnd allen frommen Christl. Hertzen zum Trost, den Gottlosen aber zum Schrecken, in diese Form bracht, vnd verfertiget, durch Andream Hartmann ꝛc. Cum gr. et pr. Elect. Sax. Magd. 1600. 8⁰. Gottsched's nöthiger Vorrath I Th. 1757. S. 142. Allg. litt. Anzeiger 1800. Sp. 1286. 1287.

Himmelsfrewd vnd Hellenpein in einer gantz schönen Christlichen vnd anmuthigen Comedi, allen frommen vnd Christgläubigen Hertzen zum Trost; Allen Gottlosen, sichern vnd vnbußfertigen aber zum Schrecken, aus weil. Hr. Barth. Rinckwaldts ꝛc. Büchlein vom Getrewen Eckart dargestellet, vnd itzo wieder zum Druck verfertiget.

Lectori

Gönstiger Leser glaub mir das
Diese Comödi zeigt die Straß
Gerade nach des Himmels Saal
Vnd warnet für der Hellen qvaal.

Altenburg in 8⁰. anno { O Herre Gott errett DIe DeIn / Von Der eWIgen heLLen peIn. (1619)

Gottsched's Vorrath I. Th. S. 179. 180.

Vergleichung des heil. Ehestandes ꝛc.
1588.

* „Vorgleichung des Heiligen Ehestandes, mit dem hohen Geheimnis der heiligen Dreyfaltigkeit. Zu sondern ehrn vnd glückseligen wolfart Dem Wirdigen vnd Wolgelahrten Herrn, Michaeli Kornen, Pastoren zu Kay, als dem Breutigam, Vnd so wol der Erbarn vnd Vieltugentsamen Jungfrawen Susanna, des Ehrwirdigen Achtbarn vnd wolgelarten Herrn M. Sebastiani Weckers, Superintendenten, des Sternbergischen Weichbildes, vnnd Pfarherrs zu Drossen, eheliche Tochter, als der Brawt. Geschrieben Durch Bartholomeum Ringwalt, Pfarherrn in Langfeld. Gedruckt zu Franckfurt an der Oder, durch Andream Eichorn, den 22. Sept. Anno 1588. 8⁰. (23 Bl.)

Speculum mundi.
1590.

* „Speculum mundi, Eine feine Comoedia, darinne abgebildet, wie vbel an etlichen orten, getrewe Prediger, (welche die warheit reden) vorhalten werden, Vnd widerumb, wie angeneme sie seind, bey rechtschaffnen Christen, welche Gottes wort lieb haben. Vnd zu letzt, wie sie von den Widersachern bißweilen hefftig verfolget, vnd dennoch offtermals aus jren henden, wunderlich errettet werden. Nützlich zu lesen, vnd im agiren beweglich, Durch Bartholomeum Ringwaldt Francofordianum, Pfarrern zu Langfeld. Mich. 2. Wenn ich ein Irrgeist were, vnd ein Lügenprediger, vnd pre-

digte, wie sie sauffen vnd schwelgen solten, das wer ein Prediger für diß Volck. Gedruckt zu Franckfurt an der Oder bey Andreas Eichorn, Anno 1590." 8⁰. 108 Bl. Der Titel einer jüngern Ausgabe Frckf. bei dems. ist ohne Jahr (es fehlen die Worte: Anno 1590.) und stimmt sonst bis auf das Wort v n d in der 11. Zeile, was hier v n n d geschrieben ist, ganz überein. Die Ausgabe selbst hat eine modernere Schreibung.

Epithalamia.

1592.

Barthol. Ringwald, epithalamion wie sich ein junger Gesell im Ehstand halten soll 1592. 8⁰.

Ejusd. Epithal. von Lob frommer Weiber. In nupt. Mich. Frommii von Soldin. 1593. 8⁰.*)

So angeführt unter Nr. 396. der Bände in 8⁰. im Catalogus Bibliothecae Lehmannianae, Quae pro gloria Filii DEI, DN. nostri Jesu Christi publico usui nunc et futuris temporibus est destinata, Eo ordine consignatus, quo suis in Repositoriis apud Templum superius Ecclesiae Francofortanae ad Oderam Volumina sunt et signata Numeris et locis disposita. 26. Augusti, qui Samueli sacer est, Anno 1660. fol. Unterzeichnet:
Samuel Lehmann Pastor in klein Rado, groß Rado et Frauendorff, Dioecesis Francfortanae.

Das Epithalamium vom Lobe der frommen Weiber hält Ch. F. Eberhardt (Allg. litt. Anz. 1800. Sp. 1282.) irrig für ein und dasselbe mit dem von ihm herausgegebenen vom Zustande eines betrübten Wittwers. Ueber die Hochzeit Michael Fromms von Soldin mit Jgf. Margaretha Wecker, Tochter des Sternbergschen Superintendenten Sebastian Wecker, Pastors zu Drossen, sind lateinische Gedichte auf der Bresl. Bibl. vorhanden: Frcf. 1593. 4⁰.

1595.

* „Epithalamium. Vom Zustande eines Betrübten Widtwers. Zu sondern Ehren, vnd Glückseligen Wollfahrt, Dem Erbarn, vnd Wollgeachten Herrn, Friderico Hartman Buchbindern vnd Hendlern zu Franckfurt an der Oder, als dem Breutigam. Vnnd Der Erbarn vnd Vieltugentsamen Jungfrawen Elisabeth, Des Erbarn vnd Vorsichtigen Herrn, Andres Schönfelders, Bürgers vnnd Weissgerbers zu Franckfort, Eheliche Tochter, als der Braut. Geschrieben Durch Bartholomaeum Ringwaldt, Pfarherrn in Langfeldt, Den 4. Augusti, des 95. Jahres, ꝛc. Gedruckt zu Franckfurt an der Oder, durch Nicolaum Voltzen, Anno 1595." 8⁰. (66 Bl.)

* EPITHALAMIVM durch Bartholomäum Ringwaldt, Pfarrherr in Langfeldt. Nach dem in Franckfurt an der Oder bey Nicolaum Voltzen im Jahr 1595 gedruckten Original. Leipzig, gedruckt bey Johann Gottlob Heinrich Richter. 1797. 8⁰. (52 pag. SS., 5 Bl. Vorst.) Herausgeber Christian Friedrich Eberhard.

Umgearbeitet.

* „Thalassio oder BrauttLied. Von dem Zustandt eines Betrübten Wittwers. Hiebevorn von dem D. Barth: Ringewaldt p. m. Pastore zu Langenfeldt aus gewisser Experientz ad amicum viduum geschrieben: Nun aber mit gebührender renovation, auction, vnd richtiger Accommodation ꝛc. auß dem Lateinischen in Deutsche Rythmos auff begeh-

---

*) G. G. Küster, Marchiae litt. Specimen VI. Berolini 1753. 4⁰. p. 11. führt noch ein anderes gleichzeitiges Epithalamium an:
Epithalamium der 128. Psalm in Reimen vertirt. Frckf. 1592. 8⁰., was aber wahrscheinlich ein selbst gemachter Titel eines der eben genannten beiden Epithalamien ist. Wahrscheinlich besaß Küster diese kleinen R. Gedichte selbst. In Cat. Bibl. G. G. Küsteri, die zu Berlin 1777. versteigert ward, steht p. 224. Barth. Ringwaldts deutsche und lateinische Gedichte 1597. 8⁰.

ren vertiret, vnd auß sonderlicher affection dediciret: Zu Ehren rc. Herrn Abraham von Grünenbergk u. s. w. Vnd rc. Frawen HELENA Sehrin u. s. w. Welche rc. den 24. Januar. An. 1612. Auff dem Hause Loß jhren Hochzeitlichen FrewdenTag, vnd Ehliches Beylager halten werden: Durch JACOBUM NEANDRUM, Art. et SS. Theol. Stud. Damals Praeceptorem Aulicum. Gedruckt zu GroßGlogaw, durch Joachimum Funck." 4⁰. 14 Bl. Das „auß dem Lat. vertiret" ist ein wunderlicher Irrthum; Neander hat die Einleitung von Ringwaldts deutschem Gedichte benutzt und zwar so, daß viele Verse geblieben sind. Meine Ansicht, daß R. nach 1600 schwerlich mehr gelebt hat, wird auch hier 1612 durch das seinem Namen hinzugefügte p. m. piae memoriae bestätiget. In dem benachbarten Schlesien konnte man so etwas schon wissen.

Plagium.
1597.

* „PLAGIVM. Oder Diebliche entfürung, zweyer Jungen Herrn vnd Fürsten, als Ernesti von 14 Jahren, vnd Alberti von 12 Jaren, des Durchleuchtigsten, vnd hochgebornen Hertzog Fridrichs des andern dieses Namens, weilandts Churfürsten in Sachsen, hertzlieben Söhnen. Vnd wie dieselben widerumb wunderbarlicher weise durch einen Khöler auff der Heyden, seind errettet, vnd in das Schloß Aldenburg, zu den Eltern gebracht worden. Warhafftig geschehen. Anno Christi 1450. Zuvor von dem Achtbarn vnd wolgelarten Herrn Magistro, Daniele Cramero, damals in Wittenberg, in eine Lateinische Comediam gestellet, Anno 1593. Nunmehr aber, zum gedechtniß vnd ewigem Rhum, des alten vnnd hochlöblichen Sechsischen Hauses, vnd zum trost, vieler betrübten hertzen, in eine lustige Deutsche Comediam vertiret. Durch Bartholomeum Ringwaldt, Pfarherr in Langfeldt." O. O. u. J. 8⁰. (88 Bl.)

— N. A. studio Filii Christiani. Königsberg 1646. 8⁰. 11 Bogen. So nach dem Allg. litt. Anzeiger 1800. Sp. 1288. u. J. F. Gast, Die Geschichte des sächs. Prinzenraubes (Zwickau 1823. 4⁰.) S. 33., nirgend aber genau beschrieben.

Nachtrag.

Während des Druckes dieser Schrift hat mir Herr Pastor Dr. Rambach zu Hamburg Nachricht ertheilt über einige spätere Königsberger Ausgaben Ringwaldtscher Werke, welche Herr R. selbst besitzt; ich kann also bei der Correctur dieses Bogens noch folgenden Nachtrag geben.

Auf allen diesen Ausgaben, in 8⁰., steht „vnd jetzt von dessen Sohne Hrn. Christian Ringwalt auffs new zum Druck befordert" und sämmtliche sind „Königsberg, Gedruckt durch Johann Reusnern.", der treue Eckart 1644; „Epithalamium. Vom Lob frommer Weiber" 1645; Speculum mundi 1645; Epithalamium vom Zustande eines betrübten Wittwers 1645; Plagium 1646. „Ich bemerke noch, fügte Rambach hinzu, daß diese neuen Ausgaben ein bloßer Abdruck der ersten sind, und keine Sylbe von dem Herausgeber enthalten."

Martin Opitz

von Boberfeld

bis zu seinem zweiundzwanzigsten Jahre.

Martin Opitz ward geboren 23. December 1597 in Bunzlau, einer schlesischen Landstadt am Bober. Sein Vater, Sebastian war ein dortiger angesehener Bürger und Martha, seine Mutter, die Tochter des Bunzlauer Rathsherrn Rothmann, beide dem Augsburg. Glaubensbekenntnisse zugethan. Opitz durfte sich nur wenige Monate der mütterlichen Pflege erfreuen; in der Blüthe ihrer Jahre wurde ihm durch einen plötzlichen Tod seine Mutter entrissen. Obschon nun alle Liebe des betrübten Vaters dem Säuglinge allein gewidmet war, so konnte sie das doch nur dürftig ersetzen, was eine liebende Mutter für die früheste Entwickelung ihres Kindes zu leisten vermag. Wie wohlthätig wäre es für die ersten Lebensjahre des Dichters gewesen, wenn seine Mutter, deren geistiges und leibliches Ebenbild späterhin ältere Freunde der Opitzischen Familie in diesem Sohne wieder erkannten, wenn diese Mutter die erste Erziehung des geliebten Kindes hätte vollenden, in ihm den Sinn für das einfache häusliche Leben wecken und das Unstete und Leichtsinnige in dem nachherigen Jünglinge frühzeitig beschränken können. Sebastian der Vater war ein Mann von Biederkeit und schlichtem Verstande. Diese Tugenden, wodurch er sich unter seinen Mitbürgern auszeichnete, suchte er auch auf seine Kinder zu verpflanzen. Er sah bald an den geistigen Anlagen seines Martins, daß dieser ganz besondere Hoffnungen errege, dereinst ein würdiges Mitglied des geistlichen oder Gelehrtenstandes zu werden. Da nun der Vater hierin seine eigene und seiner Familie Ehre und Ruhm setzte — denn auch sein Bruder Christoph war ein Gelehrter und seine Schwester Helena einem Geistlichen verheirathet — auch nebenbei das Glück seines Sohnes darin gegründet glaubte, so ging das Streben seiner Erziehung zunächst dahin, das Kind zu dieser Laufbahn zeitig vorzubereiten, es an äußere Sitte und Zucht zu gewöhnen und auf die Entwickelung seines Verstandes hinzuwirken. Daß der Vater in der frühen Wahl dieses Berufs für seinen Sohn sich nicht getäuscht habe, schien der kleine Martin täglich mehr zu bestätigen, denn ehe er noch lesen

konnte, verweilte er schon mit sichtlichem Behagen bei den Büchern, während sich andere Kinder auf Steckenpferden und mit Trommeln und Pfeifen zu belustigen pflegen. Martin zeigte bald ein leichtes Fassungsvermögen und ein vortreffliches Gedächtniß; der Vater und seine Freunde deuteten aus alle dem, daß er dereinst ein ungemeiner Bücherfreund, ja selbst eine lebendige Bibliothek werden würde. So wuchs der Knabe in seinem elterlichen Hause auf unter der Obhut und Fürsorge seines Vaters und den Hoffnungen seiner Angehörigen, bis er endlich zu den Jahren und Kräften gelangte, bei denen die Weiterbildung auf der Schule zu beginnen pflegt. Christoph Opitz, ein geschickter kenntnißreicher Schulmann, Sebastians leiblicher Bruder, war zu der Zeit Rector der Bunzlauer Schule; er nahm sich mit wahrer väterlicher Liebe seines hoffnungsvollen Neffens Martin an und befestigte ihn in den Anfangsgründen damaliger gelehrter Bildung. Christoph Opitz legte aber schon am 6. April 1606 Krankheitshalber das Rectorat nieder und starb noch in demselben Jahre. Aber die Liebe und väterliche Unterweisung, welche er seinem Neffen seit etwa 2, 3 Jahren so reichlich bewiesen hatte, starb nicht aus mit ihm, sondern lebte gleichsam noch kräftiger und schöner in seinem Nachfolger auf. In demselben Jahre nämlich, 25. October (1606) ward Valentin Sänftleben zum Rector der Bunzlauer Schule berufen. Sänftleben, der seinen Vorgänger noch an Gelehrsamkeit und tüchtiger Schulleitung übertraf, suchte ihn auch an zärtlicher Liebe und väterlicher Unterweisung des jungen talentvollen Martin zu übertreffen; er gewann ihn lieb wie seinen eigenen Sohn und es soll ein so zärtliches Verhältniß zwischen beiden bestanden haben, daß sie sich jederzeit Vater und Sohn nannten. Opitz lebte in diesem glücklichen Verhältnisse zu seinem Rector, von keinem häuslichen Unglücke gestört, von keiner Krankheit gehindert, von keinem Kriegsgeschrei geschreckt, heiter und sorglos und vergnügt in seinem Studium bis etwa zum J. 1614 (viell. Ostern). Durch Aufmerksamkeit und Fleiß hatte er sich vielfache Kenntnisse und so auch die Achtung und Liebe der Lehrer erworben; ein edler Wetteifer im Lernen und im Streben nach der Gunst und dem Beifalle seiner Lehrer, ein Hang und Drang nach Lob und Ehre war die einzige Leidenschaft seines jugendlichen Gemüths; nichts konnte ihn mehr schmerzen, als wenn ihm ein fleißiger Schüler nach Sitte jener Schule vorgesetzt ward und wenn ein anderer größeres Lob als er einerndtete. Unter seinen Mitschülern standen seinem Herzen am nächsten zwei dem Streben und der Gesinnung nach ihm nah verwandte Jünglinge, Caspar Kirchner und Bernhard Wilhelm

Nüßler; beide hegten bis an ihren Tod gegen Opitz dieselbe innige Freundschaft, deren er sich jetzt in seiner Jugend erfreuen durfte, und beide wurden nachher in das Leben des Dichters so verwebt, daß ihrer noch oft gedacht werden muß. Zu einer höheren wissenschaftlichen Bildung gehörig vorbereitet und mit dem Lobe und unter den Segnungen seiner Lehrer verließ endlich Opitz im J. 1614 seine geliebte Vaterstadt und besuchte von nun an das Magdalenäum zu Breslau. M. Johannes Höckel von Höckelshoven war damals Rector dieser Anstalt, ein Mann von vieler Gelehrsamkeit und philosophischem Geiste. Dem M. Höckel konnten die großen Geistesfähigkeiten dieses neuen Schülers nicht lange fremd bleiben und so gewann denn Opitz bald an ihm einen väterlichen Freund und theilnehmenden Lehrer; in der Schule ward er als ein Muster den übrigen Schülern vorgestellt und in der Stadt der Huld der ersten Gelehrten anempfohlen. Die Empfehlungen waren auch von günstigem Erfolge. Dr. Daniel Bucretius (Rindfleisch), Breslauischer Stadtphysicus nahm den kenntnißreichen Jüngling in sein Haus auf und übergab ihm seine beiden Söhne, Daniel und Theodor zum Unterrichte. Der Umgang mit einem Manne, der in hohem äußern Ansehen stand wie Dr. Bucretius und nicht allein für einen der größten Aerzte, sondern auch für einen großen Gelehrten und lateinischen Dichter galt, die leichte Gelegenheit, mit den ausgezeichnetsten Männern Breslaus, die sich hier im Hause des B. einfanden, in nähere Bekanntschaft zu treten, alles das mußte für Opitz eine recht wünschenswerthe Lage bereiten. Zu seinen damaligen Gönnern gehörte auch der rühmlich bekannte Dr. Caspar Cunrad (seit 1626 Nachfolger von Bucretius im Stadtphysicate). Cunrad, der nebenbei auch wol lateinische und deutsche Gedichte verfaßte, freute sich gar sehr, in seinem jungen Freunde eine ähnliche Neigung wahrzunehmen. Der Ermunterung dieses Mannes haben wir's wol zunächst zu verdanken, daß Opitz schon damals mit Gedichten, freilich nur lateinischen, öffentlich auftrat: die Gefühle der Dankbarkeit, wovon sein Herz gegen seine früheren Bunzlauer Lehrer und Gönner bewegt war, hatte er in 17 Lobgedichten ausgesprochen. Er theilte sie dem Caspar Cunrad mit und dieser fand sie wahrscheinlich so überaus vortrefflich, daß er für ihren Druck stimmte und sie sogar noch am 9. Nov. 1615 mit dem ehrenvollen lateinischen Prognosticon begleitete, (es steht auf der Rückseite des Titels):

An Martin Opitz den sehr gelehrten Jüngling.

Pallas, die Mus' und Critik, die drei, sie ersahn dich zum Diener,
Auf! sei's ganz und du wirst Phöbus Apollon uns sein!

Im folgenden J. (1616) erschienen diese Gedichte, welche als die ersten litterarischen Xenien in Deutschland betrachtet werden können, unter dem Titel: Strenarum libellus (ein Büchlein Neujahrsgeschenke), dem Rathsherrn und Rector Valentin Sänftleben gewidmet, zu Görlitz. Opitz fand nachher noch einige Gelegenheit, seine große kindliche Liebe und Verehrung gegen diesen seinen Lehrer, dem er am meisten zu verdanken hatte, an den Tag zu legen. Schon das Jahr darauf (1617), als Sänftleben zum Bunzlauer Rathsherrn erwählt wurde, begrüßte ihn auch Opitz von Beuthen aus in einem lateinischen Gedichte. Obschon er zwar nichts von dieser kindlichen Gesinnung bei einem deutschen Hochzeitsgedichte auf Sänftleben, als sich dieser zum zweiten Male verheirathete, einfließen läßt — das: Herr Vater! darin, kann ebenso gut als poetische Artigkeit gelten — so tritt sie doch bei Sänftlebens Tode (1627?) desto mächtiger hervor. Ein lateinisches Gedicht (Fellg. Ausg. II. Th. S. 394.) beginnt:

Daß ich zu schreiben gelernt, o geliebtester Vater, und daß mich
Nennet den Dichter die Welt, siehe, das stammet von dir.
Als ich ein Knabe noch war, aufsuchend die Tempel der Musen,
Hast du mir mit der Hand treulich die Gipfel gezeigt.
Jetzo schweig' ich, und kann nur weinen, und habe nur Thränen,
Thränen, womit ich des Grabs trauernde Gräser benetz'.

Opitz war jetzt 19 Jahr alt geworden (1616); er dachte nun ernstlich daran, welche Laufbahn seiner Neigung und seinen Kräften die angemessenste sein könnte. Er ging darüber mit seinen Freunden und Gönnern zu Rathe: sie riethen ihm, (besonders Bucretius und Nicolaus Henelius, dessen Zuneigung sich Opitz durch ein hübsches Gedicht erworben hatte,) daß er sich den schönen Wissenschaften und der Rechtsgelahrtheit widmen solle. So wenig inneren Zusammenhang beide Richtungen haben, so oft die eine feindlich sich gegen die andere auflehnt, so oft die eine die andere gleichsam ausschließt, so glaubten doch gewiß die Freunde, daß die natürlichere, mächtigere in Opitz, die Poesie eben, dadurch nicht beeinträchtigt werden würde, ja daß diese sogar durch des Jünglings sichere äußere Stellung, welche doch nur eine andere Wissenschaft, wie die Jurisprudenz, gewähren könne, erst einen Halt im Leben gewinnen müsse, damit sie recht ihre Blüthe entfalten könne. Opitz hatte sich bis dahin gar noch nicht mit der Rechtswissenschaft beschäftigt, der Rath seiner Freunde mußte ihm aber einleuchtend sein, und sein Ehrgeiz, dereinst auf diesem Wege eine bedeutende Stellung im öffentlichen Leben zu gewinnen, Befriedigung finden; er verließ daher Breslau in der Absicht

mit dem Studium der schönen Wissenschaften das der Rechte zu verbinden und begab sich im J. 1617 auf das Schönaichianum zu Beuthen. Hier zu Beuthen an der Oder, in einer anmuthigen Gegend Niederschlesiens, hatte der hochherzige, fromme und reichbegüterte Georg von Schönaich, einst der dankbare Pflegesohn und Erbe des tapferen biederen Kriegshelden Fabian von Schönaich, ein akademisches Gymnasium gegründet. Schon seit dem J. 1604 war er unablässig thätig gewesen, die Idee dazu zu verwirklichen; er fand in den beiden gelehrten und gottesfürchtigen Männern, den Pfarrherrn Petrus Titus und Adam Liebig zwei thätige Freunde und Förderer seiner Plane und schon 1613 erlebte er die große Freude, daß diese Anstalt zur Ehre Gottes, zur Förderung der Wissenschaft und zum Heil und Segen der lehrbegierigen Jugend in voller Wirksamkeit stand. In diesem Jahre war das Schulgebäude vollendet worden, geschickte und rühmlich bekannte Lehrer hatten die beabsichtigten Lehrstühle bereits eingenommen, und Schüler aus ganz Deutschland und dem benachbarten Auslande waren herbeigeströmt. Der eben vollendete Studienplan (erst 1614 gedruckt), eine Arbeit des derzeitigen Rectors Adam Liebig, unterrichtete hinlänglich von dem Zwecke der Anstalt, von den Lehrgegenständen, von den wechselseitigen Verpflichtungen der Lehrer und Schüler, und bereitete überall das Ansehen und den Glanz vor, dessen sich nach Verlauf einiger Jahre das Gymnasium in der Nähe und Ferne wirklich in so reichlichem Maße zu erfreuen hatte. Es war keine Schmeichelei, sondern lautere Wahrheit, wenn der hochberühmte Janus Gruter, Prof. und Bibliothecar, begeistert von den Verdiensten des trefflichen Freiherrn von Schönaich ein Gedicht über seine Stiftung mit den Worten begleitete, die an Dornau gerichtet waren: „Sieh hier indessen, was die Liebe auf den Heilvolles weißagenden s c h ö n e n E i c h b a u m zu sagen vermochte, den mein Herz mit Recht über Könige und Fürsten schätzt. Und wahrlich, wenn ich jünger wäre, an diese Schule würde ich streben, an ihr möcht' ich sterben." So dachte, so schrieb man von dieser evangelischen Lehranstalt im J. 1617, zu derselben Zeit, als Opitz den Entschluß ausführte, sich unter die Zahl ihrer Schüler aufnehmen zu lassen. Damals standen ihr folgende Lehrer vor: Caspar Dornau, Professor der Sitten (10. Mai 1616 berufen); Jeremias Colerus und Petrus Titus d. j., Prof. der Theologie, Petrus Polenius, Prof. der Rechte, Jacob Behrnawer, Prof. der Physik und Medicin, Adam Liebig, Prof. der Logik, Balthasar Exner, Prof. der Geschichte, und Jonas Melideus, Prof. der Beredsamkeit und Dichtkunst; die Professuren der Frömmigkeit, der Ethik

und Politik und der Mathematik waren unbesetzt und wurden zum Theil von den bereits vorhandenen Lehrern einstweilen mit versehen. Es läßt sich nicht ermitteln, in wie weit Opitz an ihren Lehrvorträgen Theil nehmen mußte und nahm, und wie groß der Gewinn war, den seine Ausbildung während eines einjährigen Aufenthaltes hier in Beuthen dabei erlangte. Soviel aber ergiebt sich wol aus den Lehrgegenständen der ersten Klasse, daß diese recht geeignet waren, Opitzens große Vorliebe für die griechische und lateinische Literatur noch mehr zu begründen und seinem Gemüthe eine ähnliche ethische Richtung zu geben, wie sie hier aus allen Einrichtungen der Anstalt sprach und bei jedem Vortrage als Zweck aller Wissenschaft betrachtet ward. In dieser ersten Klasse wurden gelesen und erklärt: Cicero's Briefe und Reden, Julius Cäsar und Virgils Aeneide, Plutarchos von der Erziehung der Kinder und die Sittensprüche des Theognis. Ebenfalls ergiebt sich aus den häufig angestellten Redeübungen und poetischen und prosaischen Leistungen in griech. und lat. Sprache, wozu die Schüler verpflichtet waren, daß Opitzens früh gehegte Neigung zur Poesie in ihnen ganz besondere Befriedigung finden mußte und gewiß auch fand. Für die Rechtswissenschaft war von der Anstalt bisher nur wenig geschehen: Exner las wöchentlich nur zwei Studen über die Institutionen, und auch dann, als zu Martini 1617 Petrus Polenius kam, um den bis dahin unbesetzten Lehrstuhl einzunehmen, ward diese Disciplin wol immer nur als Nebensache betrachtet und betrieben. Wir sehen also, daß Opitz seinen und seiner Freunde Rath, die Rechte zu studieren, nicht einmal ausführen konnte, dagegen aber alle mögliche Gelegenheit fand, sein poetisches Talent zu üben und auszubilden. Seine äußere Lage war ihm daran durchaus nicht hinderlich, sie hatte sich zu seiner Zufriedenheit gestaltet. Auf die Fürsprache des damaligen Rectors Caspar Dornau, eines Mannes, der durch sein Leben und seine Schriften sich einen weiten Ruf und großes Ansehn erworben hatte, wurde Opitz in das Haus des Tobias Scultetus von Schwanensee und Bregoschütz aufgenommen und dessen Sohne zum Hauslehrer vorgesetzt. Scultetus war aber nicht allein ein Freund der wissenschaftlichen Kenntnisse des aufstrebenden Jünglings, sondern auch ein Freund seines poetischen Talents. Obschon Scultetus als Dr. der Rechte und Kammerfiscal seine Zeit ernsteren Geschäften zuwenden mußte, so behielt er doch Sinn und Zeit für Poesie, und die Opitzische ward ihm so lieb, daß Opitz sich aus Freude darüber veranlaßt fühlte, seinem hohen Gönner einen Quaternio votorum zu widmen. Die lateinische Ecloga Daphnis, (Fellgiebelsche A. II,

364—367) welche er dem Scultetus ebenfalls zuschrieb, deutet auf ein wechselseitiges Vertrauen und auf innigen literarischen Verkehr zwischen beiden.

So ward Beuthen dem jungen Dichter in doppelter Beziehung lieb und werth; er vergaß ganz den ernsten Beruf, wozu er sich hier vorbereiten wollte und dachte schon so wenig noch an die Jurisprudenz, daß er sich in einem Gedichte, was er von hier zur Beglückwünschung an seinen vorigen Lehrer Val. Sänftleben nach Bunzlau schickte, geradezu unterschrieb: Martinus Opitius Candidatus Poeseos et L. L. ac Philos. Studiosus (Martin Opitz, Candidat der Poesie und der freien Künste und Philosophie Beflissener).

Opitz hatte gewiß schon in Breslau deutsche Gedichte verfaßt, er war es sich gewiß bewußt, daß sich darin noch viel leisten, damit noch viel Ehre und Ruhm im deutschen Vaterlande erlangen lasse. Aber er mochte glauben, nach der Sitte seiner Zeit, daß es angemessener sei, den Beruf zur deutschen Poesie durch die lateinische zu bekunden; er hatte deshalb bisher noch nichts Deutsches herausgegeben und trat jetzt, um sich einen Weg zu einem neuen poetischen Wirken im Vaterlande zu bahnen, mit einer lateinischen Abhandlung hervor, worin er seine Ansichten über deutsches Volk, deutsche Sprache und deutsche Poesie theils andeutete, theils ordentlich entwickelte. Nur in einer Zeit des gänzlichen Unglaubens an eigene Tüchtigkeit konnte jemand auf den Gedanken kommen, lateinisch über die Verachtung der deutschen Sprache zu schreiben; denn so lautete der Titel von Opitzens Schrift: Aristarchus, sive de contemptu linguae Teutonicae. Opitz war aber selbst zu befangen, als daß er sich dieses Prunks unnöthiger Gelehrsamkeit hätte entäußern können, und auf der andern Seite wieder zu klug, indem er nur dann von den Gelehrten, wenn er sie gleichsam mit ihren eigenen Waffen schlüge, Sinn und Eifer für vaterländische Sprache glaubte hoffen zu dürfen. Opitz schrieb mit Wärme und Beredsamkeit; dieselbe edle Gesinnung, womit er seine Schrift beginnt, begleitet ihn auch bis ans Ende; er beginnt: „So oft ich an unsere deutschen Vorfahren, die tapfern und unbesiegten Männer gedenke, werde ich von einer Art stiller heiliger Ehrfurcht und von einem mächtigen Schauder ergriffen,“ und schließt mit den Worten: „Strebt endlich danach, daß ihr, die ihr an Tapferkeit und Treue die übrigen Völker besiegt, ihnen auch an Vortrefflichkeit der Sprache nichts nachgebt.“ Ueberall zeigt der gelehrte Jüng-

ling große Liebe für sein Vaterland, für seine Muttersprache, Verachtung und Widerwillen gegen jede Art der Ausländerei. „Fremde Länder, sagt er, durchwandern wir mit gefahrvoller und unglaublicher Mühe und nicht ohne geringe Kosten, und eifrig streben wir danach, daß wir dem Vaterlande und uns unähnlich erscheinen." Mit Unwillen erwähnt er, daß seine Landsleute Wörter und Redensarten aus aller Welt in ihre reine deutsche Sprache einmischten, von den Lateinern, Franzosen, Spaniern und Italiänern entlehne man Wörter, wofür es bei uns viel passendere gebe. „Ja, ich habe gesehen, erzählt er, daß jemand sich nicht einmal des Griechischen enthalten konnte. So war seine Rede, die nicht ohne Lachen aufgenommen wurde: Jungfrau, sie muß das τὸ πρέπον (decorum) observiren."

Dies ernste und spöttelnde Eifern gegen allen Unfug der Ausländerei war nichts Neues, schon lange vorher hatten sich kräftige Stimmen dagegen erhoben, aber in deutscher Sprache; das Neue daran war etwa nur, daß es sich auf einen einzelnen Stand, auf die Gelehrten beschränkte, weil das Lateinische von vorn herein jeden andern ausschloß, und daß so eine wichtige Angelegenheit des ganzen Volks zur Angelegenheit seiner latinisierenden Gelehrten gemacht wurde. Opitz aber steckte tief schon in der Ausländerei; in seinem Eifern gegen den allgemeinen Unfug, Fremdes in unsre Sprache und Sitten einzuschwärzen, ahndete er selbst nicht, daß er, bei der besten Absicht uns eine reine vaterländische Poesie zu gründen, uns nur eine Poesie schaffen würde, deren Aeußeres und Inneres dem größten Theile nach auf fremden Grundsäulen ruhte. Die Anfänge dieser neuen Schöpfung hat er selbst niedergelegt in seinem Aristarchus. Nachdem er bei Anführung einer Stelle des Marners sein Bedauern ausgesprochen hat, daß diese Poesie, deren sich die gegenwärtige nicht schämen dürfe, leider später unterbrochen worden sei, nennt er die berühmten Dichter fremder Völker, der Italiäner, Franzosen und Engländer, und erwähnt sogar die Holländer, bei denen Heinsius allein, dies Wunder der Gelehrsamkeit, so schöne holländische Gedichte verfaßt habe, daß sie nicht allein den lateinischen gleich kämen, sondern dieselben noch überträfen, wie er sich denn selbst übertroffen habe. „Wir aber, fährt er fort, wir schlafen mit offenen Augen in Treu und Glauben, da wir doch nicht nur mit gleichem Erfolge, sondern auch in demselben Numerus, auf ähnliche würdige Weise, wie die übrigen Völker, unsere Gedichte einrichten könnten. Ich erinnere mich, daß nicht unlängst dem berühmten und hochedlen Manne, Hrn. Tobias Scultetus von Schwanensee und

Bregoschütz, kaiserl. Rathe und Commissario ꝛc. meinem achtbaren Hrn. und Gönner einige meiner deutschen Verse, nach französischer Art abgefaßt, überreicht worden sind. Da hat der große Literator meinen Versuch nicht nur gebilligt, sondern auf die freundlichste Weise gut geheißen und bekräftiget. Und ich zufrieden, um mit Fabius zu reden, da wo das Genie nicht statt fand, ein Zeugniß des Strebens verdient zu haben, wollte mich nun, wenn nicht durch den Erfolg, doch durch löbliche Mühe, als einen nicht unedlen Sohn des Vaterlandes bewähren. Dem Fleiße kommt die Natur zu Hülfe, und die Leichtigkeit des Gelingens macht kühn. Ich versuchte zuerst also jene Versart, die bei den Franzosen Alexandriner heißt (nach einem Italiäner gleiches Namens, wie man sagt), und bei ihnen so viel gilt wie der lat. Hexameter. Ich scheue mich nicht, ein Beispiel davon hinzuzufügen:

O Fortun, o Fortun, Stiefmutter aller Freuden,
Anfeinderin der Lust, Erweckerin der Noth,
Du todtes Leben, ja du lebendiger Tod,
Durch welcher Grimm sich muß manch treues Herze scheiden,
Soll deine Grausamkeit denn auch mein junges Leben
(Deß allen ungeacht, daß mir Natura mehr
Als ich auch wirdig bin, geschenket Gunst und Ehr)
In Trübniß und Gefahr so traurig lassen schweben?
Du scheuzliche Chimär, sieh wozu du mich bringest,
Der ich von Kindheit an mit unverwandtem Sinn
Standhaft und unverzagt allzeit gewesen bin,
Jetzt bitter Zähren mich auch zu vergießen dringest.
Ei, biß mit dem zufried, ei laß dir doch genügen,
Daß deiner Strahlen Brunst an meines Alters Blum
Die frischen Blätter ganz verdörret, diesen Ruhm
Laß dir doch sein genung, mit diesem Raub thu siegen.
Ein freier Held, wenn er den Feind nun überwunden,
Ist er gar wol zufried, er hält es für rühmlich,
Daß, ob er's könnte thun, er doch nicht räche sich,
Weil er nun allbereit, was er gesucht, hat funden.
Und du, o schnödes Weib, willst mich so hoch verderben,
Und dir ist's nicht genung, daß du mich so gerührt,
Ja durch viel Kreuz und Leid, durch Angst und Noth geführt,
Du denkest dir auch noch bei mir um mehr zu werben.
Gott aber ist mein Schutz, dem will ich das vertrauen
Was mir noch übrig ist, er ist mein Schirm und Schild,
Wenn ich ihn nur fleh an, gar keine Noth mehr gilt,
Auf ihn will ich allein in allen Nöthen bauen.

Wer sich auf Gott verläßt, der mag gar kühnlich denken,
Daß er alles Unglück, so uns oftmals zusteht,
(Ob es gleich in der erst schwer und gedrang zugeht)
Zu seiner Stell' und Stund mit Freuden werde lenken."

Und so brachte Opitz, durch Liebe zu fremden Mustern verblendet, und durch nicht unglückliche Nachahmung noch mehr dafür gewonnen und endlich daran gefesselt, indem er die schleppendste Versart, womit jemals die deutsche Poesie beschenkt werden konnte, empfahl und einführte, so brachte er ein Unheil in unsere Poesie, was beinahe alles Verdienst wieder aufhob, das er sich daneben durch Ausbildung eines neuen metrischen Grundsatzes erwarb. Nicht bloß die Form empfahl er unaufhörlich, sondern auch den Inhalt —, in dieser doppelten Verkennung des Geistes unserer Sprache und unseres Volkes trat er vor seinen Zunftgenossen auf; sie bewunderten ihn und staunten ihn an, und wurden bald, wie er durch Nachahmung und Uebersetzung fremder Muster ein Nachdichter des Auslandes geworden war, so ebenfalls seine und des Auslandes Nachdichter.

Dies neue metrische System, Opitzens Hauptverdienst um die deutsche Sprache und Poesie, bestand in dem einfachen Kunstgriffe, die Silben nicht, wie bisher geschehen war, zu zählen, sondern zu m e s s e n. Opitz nennt sich Erfinder dieser neuen Art der Versification, die bis jetzt in unserer Poesie beibehalten worden ist, und thut sich, was ihm auch zu gönnen war, nicht wenig darauf zu Gute. Doch mußte er sich schon damals als ersten Erfinder rechtfertigen, weil ähnliche Versuche wirklich gedruckt vorhanden waren. Darum sagt er im Aristarchus bei Anführung eines Sonett's von Ernst Schwabe von der Heide, den er einen sehr fein gebildeten und durch bewundernswürdige Sittenanmuth rühmlichst empfohlenen Mann nennt: „jedoch habe ich einige Gedichte desselben (die zu Frankfurt an der Oder im Druck erschienen sind [1616]*) erst lange nachher gesehen, als ich über diese Art zu schreiben nachgedacht hatte." Ernst Schwabe's von der Heide Gedichte sind bis jetzt noch nicht wieder aufgetaucht; sie gehörten bald nach ihrem Erscheinen schon zu den Seltenheiten, darum sagt Zinkgref in dem Anhange zu der ersten Ausgabe der Opitz. Gedichte (Straßburg 1624. S. 161). „Ich sollte dir auch

*) in der e r s t e n Ausgabe des Aristarchus steht am Rande die Anmerkung: „Francofur. Marchic. typis descripta." Diese wichtige Anmerkung fehlt in späteren Abdrücken, und daher die Zweifel, ob das Buch jemals gedruckt ist.

etwas aus Ernstens Schwaben von der Heide zu Frankfurt an der Oder ausgangenen deutschen Poesieen mittheilen, so hab' ich sie aber ebenmäßig selbst noch nicht gesehen." Auch hat sie seitdem noch niemand gesehen. Es läßt sich also gar nicht das Verhältniß ermitteln, in welchem Opitz zu seinem Vorgänger steht. Sollen wir Wenzel Scherffer, einem Zeitgenossen Opitzens glauben, (er starb im hohen Alter 1674 als Organist zu Brieg), so hat Opitz allerdings dem Ernst Schwabe viel zu verdanken; Scherffer in seiner Geist- und Weltlichen Gedichte I. Th. (Brieg 1652. 8°.) S. 279 behauptet: „Es hat der sinnreiche Opitz ohne Zweifel aus Ernst Schwabens von der Heide im J. 1616. ausgangenem poetischen Büchlein die erste Anleitung bekommen, sich in die deutsche Poesie einzurichten, welche ihm auch alsbald so wohl abgangen, daß er mit Männigliches Zustimmen als ein Urheber der hochdeutschen Dichterei, ja als ein deutscher Maro gepriesen worden." Auch beweist eine Stelle im Aristarchus, daß sich in metrischer Beziehung aus Ernst Schwabe mancherlei lernen ließ. Wie Opitz über die Anwendung des Apostrophs spricht, macht er folgende Anmerkung: „Noch muß ich erinnern, daß das E am Ausgange eines Wortes, wenn das nächstfolgende Wort mit einem Vocal anhebt, in einigen Versen immer elidirt wird. Weil aber dieser Gebrauch bei den Deutschen neu und ungewöhnlich ist, so kann das so häufig zu verschluckende E, damit es den Ungeübteren keine Schwierigkeit macht, füglich weggelassen und mit diesem Zeichen (') ergänzt werden. So lehrt und beobachtet es auch Schwabe. Hier ein Beispiel von ihm:

Möcht' ich dein Schatten sein in deines Schattens Schatten
Und Echo deiner Stimm'! auf daß ich könnt' erstatten,
Was mir hat die Natur und die Erfahrenheit
Versaget am Verstand', an Kunst und Wissenheit."

Opitz hat späterhin, auch in seinem Buche von der deutschen Poeterei, niemals wieder von Ernst Schwabe gesprochen. Niemand dachte auch später an ihn, und Opitz erwarb sich von dieser Zeit an den Ruhm, erster und alleiniger Erfinder einer neuen Art zu versificieren zu sein, und behauptete ihn ohne den Einspruch irgend eines Litterators bis jetzt.

Unter diesen litterärischen Beschäftigungen*) und den erfreulichsten

*) Ich nehme an, daß in diesem Jahre (1617) der Aristarchus erschien, weil bereits die Druckerei zu Beuthen eingerichtet war, Dornavii Charidemus, hoc est, de morum pulchritudine etc. daraus als Primitiae Chalcographiae Joannis Doerferi, Wittenbergensis, Typographi

Aussichten auf Anerkennung und Beifall verging für Opitz das Jahr 1617. Er hatte ungetrübt und sorglos seinen Studien gelebt. Plötzlich gewannen äußere Umstände, deren Zusammenhang uns fremd geblieben ist, auch auf seine Lage einen störenden Einfluß; Opitz fühlte sich veranlaßt, Beuthen zu verlassen und begab sich auf die Universität zu Frankfurt an der Oder.

Welche Richtung der 20jährige Jüngling in seinen Studien hier verfolgte, ob er von neuem an die Rechtswissenschaft dachte oder sich nur noch eifriger der Poesie widmete, darüber hat er selbst sich niemals ausgesprochen. Sein Freund Christoph Colerus erwähnt von diesem Frankfurter Aufenthalte weiter nichts, als daß sich Opitz und Bernh. Wilh. Nüßler, sein Schulfreund, hier ein ganzes Jahr aufgehalten und sich durch Gedichte dem herzoglichen Hofe zu Liegnitz empfohlen hätten, „unter dessen Schirm und Schatten, fügt Colerus hinzu, jenes sehr liebliche Schwänepaar nachher sicher gelebt und gesungen hat."

In diesem Jahre gestaltete sich die Opitzische Poesie zu der Eigenthümlichkeit, wodurch sie sich von aller früheren deutschen Poesie merklich kennzeichnet. Wie Opitz auf der einen Seite sich unterwürfig hielt den Mustern des Auslandes und ihren Versarten, so verfiel er auf der andern Seite, als er's zu einer formellen Selbstständigkeit in der Poesie gebracht hatte, in eine andere Abhängigkeit, wodurch alle freie schöpferische Kraft der Phantasie und alle Entwickelung des echten poetischen Gefühls ungünstig bedingt werden mußte: diese Abhängigkeit lag in dem leidigen Zeitgeschmacke, der nur gewisse äußere Momente des Lebens für die würdigsten Gegenstände poetischer Darstellung erkannte; diese Momente waren ihm: Hochzeitsfeste, Leichenbegängnisse, Geburts- und Namenstage, Erwerb und Besitz hoher Aemter und Würden u. dgl. Opitz, auch hier mehr ein Zögling seiner Zeit als ihr Leiter und Lehrer, schlug seine Poesie auch in diese Fesseln und erhob ein äußeres Bedürfniß zum leitenden Principe seiner poetischen Regungen; er wurde bald, als er den Ton, den die Welt gern hörte, angestimmt hatte, der Vater einer Gelegenheitsdichterei, die alle Verhältnisse des geselligen Lebens durchtönte und deren Nachwirkungen sich über anderthalb hundert Jahr im Gebiete unserer schönen Litteratur nachweisen lassen. Der Gedanke liegt so nahe: jedes Gedicht muß über der Gelegenheit stehen, diese darf nur Neben-

---

Schoenaichii (8 Bogen stark) hervorgingen und Opitz 1618 bereits in Frankfurt lebte.

zweck sein und bleiben, die Poesie ist sich selbst Zweck, niemals soll das äußerlich Gegebene, das Vorhandene die Phantasie des Dichters und seine Erfindungsgabe beschränken oder beeinträchtigen. Dennoch standen diesem Gedanken die damaligen Zeitgenossen viel zu fern und Opitz nicht minder wie sie. Opitz beeifert sich, quält sich ordentlich, Begebenheiten die nur ein örtliches und augenblickliches Interesse haben, Begebenheiten, denen sich oft gar keine poetische Seite abgewinnen läßt, zu Gegenständen der Poesie zu erheben. Nur zuweilen steht er über der Gelegenheit; den meisten Anlässen dieser Art sehen wir an, daß er trotz der wärmsten Liebe zu seinem Gegenstande, trotz den schönsten Regungen eines poetischen Gemüths mit dem Stoffe kämpft und wie er gewöhnlich von ihm beherrscht wird.

Das erste Hochzeitsgedicht der Opitzischen Muse, was gedruckt wurde, gehört diesem Jahre (1618) an; es erschien unter dem Titel Herrn Matthäi Ruttarti und Jungfrau Annä Namßlerin Hochzeitlieder, von zweien *) guten Freunden gestellet. Gedruckt zu Görlitz bei Johann Rhambau 1618 4°. (1 Bogen). Was diesem Gedichte an eigentlicher Poesie abgeht, kann ihm weder die Schlüpfrigkeit des Inhalts:

Den Tod, den ich mir wünsch, den Himmel, den ich mein,
Ist in der Liebsten Schoß gar sanfte schlafen ein.

noch die neue Form ersetzen. Die Verse sind noch sehr holpricht, die Sprache hat etwas Ungewöhnliches, Befremdendes; darum nahm es der Dichter auch nie wieder in eine seiner Sammlungen auf; auch in der Straßburger 1624 S. 42, 43 steht es gewiß gegen seinen Willen **).

— Bitt, wollet mir verzeihen,
Daß ich, (wie gern ich will und soll) nicht kann einweihen
Euer unmüssig Fest mit römischem Gedicht,
Apollo zürnt mit mir, will mich mehr kennen nicht.
Entschuldiget mich auch rc.

---

*) Das eine ist unterzeichnet M. O., das andere Desiderius von Liebethal. Lindner II, 5. hält auch dies letzte für ein Opitz. Erzeugniß, gewiß aber fälschlich, es wird wol das unter Kaspar Kirchner's Namen der Straßb. Ausgabe der Opitz. Ged. 1624 S. 186 — 189 von Zinkgref angehängte sein.

**) Ein andres Hochzeitlied aus dieser Zeit, Straßb. Ausg. 1624 S. 76 bis 80 ward aus ähnlichen Gründen vom Dichter verworfen; wieder abgedruckt Züricher Streitschriften III. Bd. S. 49 — 54, woselbst auch S. 46 bis 49 das obige steht.

Daß Venus zu mir kam (es ist noch nicht ein Jahr)
Am schönen Wasserberg mit ihrer ganzen Schar,
Sie bat, ich wollt ihr Kind lassen bei mir einkehren,
Und es die deutsche Sprach, so gut ich's wüßte, lehren.

Solcher Härten und Verstöße giebt's die Fülle in diesem Gedichte; z. B. ferner:

Um das glaserne Feld —
— findt in der Welt großen Au.
So wär mir die Nacht Tag, so wär mir der Tag Nacht,
— mit lebendem Tod sterben.

Die Eintönigkeit dieser Alexandriner hat Opitz noch zu erhöhen gesucht, er beobachtet nämlich regelmäßig nach dem dritten Jambus einen Abschnitt (Cäsur) und zieht sehr häufig den Gedanken aus der zweiten Hälfte des ersten, zweiten und dritten Verses in den zweiten, dritten und vierten herüber und läßt ihn dort jedesmal schließen nach dem dritten Jambus, z. B.:

Und wissen nicht wohin. Im Fall wir dann studieren,
Da ist fast gar kein Buch, darinnen nicht zu spüren
Die Lust der Liebespein. Was ein Poete sagt,
Ist Venus und ihr Sohn, der uns so heftig plagt.

Im frohen Bewußtsein seiner poetischen Leistungen und im Vorgefühl künftigen Ruhmes verlebte Opitz mit seinem Freunde Nüßler das Jahr 1618. Die strenge trockene Art, wie man hier die Wissenschaft betrieb, und das Glanzlose des Ortes vermochten nur wenig die Neigungen und Wünsche des gelehrten ruhmbegierigen Dichters zu befriedigen. Er faßte daher den Entschluß, im nächsten Jahre eine andre Lehranstalt zu beziehen. Er wählte die Universität Heidelberg und hoffte von der Berühmtheit und Vortrefflichkeit ihrer Lehrer, ihrer Bibliothek und ihres Hofes, was Frankfurt nicht hatte gewähren können: Umgang mit großen Männern, Benutzung reicher litterarischer Schätze und nähere Kenntniß des Hoflebens. — Mit den nöthigen Geldmitteln von seinem Vater versehen, trat er von Bunzlau aus die Reise an. Wahrscheinlich schon im Frühlinge des J. 1619 traf er in Heidelberg ein. Bald nach seiner Ankunft gewann er eine gute äußere Lage und ein vielfach angeregtes wissenschaftliches Leben. Der alte ehrwürdige Lingelsheim, Geheimer Rath am kurfürstlichen Hofe, ein Mann von nicht geringer politischer Bildung und von bedeutendem Einflusse, nahm den Dichter, den schon ein guter Ruf empfohlen hatte, in sein Haus auf und übergab ihm seine Söhne zu unterrichten. Opitz

erfreute sich bald auch der Freundschaft des gelehrten Janus Gruterus. Wie der Umgang mit beiden Männern sehr anregend und belebend auf die wissenschaftlichen Bestrebungen des Dichters wirkte, so fanden seine poetischen Studien in seinen Umgebungen neue Aufmunterung und großen Beifall. Es lebten zu gleicher Zeit mit Opitz in Heidelberg mehrere talentvolle Jünglinge, die durch Gesinnung und Streben Opitzen schon nahe standen und bald mit ihm in freundschaftlichen Umgang traten: Caspar Barth, Janus Gebhard, Balthasar Venator, Julius Wilhelm Zinkgref, Heinrich Albert Hamilton; sie haben sich später in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft rühmlich ausgezeichnet, Zinkgref erwarb sich sogar den Ruf eines guten Dichters. Hamilton, ein gelehrter Däne, berechtigte zu den schönsten Hoffnungen, starb aber in der Blüthe seiner Jahre. Der Umgang mit diesen Männern und Jünglingen — mit Barth wohnte er sogar auf einer Stube — hätte für manchen anderen etwas Genügendes und Fesselndes haben müssen, Opitz aber suchte nach größerm äußern Glanze, darum schon frühzeitig in ihm dies unruhige Streben nach berühmten Bekanntschaften. Auch jetzt trieb's ihn von Heidelberg weg nach Straßburg und Tübingen, dort wollte er Matthias Bernegger und hier Christoph Besold und Johannes Lansius kennen lernen, drei Zierden der damaligen Gelehrtenwelt und die verdienstvollsten öffentlichen Lehrer jener Universitäten. Opitz kehrte erfreut über das hohe Glück, die Zuneigung dieser Männer erworben zu haben, nach Heidelberg zurück. Was seine wissenschaftlichen Beschäftigungen waren vor und nach dieser Reise, erzählt weder er noch sein Biograph Colerus. Neben dem Studium der Alterthumswissenschaft, wobei ihm Gruter und die Heidelberger Bibliothek vielfachen Anlaß und Hülfsmittel darboten, nahm vielleicht ihn noch die Jurisprudenz in Anspruch, doch läßt sich das letztere nur aus einer Aeußerung schließen, womit ein Hochzeitgedicht beginnt:

> Hat auch ein solches Recht Justinian gelehret?
> Habt ihr's mit mir vorhin zu Heidelberg gehöret,
> Wie Heidelberg noch war?

Sein Hauptstudium und seine Lieblingsbeschäftigung war gewiß die Poesie. Der Beifall, worauf er in seinen Umgebungen sicher rechnen konnte, und die prophetischen Worte, womit ihn Bernegger beehrt hatte: er werde dereinst ein deutscher Virgilius! wirkten stark genug auf einen Jüngling, dessen Herz für Ruhm und Ehre außerordentlich empfänglich war. Zu diesen äußeren Beförderern seiner Poesie gesellte sich ein ungleich gewaltiger, — die Liebe.

Wem aber seine Liebe gewidmet war, ob sie Einer oder mehreren Jungfrauen oder allen schönen Heidelbergerinnen galt, ob sie irgend erwiedert wurde, ob sie werth war, verherrlicht zu werden, darüber wissen wir nichts; wir wissen nur, daß er sie in vielen Liedern aussprach und seine Geliebte unter verschiedenen Namen besang. Er liebte aber wirklich, und seine Leidenschaft scheint im Leben nicht so rein und unschuldig gewesen zu sein als in seinen Liedern. Sein alter Freund Colerus, der gewiß jeden unverdienten Tadel gegen seinen gefeierten Opitz zu entkräftigen suchte, kann ihn in diesem Falle nicht frei sprechen. Am Schlusse seiner Erzählung von Opitzens Aufenthalte zu Heidelberg bemerkt Colerus sehr schonend, aber doch mißbilligend genug:

„Aber wie kein großer Geist ohne Beimischung irgend einer Thorheit gefunden wird, und niemand seiner selbst mächtig genug zum Helicon gelangt, so hing auch seine Jugend ein wenig am Gesange der Sirenen; diese Krankheit war ihm gemein mit großen Männern, besonders mit den Dichtern, die Meister in der Liebe sind. Doch verstehe ich mich nicht dazu, die übele Nachrede solcher Schuld an einem Schriftsteller zu vertheidigen, sondern glaube nur, daß auch die Schwächen des Genies einigermaßen zu ertragen sind.“

Benjamin Schmolck.

Benjamin Schmolck ward zu Brauchitschdorf im Fürstenthum Liegnitz am Thomastage, 21. December 1672 geboren. Bei seiner Geburt that sein Vater, der evangelische Pfarrer des Dorfes, das Gelübde, sein Kind dem Dienste Gottes zu widmen. Als Benjamin nun im vierten Jahre seines Alters seine Mutter verloren hatte, gedachte der Vater, ein frommer und biederer Mann, jenes Gelübdes und sorgte von jetzt an eifriger dafür, seinen Sohn zum geistlichen Stande vorzubereiten. Benjamin hatte das Glück, an dem Hausunterrichte der von Rothkirchschen Kinder theilzunehmen, und als der Lehrer dieser Familie, Peter Paul Wießner sich nach dem benachbarten Schmiedeberg begab, folgte ihm Benjamin eben dahin. Bald war er so weit vorbereitet, mit Erfolg eine öffentliche Lehranstalt besuchen zu können. Im Jahre 1681 trat er in die Schule zu Steinau und blieb hier bis in's dritte Jahr. Der damalige Adjunct, Johann Georg Schubart, nahm sich seiner väterlich an und sorgte für sein geistiges und leibliches Wohl, er leitete seine Studien und gab ihm freie Wohnung und Kost. Darauf besuchte Benjamin das Gymnasium zu Liegnitz unter Ephraim Hermann und Georg Meywald, ebenfalls drei Jahre lang. Ihm genügten die bisher erworbenen Schulkenntnisse nicht, er hoffte zu Breslau bessere Gelegenheit zu finden, sich zur Universität gehörig auszubilden. Im Frühjahr 1688 war er dort bereits angelangt, als eben der damals berühmte Schulmann Georg Wende durchreiste; dieser hatte das Rectorat in Oels aufgegeben und wollte das ihm schon ein Jahr vorher übertragene in Lauban antreten. Gewonnen durch den Ruf seiner Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit im Schulfache zogen ihm viele junge Leute nach, unter anderen auch Benjamin Schmolck. Auch hier konnte er abermals unter günstigen Verhältnissen seine Studien fortsetzen; nur auf kurze Zeit wurde sein Fleiß durch Krankheit unterbrochen. Freitische gewährten ihm mehrere dortige Gönner und seinen sonstigen Unterhalt erwarb er sich durch Unterricht ertheilen. Nach fünfjährigem Schulbesuche verließ er endlich auch Lauban; unter den Glückwünschen

seiner Lehrer nahm er Abschied von ihnen und seinen Mitschülern in einer öffentlichen Rede: Ueber den Gebrauch der heidnischen Schriften bei den Christen, und begab sich in seine Heimath, um von hier aus die Universität zu beziehen. Die kurze Zeit, welche er bei den Seinigen zubrachte, ward ihm eine Zeit der Freude und Hoffnung. Seines Vaters Lehnsherr, Nicolaus Heinrich von Haugwitz verlieh ihm ein Stipendium von 300 Thalern auf drei Jahr. Und als Benjamin eines Tages von seines Vaters Kanzel über den 18. Vers des XL. Psalmes predigte: „Denn ich bin arm und elend; der Herr aber sorget für mich: Du bist mein Helfer und Erretter; mein Gott, verzeuch nicht!" ward einer der Zuhörer, ein Verwandter des Herrn von Haugwitz, dermaßen bewegt, daß er zu obiger Unterstützung noch ein Beträchtliches beisteuerte.

So war Schmolckens neue Laufbahn vor drückenden Nahrungssorgen geschützt. Zu Michaelis 1693 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studieren. Kaum war er dort angelangt, so wurde er in seinem Entschlusse wankend, eine größere Neigung beseelte ihn für die Medicin als Theologie, doch brachte ihn bald die kindliche Liebe zu dieser Wissenschaft zurück, um dem Gelübde seines Vaters zu genügen; auch wußten ihn des Prof. Günther und seiner Collegen Vorlesungen für die Gottesgelahrtheit auf immer zu fesseln. Mit großem Eifer vollendete er dies Studium, obschon er im dritten Jahre seines Aufenthalts von einer gefährlichen Krankheit heimgesucht ward. Nur nebenbei pflegte er sich mit Poesie zu beschäftigen. Er hatte es darin so weit gebracht, daß er sich durch seine Gedichte Beifall und Geld erwarb und auf diese Weise einen Theil der Kosten seines verlängerten Aufenthalts zu bestreiten vermochte. Zur Poesie fand er wahrscheinlich zu Lauban den ersten Antrieb unter Leitung Georg Wende's, der selbst in seiner Jugend mehrere Gedichte herausgegeben hatte*), und sogar Mitglied des Palmenordens war. Im

---

*) „George Wendens von Breßlaw ZEHN MAHL ZEHEN Poetische Gedanken. JENA, Gedruckt bey Caspar Freyschmieden. Im Jahr M. DC. LV." 4°. (13 Bl.)

„M. Georg Wendens Poetische Gedankken über Etlicher Guten Freunde erlangtes Magisterium. Gedrukkt zur Oeltß Bey Johann Seyfferten 1658." 8°. (8 Bl.)

„M. Georg Wendens Fortsetzung Poetischer Gedankken. Gedrukkt zur Oeltß Bey Johann Seyfferten. 1658." 8°. (12 Bl.)

Ich besitze ein hdschr. Schauspiel von ihm, wozu nur zwei Blätter, Titel und Inhalt gedruckt sind: „Die zerstörte Irmensul ꝛc. Wolte Der

Jahre 1697 mußte Schmolck auf Geheiß seines Vaters nach Brauchitschdorf zurückkehren. Der ehrwürdige, in seinem Beruf ergraute Vater (er war jetzt gegen 70 Jahr alt) hegte gewiß den Wunsch, sich durch Vertretung im Predigtamte etwas Erleichterung zu verschaffen, seinen Sohn aber eher zu Amt und Brote zu bringen, wenn er ihm adjungiert und endlich sein Nachfolger würde. Benjamin predigte nun oft in Vertretung seines Vaters und erwarb sich durch seine angeborene Rednergabe vielfachen Beifall. Die Lehnsherrschaft fühlte sich dadurch bewogen, den Sohn an der Seite des Vaters zu erhalten und ihn für die Gemeinde zu gewinnen und zu fesseln. Benjamin ward nun zwar am 2. Januar 1701 seinem Vater adjungiert, erhielt aber schon im folgenden Jahre den Ruf als Diaconus bei der Friedenskirche zu Schweidnitz. Diese Kirche, die außerhalb der Ringmauern der Stadt Schweidnitz liegt, gehört zu den drei Kirchen, welche im 5. Artikel des westphälischen Friedens 1648 den evangelischen Einwohnern der kaiserlichen Erbfürstenthümer Jauer und Glogau bewilligt worden waren; ihr Bau begann erst im Jahre 1656, nachdem man bereits lange vorher (vom 8. Dec. 1653 bis 23. April 1654) 394 Kirchen den Protestanten dieser Fürstenthümer genommen hatte. Da sich nun die Protestanten der Stadt und weiten Umgegend alle zu dieser Kirche hielten, so wurde die Gemeinde dadurch sehr groß und die Seelsorge sehr beschwerlich. Dennoch waren hiebei nur drei Prediger nach Befehl der Regierung erlaubt. Um im Aeußern von den katholischen Gebräuchen so wenig als möglich abzuweichen, behielt man Manches bei: Meßgewände und Chorröcke und die bei Domstiftern üblichen Benennungen: Senior, Archidiaconus, Diaconus. Zu dieser letzten Würde ward Schmolck berufen und am 12. December 1702 eingesetzt. Unter manchen frohen Aussichten trat er sein neues Amt an: er hatte sich ein häusliches Glück gegründet, er war seit dem 12. Februar desselben Jahres mit der Tochter eines Laubaner Kaufmanns verheirathet; auch eröffnete sich hier ein größerer Kreis seiner geistlichen Wirksamkeit, die Gemeinde zählte um diese Zeit über 1000 Täuflinge. Doch stand ihm auch das Mißliche, Gefahrvolle seiner Stellung nahe vor Augen. Die listigen, ränkevollen Je-

---

gesamten Hochlöbl. Fruchtbringenden Gesellschafft ꝛc. durch die bey dem Magdaleneischen Gymnasio in Breßlau Studirende Jugend 1677. In einem Deutschen Dramate gesetzmässig vorstellen In obgedachter Gesellschafft der Pflantzende, M. Georg Wende. Breßlau." fol. W. starb als Rector zu Thoren 1705.

suiten und ihre Anhänger waren unermüdlich in ihren Bestrebungen, alles zu unterdrücken und auszurotten, was nicht katholisch war. Sie hatten eben einen Streich ausgeführt, der jedes edle Herz tief betrüben und empören mußte. Auf ihren Betrieb war der Diaconus Michael Wiedemann durch das kaiserliche Oberamt abgesetzt worden, und man wußte nichts gegen ihn aufzubringen, als daß er auf Universitäten (1679) ein Buch: historisch-poetische Gefangenschaften, geschrieben hatte. Wie sehr wurde Schmolckens neues Glück getrübt, da es durch eine solche Veranlassung herbeigeführt war! wie gefahrvoll mußte ihm die Zukunft erscheinen, wenn ein so allgemein hochgeehrter würdiger Geistlicher*) gewissermaßen ohne Grund aus Amt und Brot vertrieben werden konnte!

Schmolck entkräftete gewiß bald durch sein mildes Wesen alle Anschläge der heimlichen Feinde seiner Kirche, und er konnte unangetastet seinem Berufe leben, wenigstens sind keine Klagen der Römischkatholischen öffentlich bekannt geworden. Der Frieden von außen und innen, die Freude, welche ihm im Hause und in der Gemeinde zu Theil ward, beseelten sein Herz, Gott in Liedern für diese Wohlthaten zu danken und seine Nebenmenschen auch damit zu erbauen und Gott wohlgefälliger zu machen. Im Mai 1704 trat er zuerst öffentlich auf als geistlicher Liederdichter; unter dem Namen des BeStändigen gab er 50 Lieder heraus in einer Sammlung, die den Titel führt: Heilige Flammen der himmlisch-gesinnten Seele. Sie wurden allgemein, in der Nähe und Ferne, mit Beifall aufgenommen. Die lateinische Literaturzeitung, die in Hamburg unter dem Titel: Nova literaria Germaniae erschien, berichtete noch in demselben Jahre sehr wohlwollend darüber (p. 409.): „Jenes Buch enthält sehr feine und anmuthige Gesänge, in denen auch wol ein poetisches Feuer steckt**). In andern Schriften, welche sich zerstreut in den Händen der Leute befinden, hat er sich noch mehr als einen Poeten bewährt, zumal wenn die Gedichte in der Fritschischen Sammlung III. Th. S. 265. und im Schlesischen Helicon I. Th. S. 829. ihn ebenfalls zum Verfasser haben." Im folgenden Jahre erschien die zweite Auflage mit 50 neuen, und im Jahre 1706 die dritte mit 40 neuen Liedern vermehrt. Der

---

*) Die hohe Achtung, die Schmolck gegen seinen Vorgänger hegte, und die tiefe Trauer bei seinem Tode hat er in einem Gedichte II, b. 1033. ausgesprochen.

**) Elegantissimas vero atque suavissimas, nec vena poetica prorsus destitutas cantilenas continet liber ille cet.

große Beifall, den diese anspruchlosen Lieder sich erwarben, ging bald in eben solchen Ruhm über, dessen sich seine Kanzelvorträge schon lange erfreuten. Die Gemeinde fand Gelegenheit, die Liebe und Berufstreue ihres hochverehrten und inniggeliebten Lehrers zu vergelten; im Jahre 1708 ernannte sie ihn zum Archidiaconus, und nur wenige Jahre später, 1712 zum Senior, und gleich darauf, 1714 zum Pastor Primarius. Unter vielfachen Amtssorgen, bei mancherlei häuslichen Leiden beschäftigte sich sein frommes Herz fortwährend mit Gott und die Poesie war ihm eine reiche Quelle des Trostes und der Erbauung. Er verlor zwei seiner Kinder in der Blüthe ihrer Jugend, und seinen 82jährigen Vater von der Last des Alters gedrückt, aber sein Herz feierte einen Lustigen Sabbath in der Stille zu Zion: so nannte er die neue Sammlung geistlicher Lieder, welche er um diese Zeit (1712, nach Crusius 1710) zu Jauer herausgab. So wenig sich von Seiten des Buchhandels für die Verbreitung dieser Sammlung erwarten ließ, — Verlagsort und Verleger waren in Deutschland gleich unbekannt, — so wurden doch auch diese 112 neuen Lieder ebenso schnell verbreitet und freundlich aufgenommen wie die früheren; im Jahre 1714 mußten sie neu aufgelegt werden, und dennoch war die Nachfrage so groß, daß sie damals zweimal nachgedruckt wurden.

Von jetzt an bietet Schmolckens Leben bis zum Jahre 1730 weiter nichts Bemerkenswerthes dar. Er war 1714 zum Schulinspector eingeführt worden. Einer der damaligen Schüler, der nachher durch Poesie und Unglück gleich berühmte Johann Christian Günther, besang dies Ereigniß (Gs. Gedichte 4. Aufl. S. 902.):

Heute wird die stumme Wüste
Des betrübten Helicons,
Des bestürzten Libanons
Ein beredtes Schaugerüste,
Von dem der Musen Jubelfest
Die Traurigkeit verweisen läßt.

Schmolck dichtete immer fleißig fort; hohe Gönner und geliebte Freunde ließen es an Bitten und Wünschen nicht fehlen, daß ein so beliebter und gefeierter Poet ihre frohen und betrübten Familienereignisse durch Gedichte verherrlichte. So entstand eine Reihe von Gelegenheitsgedichten, die zum Theil Acrosticha sind; in den Anfangsbuchstaben der einzelnen Strophen sind die Namen derer enthalten, denen das Lied gewidmet ist. Im Jahre 1716 erschien zu Breslau und Liegnitz eine ganze Sammlung von Liedern dieser Art unter dem Titel: Eines andächtigen

Herzens Schmuck und Asche. Schwerer konnte er den Anfoderungen der Buchhändler genügen; der Vorrath neuer Lieder war doch nicht so unerschöpflich, wie es jene wünschten. Der Dichter veranstaltete zwar demungeachtet neue Sammlungen, die aber doch wenig neue Lieder unter den längst bekannten alten enthielten, wie dies z. B. der Fall ist mit dem Geistlichen Wanderstab des Sionitischen Pilgrims (Schweidnitz und Jauer 1718). Die meisten Schmolckischen Schriften waren längst beliebte Haus-Andachtsbücher geworden; dies veranlaßte denn auch die damaligen Herausgeber öffentlicher evangelischer Gesangbücher, mehrere im häuslichen Kreise nur gesungene Schmolckische Lieder mit aufzunehmen, zumal da die meisten derselben wohlbekannten Kirchenmelodien angepaßt und manche von guten Tonkünstlern im einfachen Kirchenstile componiert waren. Die Gelehrten hatten bisher Schmolckens Poesie unbeachtet gelassen; jetzt fingen auch sie an, auf diese merkwürdige Erscheinung aufmerksam zu werden. Was der schlesische Litterator, Theodor Crusius oder Krause in seiner Zeitschrift: Vergnügung müssiger Stunden (IV. Th. S. 61—66.) über Schmolcke Lobenswerthes berichtete, war für die Anerkennung und den Ruhm der Schmolckischen Poesie ohne Erfolg geblieben. Erst als Gottlieb Stolle, ein Mann der als Polyhistor und Kritiker bei seinen Zeitgenossen in hohem Ansehn stand, Schmolcken unter die Poeten zählte, „welche mit ihren Liedern Lob verdienet," und ihn neben Simon Dach, Paul Gerhard, Hoffmannswaldau, Christian Gryphius, Weise, Menantes, nannte, ward Schmolckens Ruhm auch litterarhistorisch begründet (Kurtze Anleitung zur Historie der Gelahrheit, Halle 1718. 8°). Der bloße Ruf, der den Schm. Liedern vorherging, war auch zu den Ohren des Jenaer Litterators gedrungen und hatte ihn veranlaßt, Schmolcken eine nach seiner Ansicht ehrenvolle Stelle einzuräumen, denn in einer Anmerkung sagte er (daselbst S. 283.): „Seine geistlichen Arien haben viel applausum gefunden. Ich muß aber bekennen, daß, ob ich schon unterschiedene Gedichte dieses geschickten Mannes gelesen, mir doch von seinen Arien noch nichts zu Gesichte kommen." In der dritten Auflage desselben Buches (Jena 1727. 4°. S. 213.), konnte er Schmolcken, nachdem er seine Lieder näher kennen gelernt hatte, die ihm früher zugewiesene Ehrenstelle um so eher lassen: „Als ich meine Historie von der Gelahrheit das erstemal edirte, hatte ich noch nichts davon gesehen; nach der Zeit aber sind mir folgende Sammlungen seiner Lieder in die Hände kommen ꝛc. Die Gedanken sind gut und erbaulich, und die Verse fließend und ungezwungen."

Im Gefühle geistiger Thätigkeit, mit dem frohen Bewußtsein, die Liebe seiner Gemeinde durch treuen Beruf verdient zu haben, in der vollen Freude seines Wirkens und seines Ruhmes erreichte Schmolck das Jahr 1730. Er war stark von Körper und dem Ansehen nach sehr gesund; doch hatte er in seiner Jugend oft gekränkelt, und seinem Herzen drängte sich immer die Ahndung auf, daß er schwerlich das hohe Alter seiner Vorfahren erreichen würde. Doch tröstete er sich dann und pflegte zu sagen: „Komme ich nicht an die Zahl meiner Väter, so bin ich desto eher bei ihnen im Himmel.“ Seine Ahndung traf aber leider bald ein. Während er am Sonntage Lätare dieses Jahres in seiner Stube saß, ward er vom Schlage gerührt. Die Seinen wendeten alles an zu seiner Genesung, aber trotz dem langen Gebrauche von Arzneien und der treuen Pflege seines Eidams, des Dr. J. G. Bauer, erholte er sich nicht wieder, ihm blieben Hand und Fuß, und die ganze rechte Seite gelähmt. Als er sich einigermaßen hergestellt fühlte, betrat er wieder die Kanzel. Unter vielen körperlichen Leiden verwaltete er sein öffentliches Lehramt noch fünf Jahre lang. Die Kraft seines Geistes war noch nicht gebrochen; ergeben in den Willen Gottes, ergoß sich sein gläubiges Herz von neuem in Lob und Preis Dessen, dem er sein ganzes Leben hindurch die himmlische Gabe der Poesie geweiht hatte. So erschien noch von ihm selbst besorgt eine Reihe von Sammlungen geistlicher Lieder und Gedichte: 1730 Heiliger Schauplatz der Liebe bei dem Kreuze Christi; Kleine Harfe Davids von zweimal zehen Saiten; 1731 Bochim und Elim, Trauer- und Trostlieder; 1732 Geistlicher Kirchengefährte; 1733 Gesammelte Neujahrswünsche; Geistlicher Pathenpfennig; 1734 Klagen und Reigen, oder Sammlung von Trauer- und Freuden-Gedichten.

Doch erlag endlich unter den körperlichen Leiden alle geistige Thätigkeit. Am Bet- und Bußtage 1735 predigte er zum letzten Male. Der Schlag hatte sich zweimal seitdem wiederholt und seine Augen waren gänzlich erblindet. Trotz einer glücklichen Operation des Stars, in deren Folge er wieder den Gebrauch seines Gesichts erlangte, schlossen sich doch bald seine Augen und — für immer. An den Ort, wo er seine größte Freude fand, mußte jetzt der kranke, blinde Seelsorger voll Betrübniß geführt und getragen werden. Endlich ward er völlig bettlägerig; seine Sprache und sein Gedächtniß nahmen ab. Dennoch aber vergaß er seiner Gemeinde nicht: wenn eins seiner geliebten Kirchkinder heimgegangen war, so pflegte er ihm zum Andenken ein Abschiedslied zu dichten, und denen, die er so oft erbaut und getröstet hatte, die nun an sein Kran-

kenbette kamen, ihn zu trösten, sprach er ein oft wiederholtes Ja oder Amen, und allen ertheilte seine Hand den Segen, den sein Herz ihnen zudachte und sein Mund nicht mehr sagen konnte.

So war Benjamin Schmolckens Ende. Der Abend des 12. Februars ¾ auf 10 Uhr im Jahre 1737 war auch der Abend seines Lebens, der stille Feierabend von aller Arbeit und Mühseligkeit. Gesegnet, betrauert und beweint von den Seinigen, von seiner Gemeinde, von vielen Freunden fern und nah ward er am 17. auf dem Friedhof der Dreifaltigkeitskirche beerdigt*).

Schmolckens sittlicher und poetischer Charakter kann am besten verstanden und gewürdigt werden nach den Urtheilen der Zeitgenossen und aus seinen eigenen Schriften und gelegentlichen Aeußerungen, die in seinen Vorreden und Zueignungen enthalten sind. Damals war noch eine Zeit, wo man Lieder gern las und sang, sich an ihnen erfreute, labte und stärkte; man begnügte sich mit dem reinen unmittelbaren Genusse. Selbst die damaligen Gelehrten äußerten sich nur selten über Werth und Unwerth poetischer Erzeugnisse; was allgemein gefiel, galt auch ihnen für schön und vollkommen, zumal wenn die Verfasser im Rufe großer Gelehrsamkeit standen und in der bürgerlichen Gesellschaft eine bedeutende Stellung einnahmen. Was ein gelehrter, und noch dazu durch Leben und Wirken hochgeachteter Mann, oder wie es noch nebenbei Schmolck war, der erste und beliebteste Geistliche einer bedeutenden evangelischen Gemeinde schrieb, konnte schon deshalb nichts Unbedeutendes sein und flößte das Vertrauen von seiner Vortrefflichkeit ein. Als nun vollends Stolle zu wiederholten Malen Schmolcken unter den ersten deutschen Liederdichtern aufgeführt hatte, wagte Niemand seinen Dichterwerth zu bezweifeln oder auch nur im Geringsten anzutasten. Seitdem aber die Schweizer Bod-

*) Die Theilnahme war allgemein und offenbarte sich auf mancherlei Weise; so wurden bei der Beerdigung, wozu sich zahlreich die Mitglieder der Gemeinde eingefunden hatten, sechs Bogen Leichengedichte ausgetheilt. Die Betrübniß über Schmolckens Tod gab sich jetzt auch in der gelehrten Welt Deutschlands kund. Stolle in seinen Anmerkungen über Heumanns Conspectum Reipublicae literariae (Jena 1738. 8°.) S. 836. ließ sich also darüber vernehmen: „Dieser berühmte geistliche Redner und Dichter hat schöne Lieder verfertiget, welche voll unvermutheter Gedanken und netter Ausdrücke sind. Doch dieser Schwan hat ausgesungen, indem er nächsthin sein kränkliches Leben mit einem seligen Tode verwechselt hat. Ich schreibe dieses am 20. Augusti des Jahres 1737."

mer und Breitinger in ihrem Wochenblatte: Diskurse der Maler, im Jahre 1721 eine Art von Kritik im Fache der Poesie begannen und solche an den Werken mancher namhaften Dichter ausübten, und in ähnlichen Schriften damit fortfuhren, wurden auch andere Gelehrte in diesen neuen Zweig litterarischer Beschäftigungen hineingezogen und fingen ebenfalls an zu kritisieren. So widerfuhr denn auch Schmolcken noch kurz vor seinem Tode die Ehre, nach der damaligen neuen Art kritisch gewürdigt zu werden. Gabriel Wilhelm Götten in seinem umfangreichen Werke: Das jetztlebende gelehrte Europa, ließ sich also vernehmen (II. Th. 1736. S. 290.): „Man sagt mit Recht, daß er zum Liederdichten gleichsam geboren; man thut auch nicht zu viel, wenn man ihn den schlesischen Rist nennet. In seinen Liedern scheint das Sinnreiche zu herrschen. Viele sind voller unvermutheter Gedanken und die meisten voll netter Ausdrücke, nur wäre zu wünschen, daß er dieselben nicht in so großer Eile und Menge schreiben müssen, denn so würde er auf einige mehreren Fleiß gewandt und zuweilen mit leichter Mühe die mehrere Reinigkeit der Worte und Reime befördert haben, also von seiner trefflichen Fähigkeit noch viel schönere Früchte haben liefern können ꝛc. Sein größtes Lob aber bestehet in dem allgemeinen Beifall, mit welchem fast die ganze evangelische Kirche in Deutschland seine Lieder auf- und in ihre öffentliche Gesangbücher eingenommen hat.“ Dies Urtheil müßte, nur in die jetzige Kunstsprache übersetzt, auch noch heutiges Tages gelten, wenn wir nur den reinpoetischen Werth Schmolckens in Erwägung ziehen. In Schmolcken läßt sich aber der Dichter vom evangelischen Christen nicht trennen, er wollte nun einmal beides zugleich sein: als Christ jede poetische Gabe dem Dienste Gottes widmen und als Dichter auf allen weltlichen Ruhm verzichten. In den Heiligen Flammen, 3. Aufl. (Schweidnitz und Oels 1709.) ruft er deshalb dem christlichen Leser zu: „Die Ehre ist GOttes und der Nutzen deine, wenn die Flammen deiner Andacht auch hiedurch aufgemuntert werden;“ und in der Vorrede zum Freuden-Oel in Traurigkeit (Breslau und Liegnitz 1724.) spricht er sich auf ähnliche Weise aus: „Ich preise die Gnade meines Gottes und gebe demselben allein die Ehre, wenn ich sehe, daß meine einfältige Lieder hie und da unter die Arbeit der berühmtesten Dichter und in die liederreichesten Gesangbücher gesetzet worden. Ich will auch dem HErrn singen, weil (so lange) ich hier bin.“ Er ist viel zu bescheiden, als daß er seinen Poesien einen andern Werth beilegen sollte als den eines Erbauungsbuches, was aus frommem Herzen zu Gottes Ehren und zu des Nächsten Heil

und Segen dargebracht wird. „Man gibet es für kein sonderbares poetisches Werk aus, sagt er von seinem Lustigen Sabbath in der Stille (Jauer 1712.). Die heutige Poesie ist viel zu delicat, daß es unter solchem Titul passiren sollte. Es hat die Einfalt Mund und Feder regieret. So war es nöthig mit Einfältigen zu beten. Hohe Worte kommen nicht allemal aus der Tiefe des Herzens. Die unaussprechlichen Seufzer des heiligen Geistes sind von den gekünstelten Worten der hochtrabenden Beter weit unterschieden. Man hat sich so viel möglich bemühet, die Redensarten des heil. Evangelions auszudrücken." Er wußte recht gut, daß er flüchtig arbeitete, und gesteht es selbst ein; in Mara und Manna (Bresl. u. Lpz. 1726.) gedenkt er dieses Vorwurfs, der ihm selbst doch auch nicht entgehen konnte; in kindlicher Unbefangenheit äußert er sich dort über seine Lieder also: „sie sind meistens aus einer eilenden Feder geflossen, daher die Arbeit nicht eben so gerathen, wie es die Grundsätze einer vollkommenen Poesie erfordern. Wenn die Bäume oft gerüttelt werden, lassen sie auch unreife Früchte fallen." Das Bewußtsein seines reinen Zweckes hatte ihn aber gleichsam allem Tadel enthoben, und er konnte und durfte mit gutem Gewissen von sich sagen (Lustiger Sabbath, Jauer 1712.): „Habe ich etwas geschrieben, damit GOTT und frommen Herzen gedient werden kann, so freue ich mich. Ich betrübe mich aber auch nicht, wenn Jemand meine einfältige Arbeit tadelt."

Die Litteraturgeschichte hat aber nicht allein die Aufgabe, zu ermitteln und darzustellen, was ein Dichter s e i n e r Zeit w a r und ihr s e i n w o l l t e, sondern was er uns heutiges Tages i s t und sein soll. Und hier folge demnach ein Versuch, das Wesen der Schmolckischen Poesie nach den gegenwärtigen Anforderungen an ein deutsches Kunstwerk darzuthun.

Schmolckens Sprache ist im Ganzen dem Gegenstande angemessen, edel und würdig, dabei rein und wohlklingend *), lauter Eigenschaften,

*) Daß Schmolck für Reinheit und Wohlklang viel Sinn und Streben hatte, lehrt die Vorrede zu seinem Heiligen Schau-Platz der Liebe bei dem Creuze und Grabe Christi, welcher im J. 1730 erschien: „Eine Arbeit, die ich meine und auch nicht meine nennen mag. Das Räthsel muß ich dir erklären. Es kam mir vor 10 Jahren einige Poesie in die Hände, worinnen der Author eben diese Arbeit (Leidensgeschichte Jesu) vorgenommen hatte. Ob sie schon nun nicht übel gerathen, so schiene es doch, als wäre das Werk nur für seine Landsleute gemacht. Denn die Rythmi waren alle so beschaffen, daß sie niemand leichter aussprechen

die immer zum Lobe gereichen. Die Reime sind ungesucht und meist richtig; zuweilen nur tritt sehr unangenehm die schlesische Aussprache darin hervor: zerknirscht: dürst: Fürst, Dornen-Heck: Weg, Schmuck: genug, Israel: Oel: Seel; zu echten schlesischen Reimen gehören auch die Kürzungen langer Stammsilben mit u*), z. B. Gruß, Fuß, Buße, gesprochen Gruſs, Fuſs, Busse und gereimt auf Kuß, Kusse ꝛc. Hinundwieder haben sich auch Silesismen eingeschlichen: die Schoß (gremium), die Bach (rivus), die Gärte (hortos), zuerkennt f. zuerkannt, Stapfen (gressus) und einige andere. An der damaligen Dichtersprache scheint Schmolck keinen sonderlichen Gefallen gefunden zu haben, doch machte er die herrschende Mode mit; auch er bediente sich gewisser Worte und Ausdrücke, die man galant und nett nannte. Sein Antheil beschränkt sich jedoch meist nur auf Redensarten, die wir freilich heutiges Tages unedel und gemein nennen würden.

I, 86. 193.	durch Dick und Dünne,
I, 86.	Rauch und Koth, I, 136. Backen voller Koth,
I, 131.	Deine Sünde, deine Schande
	Stinket in dem ganzen Lande,
I, 690.	Der Tod säuft meine Geister aus,
I, 613.	Angst und Schmerz
	Frißt nur das Herz,
I, 125.	Das Herze frißt sein eigen Leid,
I, 562.	Du hassest alle Gleißnerei
	Und die da Mücken saugen,
I, 81.	Mag alles Unglück krachen,
II, 370.	Lieben, Lieben ist ein Wildpret dieser Zeit,
II, b. 1036.	auf Wiedemann's Tod:

Die bei deiner Aufsicht blühten, welken nun durch deinen Tod,
Weil dein Abtritt ihrer Wohlfahrt lauter Sorg' und Kummer droht.

---

konnte, als der in Meißen jung worden. Darum machte ich mich darüber und brachte sie in eine reinere Forme, damit sie auch in anderen Gegenden Deutschlands könnten gesungen werden. Ich musterte auch eine und andere Redensarten aus, welche dem Passions-Stylo nicht gemäß schienen, und ersetzete die in demselbigen befindliche Lücken."

*) Selbst die heutigen schlesischen Dichter können sich von dieser häßlichen Reimverbindung noch nicht lossagen. Doch sie ist alt und herkömmlich und findet in der herrschenden falschen Aussprache ihre Rechtfertigung; schon vor Opitzens Zeiten reimten die Schlesier: Guts, Trutz. Ich habe öfter darauf aufmerksam gemacht, z. B. Monatschrift von und für Schlesien 1829. S. 30. 31.

Vieles, was uns bei Schmolck außerdem noch unangenehm berührt, gehört dieser Dichtersprache an. Aus ihr müssen auch manche Uebertreibungen erklärt werden, die gewiß für sehr galant galten, z. B. wenn es vom Schmerze heißt II, b. 1027.:

> Der mit gehäufter Fluth die Wangen überschwemmet,
> Und einen Wolkenbruch aus Ihren Augen preßt,

oder von den Augen I, 630.:

> Augen, warum machet ihr
> Solche Wolkenbrüche?

Ganz im Wesen dieses wunderlichen Zeitgeschmackes lag auch die Liebhaberei, assonierende und reimende Wörter in Verbindung zu bringen, um dadurch überraschende Gegensätze oder Verwandtschaften verschiedener Begriffe herbeizuführen:

I, 577. Die Last ist aus, nun kommt die Lust,
I, 691. Mein Siech=Bett ist mein Sieges=Bette,
I, 710. Aus seinem Weinen wächst dir Wein,
I, 868. Diese Kammer ist von Kummer frei,
I, 1171. Bis man die Wallfahrt aus der Welt
Zur Wohlfahrt in den Himmel hält,
II, b. 993. Wo Purpur sich in Flor, und Heil in Heulen kehret,
I, 325. Die Nacht gibt gute Nacht.

Wenn in diesen Stücken Schmolck dem damaligen Zeitgeschmacke huldigte oder nachgab, so trat er dafür auch in andern als entschiedener Gegner auf. In allen seinen Gedichten vermied er absichtlich jede Beziehung, ja auch nur leise Hindeutung auf das griechische und römische Alterthum; selbst in den Leichengedichten, die doch eher zu der weltlichen als geistlichen Poesie gerechnet wurden, hielt er sich frei von Mythologie und alter Geschichte. Der Gegenstand war schon öfter bei den Gottesgelehrten und Schöngeistern zur Sprache gekommen. Jene hatten sich meist dagegen, diese beinahe alle dafür erklärt und — Recht behalten. Schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts hatte M. Balthasar Jockel zu Ulm *) heftig hiergegen wie gegen das Lesen der heidnischen Dichter überhaupt geeifert. Nachdem er seine Ansichten den Lehrern am Ulmer Gymnasium, aber ohne Erfolg, eröffnet hatte, predigte er in der Kirche darüber. Die Poeterei, sagte er, verwerfe er nicht, sondern nur den Mißbrauch, den

*) J. D. G. Memminger, Würtembergische Jahrbücher, Jahrg. 1822. S. 360. 361.

man von den heidnischen Gottheiten in Hochzeit= und Leichengedichten mache, welcher seit einigen Zeiten zu weit gehe, indem man ihnen göttliche Verehrung und göttliche Werke beilege. Als auch sein Predigen ohne Erfolg ablief, gab er eine eigene Schrift darüber heraus: Heidnische Poeterei, christlich corrigiert und verbessert (Tübingen 1647. 4°.), was übrigens auch vergeblich war *).

---

*) Da ich dieser Schrift nicht habhaft werden konnte, so will ich dafür die gleichzeitigen Aeußerungen Sigismunds von Birken über diesen Gegenstand mittheilen:

„Es waltet auch hier die Frage, ob ein christlicher Poet in seinen Gedichten der heidnischen Götter Namen gebrauchen dörfe? Die, so es behaupten wollen, halten dafür, daß der Poesie größte Zierde in Einführung solcher Namen bestehe. Sie wenden auch vor, man verstehe darunter nicht die heidnische Götter, sondern die Tugenden, Laster und andere Eigenschaften Gottes und der Menschen. Ferner spötteln sie, es seien nur Worte und keine Gefahr dabei, daß jemand dadurch zum Heiden gemacht werde, weil man sie nur nenne, aber nicht anbete. Es ist aber hiergegen zu sagen, daß Gott nicht allein in dem ersten von seinen Donner=Geboten verboten, keine andere Götter neben ihm zu haben, sondern auch sonst ausdrücklich befiehlet: Anderer Götter Namen sollt ihr nicht gedenken, und aus eurem Mund sollen sie nicht gehört werden. Diese Götter oder Götzen sind entweder Menschen, die den wahren Gott nicht erkennet, oder gar Teufel gewesen, die auch nun in der Hölle beisammen wohnen. Es haben ihnen auch die heidnische Poeten allerhand Laster und Bosheiten zugeschrieben, als daß sie Ehbrecher und Huren, Diebe, Mörder, Säufer gewesen, einander geneidet und angefeindet, welches ja die höchste Unvernunft ist, weil der Gottheit kein Laster eignet, sondern vielmehr die höchste Unschuld und Tugendvollkommenheit. Deswegen hat auch Plato die Poeten von seinem Regier=Staat ausgeschlossen. Da nun ein Heide nicht dulten können, daß man Göttern Bosheit zugeschrieben, wie sollte es dann Gott an seinen Christen nicht mißfallen, wann sie den Dagon neben die Bundslade stellen und mit der Hand, da sie in der heil. Taufe ihm gehuldigt und dem Satan abgesaget, von Teufeln reden und schreiben? — Es ist wol die größte Gotteslästrung, wann man Gott mit einem Namen nennet, den vordessen ein Götz oder Teufel geführet. Wie soll Gott gut heißen, da man ihn Jupiter nennet? — So kann er auch nicht vertragen, da er die Liebe selber ist, daß man diese Tugend oder Eigenschaft mit dem Namen der geilen Venus bekleide. — Daß Gefahr hierbei sei, erhellet genugsam, da manche sich dermaßen in die heidnische Alterthum=Sachen verlieben, daß sie darüber, wo nicht zu Heiden, jedoch zu Atheisten werden rc."

Des Erwachsenen kurze Anweisung zur Teutschen Poesy (Nürnberg 1679. 12°.) S. 62 ff.

Das Lächerliche und Unschickliche in diesem Auskramen liebgewonnener Schulgelehrsamkeit hatte damals wie noch heute seine Liebhaber*) und Vertheidiger. Günstiger gestaltete sich für die theologischen Eiferer diese Angelegenheit bei Schmolckens Auftreten. Wenn man auch nicht die Mythologie aus den Opern, Schauspielen und weltlichen Gedichten verbannen konnte, so hatte man doch ihren Gebrauch bei dem Oratorium, der Cantate und den Kirchenliedern als ungeziemend und unchristlich dargethan und die Dichter davon überzeugt; ja der damalige Poetiker Hunold erklärte sich sogar auch dawider, und gelobte in seinen Academischen Nebenstunden (Halle u. Lpz. 1713. S. 63.) mit gutem Beispiele voranzugehen: „Wiewol zu wünschen, daß alle heidnische Namen von Venus, Apollo und andern verbannt wären, und wir die Sache bei ihrem rechten Namen nennten, nämlich die Venus die Liebe rc., so würden wir uns manchmal nicht versündigen. In meinen itzigen Gedichten werden sie wenig anzutreffen sein. In's Künftige will ich sie gar nicht mehr gebrauchen.“ Schmolcken gebührt das Verdienst, auch seiner Seits zur Verbannung dieses Unwesens mitgeholfen zu haben; leider hat er dies Verdienst gewissermaßen selbst wieder aufgehoben. Zu befangen von den damaligen Kunstansichten wagte er es nicht, sich aller Gelehrsamkeit zu entäußern und durchwebte seine einfachen Gedanken und natürlichen Empfindungen mit dunklen Beziehungen und Anspielungen auf das alte Testament. Selbst die fleißigsten Bibelleser unter unsern heutigen Frommen und Frömmlern würden in Verlegenheit gerathen, wenn sie neben Canaan, Eden, Sodom, Thabor, Belial, Lea und Rahel von Chephzibah, Mizpa, Gosen, Gad, Bochim, Mara, Kedar, Bethabora, Ophir, Gilboa hörten und sich auch darüber Rechenschaft geben sollten.

Diese fremd klingenden, häufig angebrachten alttestamentlichen Namen sind eben so störend und lästig, wie gewisse Lieblingsbilder, von denen sich Schmolck gar nicht trennen kann: Rosen und Dornen, Cypressen und Palmen, Gift und Honig, Myrrhen und Balsam, Galle, Essig, Wermuth, Coloquinten und Manna, Zucker, Zuckerkand u. dgl.; eins von diesen, wenn nicht mehrere, pflegt er in jedem Liede anzubringen. Läßt sich an und für sich gegen einzelne dieser Bilder und Vergleichungen nichts einwenden, so erweckt doch ihr übertriebener Gebrauch Widerwillen und

*) Vgl. z. B. Monatschrift von u. für Schlesien 1829. S. 185. 641 ff.

Ekel oder Sättigung. Hätte er sich darin zu mäßigen gewußt und das Wahrhaftpoetische von dem Falschen zu sondern verstanden, er würde namentlich bei seinem Lieblingsbilde von Rose und Dornen Vorzügliches geliefert haben. So aber sind unter den vielen Versen, worin der Rosen gedacht wird, nur folgende, die freilich wegen ihrer bezaubernden Schönheit volle Bewunderung verdienen: I, 488.

Wer bin ich denn in meinem Leiden?
Die Rose, die in Dornen blüht;

und in einem andern Liede ruft die Stimme eines Kindes aus dem Grabe: II, b. 1026.

Der letzte Frühlingstag wird meine Blüthe zeigen,
Da werd' ich voller Glanz im Himmelsgarten stehn,
Wenn eine Blume wird aus meinem Grabe steigen,
Vor der die Rose selbst wird blaß und schamroth stehn.

Andere Vergleichungen, die nicht in den eben bezeichneten Kreis gehören, sind nicht selten unedel und niedrig, z. B.

I, 186. Mein Gott, ich klopf' an deine Pforte
Mit meinem Seufzerhammer an —
I, 188. Und kommt mir's nicht in Scheffeln ein,
Es wird auch gnung im Löffel sein.

oder von Jesus I, 272.

Rede du, wenn ich nicht kann
Und sei jetzt mein Advocate.

Solche Mängel und Fehler konnte Schmolck aber unmöglich beseitigen, er hatte keine Zeit dazu; sein Talent und seine Neigung zum Dichten wurden fortwährend in Anspruch genommen, er mußte dann schnell fertig sein und ihm blieb nichts übrig, zumal wenn die Leute akrostichische Lieder begehrten, als lauter ihm geläufige Versmaße, Bilder und Redensarten zu wählen, und so gab er was ihm der Augenblick brachte. Dadurch ward er eintönig, matt, langweilig, zuweilen auch wol so bequem, daß er in den häuslichen Unterhaltungston verfiel: mitten in einem Liede (nach der Melodie: Jesus meine Zuversicht) ruft er auf einmal aus: I, 1228.

Allerwertheste Mama!
Geben Sie Sich doch zufrieden.

Er wußte dann auch oft seinen Gedichten kein allgemeines Interesse zu verleihen, weil ihn das Persönliche bei mancher Veranlassung zum

Dichten vom poetischen Standpunkte abbrachte. Es klingt ganz eigen, wenn es z. B. in einer Neujahrs-Andacht (vom J. 1726.) heißt:

Den Atlas unsers Vaterlandes,
Den theuren Schaffgotsch nimm in Acht,
Daß ihn die Last des schweren Standes
Nicht schwächer, sondern munter macht,
Und breite stets sein hohes Haus
In höchst vollkommnem Segen aus!

Die hier gemachten Ausstellungen betreffen nur Schmolckens geistliche Dichtungen. Wie die Technik seiner weltlichen war, läßt sich nicht genau bestimmen; sie scheinen ganz in Stil und Geist ähnlicher Poesien jener Zeit verfaßt zu sein. Uns sind nur zwei Gedichte dieser Art übrig geblieben. Aus dem einen*), was in der Leipziger Sammlung von Hrn. Hoffmannswaldau und anderer Gedichten steht (III. Th. 1710. S. 265. mit den Buchstaben B. S.), wollen wir Einiges ausheben. Es hat die Ueberschrift: Auf den Türkischen A. 1697. ausgeschriebenen Fast-, Buß- und Bettag, und beginnt also:

Tyranne Solyman, du frecher Goliath!
Hör auf des Höchsten Zeug mit deiner Wuth zu lästern!
Wo sich des Kaisers Schwerdt und Gottes Arm verschwestern,
Da wird dein Büffelskopf von Davids Schleuder matt — —
Verdammte Kinder Chams, ihr Mörder seid nicht werth,
Daß euch die Erde trägt und soll gezeuget haben,
Drum darf sie euch auch nicht in ihren Schoß begraben;
Das Feuer ist zu gut, zu wenig ist das Schwerdt,
Drum muß das schwarze Meer euch schwarze Ottomannen,
Wie Israelis Feind, zum Schwefelpfuhl verbannen.

---

*) Das andere im Schlesischen Helicon I. Th. S. 829. Bei dieser Gelegenheit muß ich noch eine Kleinigkeit beibringen. Im Jahre 1702. 5 Juli bestieg Benj. Schmolck zum zweiten Male die Riesenkoppe. Er schrieb darüber in das Koppenbuch (Vergnügte und Unvergnügte Reisen auf das Weltberuffene Schlesische Riesen-Gebirge, Hirschberg 1736. 4°.) S. 15.

Unter Hagel, Sturm und Blitz
Kamen wir vom Riesensitz,
Theils geritten, theils gegangen,
Theils getragen auf den Stangen
Und an Kleidern triefend naß,
Schade vor den schönen Spaß!
Zweimal hab' ich dies gethan,
Doch steht's mir nicht ferner an.
Gute Nacht, ihr rauhen Spitzen!
Ich will in dem Thale sitzen.

So viel über das Technische der Schmolckischen Dichtungen. Wir können nun übergehen zu ihrem eigentlichen Inhalte. Dieser ist rein religiöser Art: Lob und Preis Gottes, Betrachtung über das Leben und Leiden Jesu, Ermahnung und Tröstung geschöpft aus den Lehren der Bibel und in Beziehung gebracht auf das menschliche Leben, überhaupt das Christenthum mit allen seinen Verheißungen und Segnungen. Zur Darstellung dieses zwar abgeschlossenen, aber doch reichen Stoffes genüg ihm beinahe lediglich zwei lyrische Dichtungsarten: Cantate und Lied. Die Cantaten stehen tief unter den Liedern und müssen überhaupt als seine schwächsten Erzeugnisse betrachtet werden. Aria und Recitativ wechseln darin regelmäßig. Diese letzteren wimmeln von Reflexionen, die sich durch nichts als den Reim von gewöhnlicher Prosa unterscheiden. Z. B. II, 347.

Die Welt entschuldigt sich,
Wenn sie von Gott wird eingeladen,
Allein zu ihrem größten Schaden.
Der Acker ist ihr lieb, der Ochsenkauf noch lieber.
Das Weib ist manchem hinderlich,
Und er versäumt den Himmel drüber.

oder II, 377.

Ihr Hunde, bellt den Monden an!
Er wird den Schein
Doch darum nicht verlieren.
Beißt in den Stein,
Der euch erst weh gethan!
Ihr werdet stumpfe Zähne kriegen.

Bei allem trockenen Ernste kann aber zuweilen der Dichter eine poetischere Anschauung des Lebens nicht unterdrücken: II, 366.

Wer sich vergnügt ist immer reich,
Er lässet Gott im Himmel walten.
Sieht er das Gras so schöne grünen,
Die Lilie in ihrem Schmucke stehn,
Hört er der Vögel Luftmusik,
Er denkt: dies alles muß mein Gott erhalten,
Er wird sein Meisterstück,
Den Menschen nicht vergessen:
Was sorg' ich dann für Kleidung, Trank und Essen?

In den Liedern zeigt sich dagegen Schmolckens wahres poetisches Wesen, die ganze Innigkeit und Wärme seiner frommen Begeisterung. Das Feld seiner Poesie ist hier die Dreiheit der christlichen Tugenden,

Glaube, Liebe, Hoffnung; in Darstellung und Verherrlichung dieser Grundideen des Christenthums darf Schmolck unsere Liebe und unseren Dank in Anspruch nehmen, darin erscheint sein dichterischer Werth am reinsten und schönsten.

Laß Berge weichen, Hügel fallen,

ruft er im Gefühl seines Glaubens I, 1105.

Laß alles hier zu Scheitern gehn;
Die Meereswellen mögen wallen,
Und alle Tiefen offen stehn —
Mein Fels, mein Gott steht dennoch fest,
Der meinen Muth nicht sinken läßt.

Mit diesem Glauben verbindet er die reinste und treueste Liebe *), die er bis an das Ende seines Lebens in Worten und Werken bewahrt hat. Diese Liebe sucht und findet nur im Himmel ihre Heimath: I, 165.

Ich lebe wo ich liebe,
Ich bin nicht wo ich bin,
Und geh in meinem Triebe
Stets nach dem Himmel hin;
Dort wohnet meine Seele,
Mein Schatz ist wo mein Herz;
Der Sinn geht aus der Höle
Nur immer himmelwärts.

Hinauf, mein Herz, mit Freuden!
Dort oben ist gut sein;
Geh durch Gefahr und Leiden
Nur immer himmelein.
Laß andre nach dem Triebe
Der Erdenkinder gehn:
Ich lebe wo ich liebe,
So leb' und sterb' ich schön.

Diese Liebe kennt keinen andern Bräutigam als Jesus; was das Herz Schönes auf Erden sieht und erdenken kann, ist ihm Jesus, ja Jesus ist ihm Alles: I, 168.

---

*) Vgl. Nr. 45. in der Sammlung: Schöne Kleider für einen betrübten Geist, wo fides, charitas und spes als die drei heiligen Gratien dargestellt werden:

Eure Liebe muß auf Erden
Gläubig, das ist himmlisch werden.

Er ist mein Lehrer, ich die Schule,
Wo Er den Himmel in mir baut;
Er ist mein Bräutigam, mein Buhle,
Ich seine längst vertraute Braut;
Er schmücket mich mit seiner Zier:
Hier ist des Herren Tempel, hier!

Du Lilie in meinem Thale,
Du Gnadenbrunn auf meiner Au,
Du Oel in meiner Opferschale,
Du angenehmer Lebensthau,
Wie selig bin ich doch in dir!
Hier ist des Herren Tempel, hier!

So sollst du meine Perle heißen,
Ich will die Perlemutter sein,
Nichts soll uns von einander reißen,
Denn ich bin dein und du bist mein!
Indessen bleibt die Losung mir:
Hier ist des Herren Tempel, hier!

Auf diese Weise bringt der Dichter die verschiedenartigsten Wesen und Zustände der sinnlichen und übersinnlichen Welt mit Jesus in Beziehung; er erscheint unerschöpflich darin; ihm ist sein Herr und Erlöser Berg und Au, Hirt und Lamm, Arzt und Vormund, Schild und Magnet, Licht, Wahrheit, Liebe, Demuth, Trost, Leben. Allem pflegt ein biblisches Gleichniß zu Grunde zu liegen, doch spinnt es der Dichter weiter aus und individualisiert es. Das wunderliche Bild: Christus die Gluckhenne und die Christen seine Küchlein, leitet er ab aus Psalm XXXVI, 8. „Wie theuer ist Deine Güte, Gott, daß Menschen unter dem Schatten Deiner Flügel trauen!" und schließt seine poetische Betrachtung mit den bekannten Versen: II, 449.

Breit aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!
Will Satan mich verschlingen,
So laß die Engel singen:
Dies Kind soll unverletzet sein!

Nur einer Liebe, die bei ihren schwärmerischen Ergüssen sich vergißt, kann man solche Gleichnisse verzeihen; edel und würdig wie sie selbst ist, sucht sie auch das Edele und Würdige und kehrt von Verirrungen immer zum Rechten wieder zurück. Selbst wenn sie zu gern und zu oft von den Wundenmalen Christi spricht und eben ausgerufen hat: I, 681.

Die Seele schwimmt in Jesus Wunden,

so weiß sie gleich durch ein poetischeres Bild uns zu versöhnen: II, 161.

Es red't ein Mund aus jeder Wunde,
Der nur von Liebe reden kann —

Mit dieser Liebe, womit Jesus die Welt erlöste, wünscht des Dichters Liebe ganz Eins zu werden: II, 341.

Liebe, die mich hat geliebet,
Eh ich noch im Leben war,
Liebe, die mir alles giebet,
Und mich liebet immerdar,
Zeuch doch auch mein Herz und Sinn
Ganz zu Deiner Liebe hin!

Wie aber das Schönste in der Welt sich selbst Zweck ist und seinen Lohn in sich hat, so auch diese himmlische Liebe; der Dichter fühlt sich zufrieden, denn er weiß, daß sein Herz Gegenliebe fand: I, 86.

Ich bin vergnügt in meinem Herzen,
Und weiß, daß mich der Himmel liebt:
Laß Glück und Unglück mit mir scherzen,
Ich bleibe dennoch unbetrübt;
Auch wenn mich alle Noth bekriegt,
Nenn' ich ein Wort: Ich bin vergnügt.

Nichts kann ihn wankend machen in dieser Liebe, kein Leiden, kein Ungemach, und er weiß, daß das Leben daran so reich ist: I, 183.

Thränen bringt die Morgenröthe;
Wenn wir kaum geboren sein,
Sind die Thränen ein Prophete
Von des ganzen Lebens Pein.
Thränen sind der erste Gruß,
Thränen sind der letzte Kuß.
Und so muß die Zeit auf Erden
Uns zu lauter Thränen werden.

Wie Jesus in Leiden liebte, so will er auch leiden und lieben: II, 244.

Ich will lieben, ich will leiden,
Jesus Liebe stärket mich.
Leiden muß doch endlich scheiden,
Lieben währet ewiglich.
Ich will lieben, ich will leiden,
Jesus Liebe stärket mich.

Und so erscheint er sich denn endlich verklärt in seinem Leiden und ruft aus:

I, 448. Wer bin ich denn in meinem Leiden?
Die Rose, die in Dornen blüht.

Diese Liebe ist aber nicht in sich selbst versunken, sich selbst genügend nur lebendig nach innen und todt für die Welt; sie wirft ihr Licht beseligend auch nach außen auf alle Verhältnisse des Lebens. Sie wandelt mit ihm zu den Altären der festlichen Freude, wie über den Gräbern der Entschlafenen; auch die Leiden anderer sind ihre Leiden, denen sie nicht selbst verzagend, sondern mit Worten des Trostes und froher Hoffnung entgegenkommt: I, 676.

Brüder, Schwestern, weinet nicht!
Meine Thränen sind verschwunden.
Hat uns Liebe hier verbunden,
Liebe die der Tod nicht bricht,
So wird euch ein ander Leben
Das Geliebte wiedergeben.

Sie lehrt ihn selbst seiner eigenen Leiden vergessen und die Tröstung gewähren, die er anderen schuldig ist. Am 20. Dec. 1730 beklagt er einen Freund: I, 1222.

Zwar ich flöße meine Thränen einer fremden Feder ein,
Denn die Hand, die Gott gerühret, muß noch stets gefesselt sein;
Doch es quillt ein jedes Wort aus dem Grunde meiner Seelen,
Die kann ihre Traurigkeit, Gram und Schmerzen nicht verhehlen.

Sie führt ihn aus dem Himmel, wo sie sich heimischer weiß, auf die Erde zurück, damit er das Leben erkennet und als Seelsorger seinen Beruf erfüllen möge.

Und er kennt die Welt, ihren Unbestand (I, 204.), ihr eitles Wesen; er weiß, daß es dieselbe Welt ist, die noch täglich Christum kreuziget: I, 136.

Habt ihr, ihr Sünder, nicht den Heiligen gebunden?
Sind eure Lüste nicht die Dornen die er trägt?
Ist's eure Bosheit nicht, die ihn an's Kreuze schlägt?

Doch mitten in dieser Welt will er lehren und predigen: II, b. 1041.

ein hellbeflammtes Licht,
Das selbsten sich verzehrt, indem es andern leuchtet.

So war Benjamin Schmolck, so war sein Leben und Wirken hienieden, so seine Poesie. Den Himmel, den er andern gewiesen, wonach er in stiller Sehnsucht sein Lebelang geharrt:

I, 284. Ich schlafe ganz vergnüget;
Denn wo mein Herze lieget,
Da ist der Engel Heer,
Mich stört kein Weltgetümmel,
Mir träumet nur vom Himmel,
Ach! wer doch nur bald droben wär —

und II, 262. Ach, wer sollte sich nicht sehnen
Bald in Zion dort zu stehn,
Und aus diesem Thal der Thränen
In den Freudenort zu gehn —

diesen Himmel fand er schon hienieden: I, 675.

O wohl mir in der Höhe!
Hier ist Zeit ohne Zeit;
Der Ring worin ich stehe
Ist ja die Ewigkeit,
Die Stadt darin ich wohne
Braucht keine Sonne nicht,
Und meines Hauptes Krone
Ist voller Glanz und Licht.

O Himmel über Himmel,
O tiefes Wollustmeer!
Nun dringt kein Weltgetümmel
Zu meinen Ohren her.
Da mich mein Jesus küsset,
So ist der Schluß gemacht:
Du, Leben, sei gegrüßet!
Du, Sterben, gute Nacht!

Selige Zufriedenheit.

Mel. Jesu meine Freude.

(Heilige Flammen der himmlisch=gesinnten Seele, 1704. Nach der Ausg. Schweidnitz 1712. Nr. 21.)

1.

Seele, sei zufrieden!
Was dir Gott beschieden,
Das ist alles gut.
Treib aus deinem Herzen
Ungeduld und Schmerzen,
Fasse frischen Muth!

Ist die Noth Dein täglich Brot,
Mußt du weinen mehr als lachen:
Gott wird's doch wohl machen.

2.

Bringt der Feinde Menge
Alles in's Gedränge,
Was die Wahrheit liebt;
Will man deinen Glauben
Von dem Herzen rauben:
Sei nur unbetrübt!
Stellt man dir Viel Elend für,
Brummen der Verfolger Rachen:
Gott wird's doch wohl machen.

3.

Scheint der Himmel trübe,
Und der Menschen Liebe
Stirbet ganz dahin;
Kommt das Ungelücke
Fast all Augenblicke
Und quält deinen Sinn:
Nur Geduld! Des Himmels Huld
Sieht auf alle deine Sachen,
Gott wird's doch wohl machen.

4.

Ungeduld und Grämen
Kann nichts von uns nehmen,
Macht nur größern Schmerz;
Wer sich widersetzet,
Wird noch mehr verletzet,
Drum Geduld, mein Herz!
Aus dem Sinn Mit den Sorgen hin!
Drücket gleich die Last dich Schwachen,
Gott wird's doch wohl machen.

5.

Wer ein Christ will heißen,
Muß sich auch befleißen,
Alles auszustehn.
Mag doch Alles wittern,
Erd und Himmel zittern,
Ja zu Grunde gehn:

Der steht fest, Den Gott nicht läßt.
Drum laß alle Wetter krachen,
Gott wird's doch wohl machen.

6.

Auf die Wasserwogen
Folgt ein Regenbogen,
Und die Sonne blickt:
So muß auf das Weinen
Lauter Freude scheinen,
Die das Herz erquickt.
Laß es sein! Wenn Angst und Pein
Mit dir schlafen, mit dir wachen,
Gott wird's doch wohl machen.

7.

Kronen sollen tragen,
Die des Kreuzes Plagen
In Geduld besiegt.
Fröhlich ausgehalten
Und Gott lassen walten,
Das macht recht vergnügt.
Drum nimm dir, O Seele, für,
Alles Unglück zu verlachen,
Gott wird's doch wohl machen.

8.

Nun, so soll's verbleiben!
Ich will mich verschreiben,
Gott getreu zu sein;
Beides Tod und Leben
Bleibet ihm ergeben,
Ich bin Sein, Er mein,
Denn mein Ziel Ist, wie Gott will.
Drum sag' ich in allen Sachen:
Gott wird's doch wohl machen.

Schweidnitzische Buß-Andacht,

Anno 1705 den 26. Febr.

Harfenklang.

(Heilige Flammen 2c. Nr. 42, 2.)

1.

Ach! daß wir Friede sollten hören
In unsers Gottes Heiligthum!
So würd' uns keine Furcht bethören,
Denn Gott ist unser Sieg und Ruhm.
Wir stimmen ein mit unserm Liede:
Du Friedefürst, gib Friede, Friede!

2.

Laß Güt' und Treue sich begegnen,
Es küsse Fried und Recht sich hier!
Laß Sieg und Glück vom Himmel regnen,
Auf Erden wachse Treu herfür!
Wir stimmen bei mit unserm Liede:
Du Friedefürst, gib Friede, Friede!

3.

So singt man in gerechten Hütten,
So klingt was Deinen Ruhm erhöht.
Du wirst mit Gutem uns beschütten,
Daß unser Land im Wachsthum steht.
Wir stimmen zu mit unserm Liede:
Du Friedefürst, gib Friede, Friede!

Abend-Opfer.

Melodie: Nun sich der Tag geendet hat.

(Heilige Flammen 2c. Nr. 101.)

1.

Die schwarze Nacht zieht ihren Flor
Um unser Schlafgemach;
Der Himmel führt das Sternenchor
Dem blassen Monden nach.

2.

Nur Du, mein Jesu, bleibest Licht,
Wenn alles dunkel ist;
Dein Gnadenglanz verfinstert nicht,
Ist gleich die Sonn zu Rist.

3.

Ach aber, was für Finsterniß
Erblick' ich doch in mir!
Mein sündlichs Herze stellt gewiß
Die schwärzste Nacht mir für.

4.

So oft ich diesen Tag vollbracht,
Was Dich betrüben kann,
So ofte sicht der Höllen Nacht
Mich im Gewissen an.

5.

Doch weiche darum nicht von mir,
Du Gnaden-Sonne Du!
Ich sage Dir, mein Gott, hinfür
Ein neues Leben zu.

6.

Die Abendröthe weiset mich
Auf dein vergossnes Blut,
Dies bring' ich, Herr, mit Reu vor Dich,
Es machet alles gut.

7.

Schleuß mich in Deinen Armen ein,
Dein Herz laß meinen Pfühl,
Dein Auge meine Decke sein,
Wenn ich mich legen will.

8.

Schaff, daß mein Herze zu Dir wacht,
Wenn sich das Auge schließt,
Daß Dich mein Geist die ganze Nacht
In süßen Träumen küßt.

9.

Gib, daß die Morgenröthe mich
Frisch und gesund erweckt,

Damit mein Herz von neuem Dich
In Deiner Güte schmeckt.

10.

So geh ich auf mein Bette zu,
Wer weiß, wann in das Grab.
Drum hilf, daß ich die letzte Ruh
Stets in Gedanken hab.

11.

Ihr Engel kommt, deckt meinen Ort
Mit eurer Flügelwacht;
Ich schlafe schon, doch noch ein Wort:
Mein Jesu, gute Nacht!

Der redende Todte.

Mel. Jesus, meine Zuversicht ꝛc.
(Heilige Flammen ꝛc. Nr. 134.)

1.

Sterblicher, du gehst vorbei,
Wo man mich hat hingeleget;
Schaue hier dein Conterfei,
Wenn man dich zu Grabe träget;
Meine Gruft ist ein Prophet,
Daß es dir wie mir ergeht.

2.

Dieser Staub ist auch vorhin
Fleisch und Bein, wie du, gewesen;
Wie ich itzund Asche bin,
So wird man von dir auch lesen.
Man vergißt im Tode mein,
So wird dein vergessen sein.

3.

Heute mir und morgen dir,
Du mußt endlich an den Reihen.
Darum stirb in Zeiten hier,
So darfst du den Tod nicht scheuen.
Du hast keine Todesfrist:
Mensch bedenke, was du bist!

Sonntäglicher Jubel-Gesang.

Mel. Die Nacht ist vor der Thür ꝛc.
(Der lustige Sabbath ꝛc. Jauer 1712. Nr. 1.)

1.

Du angenehmer Tag!
Laß Deine Sonne blicken.
Was vor im Finstern lag,
Wird nun dein Licht erquicken.
Mein Jesus ist allein
Dein wahrer Sonnenschein.

2.

Du großer Herren-Tag!
Den Gott selbst benedeiet.
Was Herz und Mund vermag,
Sei dir zu Dienst geweihet.
Ich will nicht heute mein,
Nur meines Gottes sein.

3.

Du schöner Wunder-Tag!
Eröffne deine Schätze,
Auf daß sich mein Geschmack
An sonsten nichts ergetze
Als an dem Gnadenthau
Auf Gottes grüner Au.

4.

Du süßer Hochzeit-Tag!
Der Jesum mir erwählet,
Versiegle den Vertrag,
Der mich mit Ihm vermählet;
Sein Wort das Unterpfand,
Und meines, Herz und Hand.

5.

Du stiller Ruhe-Tag!
Bestille meine Sinnen,
Daß ich den Herren mag
Im Worte lieb gewinnen,
Und seines Geistes Kraft
In mir viel Früchte schafft.

6.

Du lieber Freuden=Tag!
Ich will dein Lob vermehren;
Kein sündliches Gelag
Soll deine Lust verstören;
Das alles sei verflucht,
Was dich zu schimpfen sucht.

7.

Du erster Wochen=Tag!
Gib mir den ersten Segen,
Daß ich so beten mag
Der andern Tage wegen,
Daß keiner geht vorbei,
Der nicht gesegnet sei.

8.

Nun, du Gedächtniß=Tag
Wirst mein Gewissen wecken,
Daß mich kein Donnerschlag
Im Tode darf erschrecken,
Auf daß der jüngste Tag
Mein Sabbath heißen mag.

Die glückseligen Morgenländer.

Am Tage der Erscheinung Christi.

Mel. Gott des Himmels und der Erden.

(Der lustige Sabbath ꝛc. Nr. 15.)

1.

Gott der Juden, Gott der Heiden,
Aller Völker Heil und Licht!
Saba sieht den Stern mit Freuden,
Der von dir am Himmel spricht;
Sem und Japhet kommt von fern,
Dich zu sehn, du Jacobs=Stern.

2.

Wir gesellen uns zu denen,
Die aus Morgenlande sind;

Unser Fragen, unser Sehnen
Ist nach dir, du großes Kind.
Bist du in Jerusalem?
Oder nur in Bethlehem?

3.

Kein Herodes kann uns sagen,
Wo dein Thron ist aufgericht.
Wenn wir die Gelehrten fragen,
Wissen sie die Weisheit nicht.
Suchen wir, o König, dich,
Weiset uns die Welt von sich.

4.

Doch dein Werth ist Stern und Flamme,
Und bezeichnet Haus und Pfad,
Wo dich Held aus Jacobs Stamme
Cyrus angebetet hat,
Wo die erste Heidenschaft
Nur an deinem Glanze haft.

5.

Nun, wir eilen mit Verlangen
Wie die Läufer Midian,
Dich, Messias, zu umfangen,
Der den Himmel schenken kann;
Unsre Kniee beugen sich,
Unser Arm umfasset dich.

6.

Nimm die aufgethanen Schätze,
Schatz, der unser Herz erfreut;
Deine Mildigkeit ersetze
Unsrer Hände Dürftigkeit.
Hier ist kein Arabia,
Es ist lauter Armuth da.

7.

Nimm für Gold und andre Gaben
Glaube, Lieb' und Hoffnung an;
Laß dich einen Weihrauch laben,
Den die Andacht liefern kann,
Und als Myrrhen geben wir
Die Geduld und Buße dir.

8.

Nimm die Opfer in Genaden
Von ergebnen Herzen an,
Und laß keinen Feind uns schaden,
Der dich nicht vertragen kann!
Wenn Herodes Schwerdt gewetzt,
So behalt uns unverletzt.

9.

Nun, wir gehn von deiner Krippen,
Laß mit Segen uns von dir;
Zeig uns Bahn durch Dorn und Klippen,
Still der Feinde Mordbegier;
Mach uns einen Weg bekannt,
Der uns führt in's Vaterland!

10.

Ob es Könige gewesen,
Die aus Saba kommen sein,
Hat man nicht gewiß gelesen;
Doch es trifft gewisser ein,
Daß, wer hier dein Unterthan,
Dort ein König heißen kann.

Die holde Pfingst-Taube mit dem Oelblatte des Friedens.

Am heiligen Pfingsttage zur Vesper.

Mel. Jesu meine Freude.

(Der lustige Sabbath 2c. Nr. 50.)

1.

Angenehme Taube,
Die der Väter Glaube
Längst gesehen hat,
Lasse dich hernieder!
Hier sind Christus Glieder,
Hier ist Gottes Stadt.
Halte Rast, Erwünschter Gast,
In den Herzen, die verlangen
Dich itzt zu empfangen.

2.

Setze dich auf jeden
Und laß deinen Frieden
Ueber allen sein!
Wie du dich erhebest,
Auf dem Wasser schwebest,
So kehr bei uns ein!
Zeig uns hier Das Oelblatt für,
Als ein höchst erwünschtes Zeichen,
Daß die Fluthen weichen!

3.

Was du trägst im Munde,
Zeigt vom Friedensbunde,
Der auf's neue grünt.
Die in Noa Kasten
Als im Kerker rasten,
Sind mit Gott versühnt.
Sturm und Fluth Nicht schaden thut;
Kirch' und Arche schwimmen oben
Bei der Wellen Toben.

4.

Was du abgebrochen,
Ist uns längst versprochen,
Und dies edle Blatt
Ist vom Lebensbaume,
Der in Edens Raume
Längst gegrünet hat;
Träuft es doch Vom Oele noch,
Welches Jesus lassen fließen,
Als er leiden müssen.

5.

O Geruch des Lebens,
Der uns nicht vergebens
Unser Herz erquickt!
Dieses Oelblatt kühlet,
Daß man Lindrung fühlet,
Wenn das Kreuze drückt.
Es gibt Kraft Und Lebenssaft;
Wenn es wohl wird aufgebunden,
Heilt es alle Wunden.

6.

Bote von dem Himmel,
Dringe durch's Getümmel
Dieser eitlen Welt,
Und mach eine Stille,
Daß Ein Herz, Ein Wille
Uns zusammenhält.
Laß das Blatt, Das dein Mund hat,
Unser aller Lippen rühren,
Deine Sprache führen.

7.

Dieses Friedenszeichen
Laß nicht von uns weichen!
Ja, laß dieses Blatt
Gar zum Baume werden
Der schon hier auf Erden
Deine Früchte hat.
Sterben wir Und gehn zu dir,
Laß uns solche Blätter finden,
Kronen draus zu winden.

8.

Nun, du liebe Taube,
Unser aller Glaube
Nimmt dich zu uns ein.
Wohnest du bei keinen,
Als nur bei den Reinen,
Ach, so mach uns rein!
Taubenart Bringt Himmelfahrt.
Trag uns einst auf deinen Flügeln
Zu den Sternenhügeln!

Geistliches Tischlied.

Mel. Jesu meine Freude rc.

(Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herze, Bresl. u. Leipz. 1715. Trost= und Geistr. Schriften I. Th. S. 358—360.)

1.

Seelengast, erscheine,
Komm im Brot und Weine,
Gib mir Leib und Blut!

Zeige mir itzunder,
Was für große Wunder
Dein Gedächtniß thut!
Küsse mich, Ich küsse dich.
Schenk dich mir zum Angedenken,
Ich will dir mich schenken.

2.

Hier wird aufgetragen,
Mehr als ich kann sagen;
O gewünschte Tracht!
Hier ist eine Speise,
Die verborgner Weise
Uns recht himmlisch macht.
Hier ist Most, Wer ihn gekost,
Kann bereits auf dieser Erden
Schon unsterblich werden.

3.

Iß, o Herz, dies Manna!
Singe: Hosianna!
Das ist Davids Sohn,
Der mich hat erwählet
Und sich mir vermählet,
Er, mein Gnadenthron!
Ach verbleib, Du reiner Leib,
Von mir ewig ungeschieden,
So bin ich zufrieden.

4.

Edoms Keltertreter,
Tauch den Missethäter
In dein rothes Blut!
Lasse meine Flecken
Deinen Purpur decken,
Und sprich für mich gut!
Ach, durchstreich Die Schuld zugleich
In dem Sünd= und Strafregister,
O mein Hoherpriester!

5.

Wer will mich verdammen?
Tretet her zusammen,
Die ihr Feinde heißt!

Da der Zorn gestillet,
Das Gesetz erfüllet,
Und mich Jesus speist,
Biet' ich Trutz Ganz gutes Muths,
Weil ich nunmehr zum Paniere
Blut des Lammes führe.

6.

Kräftiges Geschenke,
Köstliches Getränke,
Komm und labe mich!
Zeuch in meine Seele,
Denn des Herzens Höle
Machet Raum für dich.
Gib mir Kraft Und Lebenssaft,
Zier mich selbsten mit dem Kleide
Zu der Hochzeitfreude!

7.

Nun, ihr Sinnen, schmecket,
Weil der Tisch gedecket,
Wie Gott freundlich ist!
Sehet, Gottes Diener
Reicht euch den Versühner,
Den man hier genießt.
Tretet dar Hier zum Altar!
Jesus kömmt! Ach, sei willkommen,
Labsal aller Frommen!

Glockenlied 1718.

(Freuden=Oel in Traurigkeit, Berl. u. Liegn. 1724. Nr. 37.)

1.

Herr, laß Dein reines Wort stets klingen
An allen Enden dieser Welt,
Wenn wir in Zion Opfer bringen,
Wo Dein Volk Dir zu Fuße fällt.
Dein Schall erfülle Herz und Ohr
Und ziehe ganz den Geist empor.

2.

So oft die Morgenglocke klinget,
So oft sei Deine Güte neu,

Und wenn ihr Schall den Abend bringet,
So deck uns auch mit Deiner Treu,
Daß ohne Segen sich kein Tag
In unsern Grenzen schließen mag.

3.

Gib, daß wir lauter Siegesglocken
Bei unsers Kaisers Siegen ziehn;
Laß seine Helden stets frohlocken,
Und seinen Feind mit Schande fliehn;
Vermehr und schütze seinen Thron,
Karl lebe unser Salomon!

4.

Sei in der Stadt und auf dem Lande,
Bewahr der Frommen Herz und Haus,
Und schütt in eines jeden Stande
Die Fülle Deines Segens aus!
So wird, o Gott, Dein Ruhm allein
Die allergrößte Glocke sein.

Himmlische Maienlust.

Mel. Wie kurz ist doch der Menschen Leben ꝛc.
(Schöne Kleider für einen betrübten Geist, Bresl. u. Liegnitz 1725. Nr. 36.)

1.

So wird die Maienlust zu Thränen,
So bricht der Tod die Blumen ab!
So schließt der Eltern heißes Sehnen
Sich in ein früh gebautes Grab!
Ach ja! so hat es Gott bestimmt,
Der Kinder gibt und Kinder nimmt.

2.

Ich war nur neulich aufgeblühet,
Die Liebe trug im Winter Frucht;
Doch da man nun den Frühling siehet,
So nimmt mein Leben nun die Flucht.
Die Blätter werden welk und bleich,
Der Garten einer Wüsten gleich.

3.

Ihr, deren Trost und Augenweide
Ich hier im Thränenthale war,
Beweinet nun die kurze Freude
Bei meiner kleinen Todtenbahr.
Sechs Kinder hat der Himmel schon,
Nun eilt das siebende davon.

4.

Die Wunde wird nun aufgerissen,
Die euch der andern Sterben schlug.
Ihr sollt nun wieder was vermissen,
Was neue Hoffnungsblüthen trug.
Soll denn der Kirchhof nur allein
So reich von euren Schätzen sein?

5.

Dergleichen thränenreiche Klagen
Legt euch der Schmerz wol in den Mund,
Allein vergesset nicht zu sagen:
Der Tod macht unser Kind gesund.
Und glaubet gleichwol, daß der Mai
Ein Bild von meinem Sterben sei.

6.

Die Welt war nicht der rechte Garten,
Ich sollte nur im Himmel blühn.
Hier pfleget manches auszuarten,
Was eine Tugendblume schien.
Wohl dem, den Gottes Hand versetzt,
Daß ihn kein Mehlthau mehr verletzt!

7.

Hier wär' ich eine Rose blieben,
Die unter lauter Dornen steht;
Dort aber bin ich recht beklieben,
Wo nie der Mai zu Ende geht,
Wo Sarons schöne Blumentracht
Auch Salomonis Schmuck verlacht.

8.

Laßt meinen bloßen Leib verwelken,
Im Sande bleibt die Blume frisch*).

*) Frisch gepflückte Rosen behalten, so lange sie in reinem trockenen Sande aufbewahrt werden, ihre natürliche Farbe.

Bestreut mein Grab mit Ros= und Nelken,
Setzt Freudenbrot auf euren Tisch;
Denn wo ich fortgepflanzet bin,
Da reichen keine Thränen hin.

9.

Es wird ein andrer Frühling kommen,
Wann Erd' und Himmel wird vergehn,
Da alle, die euch Gott genommen,
In schönster Blüthe werden stehn;
Da wird ein Mai voll Sonnenschein
Und nicht, wie hier, voll Regen sein.

Nirgends daheime als im Himmel.

Mel. Wer weiß, wie nahe mir mein Ende rc.
(Mara und Manna, Breslau und Liegnitz 1726. Nr. 5.)

1.

Ich bin ein Fremdling auf der Erden,
Der Himmel ist mein Vaterland.
Hier trag' ich noch mit viel Beschwerden
Den Wanderstab in meiner Hand,
Doch führt mein Weg mich endlich hin,
Wo ich bei Gott daheime bin.

2.

Die Welt kann mir nichts Eignes geben,
Sie ist nur ein geborgtes Haus,
Darinnen wir als Gäste leben,
Der Tod führt endlich uns hinaus;
Da lassen wir denn alles stehn,
Und müssen leer von dannen gehn.

3.

Hab' ich nun in der Welt kein Bleiben,
So lass' ich billig himmelwärts
Mich meine Glaubensflügel treiben,
Denn wo mein Schatz, da ist mein Herz.
Wer sich an dieser Welt vergafft,
Verscherzt des Himmels Bürgerschaft.

4.

Ich kann nicht bald ein Bürger werden,
Ich muß zuvor ein Pilgrim sein.
Hier streu' ich Samen auf der Erden,
Im Himmel aber erndt' ich ein;
Hier blüht die Hoffnung nur hervor,
Dort stehet sie im schönsten Flor.

5.

Ich walle hier nach Gottes Willen,
So weit er mir das Ziel gesteckt,
Und lasse mich die Hoffnung stillen,
Wenn mir Egyptens Brot nicht schmeckt,
Daß mir ein schönes Canaan
Die süßen Trauben brechen kann.

Hauptquellen zu Schmolckens Leben.

Wetzels Hymnopoeographia III. Th. (1724.) S. 83—115. Geschöpft aus einem Briefe Schmolckens vom 1. August 1718.

Gottlob Klugens Hymnopoeographia Silesiaca Decas II. 1752. S. 158—176. Aus hdschr. Mittheilungen von Schmolckens Sohne, Benjamin Gottlob. — G. Klugens Gesang-Buch von 609 Begräbniß-Liedern 1747. S. 9—11. Damit stimmt die kurze Nachricht in den Gelehrten Neuigkeiten Schlesiens 1737. S. 88 bis 91.

Herrn Benjamin Schmolckens Schrifften I. Th. (Tübingen 1740.), die Vorrede.

(Theodor Crusius) Vergnügung Müßiger Stunden IV. Th. 1713. S. 61—66. Nur als die erste Nachricht nennenswerth; obschon an demselben Orte, wo Schmolck lebte, verfaßt, doch sehr unbedeutend und noch dazu voll von Unrichtigkeiten.

G. W. Götten, Das Jetztlebende Gelehrte Europa. II. Th. 1736. S. 289 bis 295 *).

---

*) Benjamin Schmolck. Etwas über ihn und von ihm. Mitgetheilt von Wilh. Jürgensen. Schleswig, Taubst.-Institut 1826. 8°. 3 Bg. — kenne ich nur aus Lübker und Schröder, Lexikon der Schleswigschen rc. Schriftst. I. Abth. S. 286.

Schmolckens Schriften

sind am besten und vollständigsten verzeichnet in Wetzels Hymnop. l. c., Klugens Hymnop. Sil. Decas I. S. 191—257., Georgii Europ. Bücher=Lexicon IV. Th. 1742. S. 51. 52. und in dessen Nachträgen, Götten l. c., Koch, Compendium II. Bd. 1798. S. 34. 35. und Rambach, Anthologie IV. Bd. S. 154. 155.
und gesammelt, jedoch weder vollständig noch correct, unter dem Titel:

HERRN Benjamin Schmolckens Past. Prim. und Inspect. der Evangel. Kirchen und Schulen vor Schweidnitz Sämtliche Trost= und Geistreiche Schrifften, Auf Vielfältiges Begehren besonderer Liebhaber derselben Also bequem zusammen gesammlet, Und Mit einer Vorrede von des Herrn AUCTORIS Leben und Schrifften, auch genugsamen Registern versehen. Erster Theil. TÜBINGEN, Druckts und verlegts Joh. Heinr. Phil. Schramm. Anno 1740. 8°. (17 Bl. Vorst., 1252. pag. SS., 12 Bl. Reg. u. 1 Titelkpf.) Zweyter Theil. Das. 1744. 8°. (7 Bl. Vorst., 552. u. 1104 pag. SS., 11 Bl. Reg.) Auf diese Sammlung beziehen sich meine Citate.

Johann Christian Günther.

Schmolckens Schriften

sind am besten und vollständigsten verzeichnet in Wetzels Hymnop. l. c., Klugens Hymnop. Sil. Decas I. S. 191—237., Georgi Europ. Bücher-Lexicon IV. Th. 1742. S. 31. 32. und in dessen Nachträgen, Wolfen l. c., Koch, Compendium II. Th. 1798. S. 34. 35. und Rambach, Anthologie IV. Th. S. 154. 155.

und gesammelt, jedoch weder vollständig noch correct, unter dem Titel:

HERRN Benjamin Schmolckens Past. Prim. und Inspect. der Evangel. Kirchen und Schulen zur Schweidnitz Sämtliche Trost- und Geistreiche Schrifften, Auf Vielfältiges Begehren Christlicher Liebhaber derselben Also bequem zusammen gesammlet, Und Mit einem Vorrede von des Herrn AUCTORIS Leben und Schrifften, nebst gehörigem Register versehen. Erster Theil. TÜBINGEN, Druckts und verlegts Joh. Henr. Phil. Schramm. Anno 1740. 8°. (17 Bl. Vorst., 1092 pag. SS., 12 Bl. Reg. u. 1 Titelkpf.) Zweyter Theil. Das. 1744. 8°. (7 Bl. Vorst., 503 u. 1104 pag. SS., 11 Bl. Reg.) Auf diese Sammlung beziehen sich meine Citate.

— Der erste Wurf in Teich
Ist aller Kreise Schuld —
Günther, Nachl. S. 243.

Johann Christian Günther ward zu Striegau den 8. April 1695 von evangel. Eltern geboren. Sein Vater war der dortige Physicus Dr. Johann Günther. Dieser Mann, der sich nachher durch eine unerschütterliche Strenge und unbegreifliche Härte gegen seinen Sohn auszeichnete, war der sorglichste, zärtlichste Vater, den wir nur einem Kinde wünschen können. Durch des Vaters treue und emsige Pflege entwickelten sich bewundernswürdig schnell des Kindes körperliche und geistige Anlagen; der kleine Günther gewann durch sein frommes Wesen die Liebe seiner Angehörigen und vermochte durch seine Wohlanständigkeit jeden Fremden sogleich für sich zu gewinnen. Sein Gemüth war sehr beweglich, er wußte alles leicht zu fassen und lange zu behalten. Der Kleine konnte noch kaum recht reden und hatte schon eine ziemliche Uebung im Lesen und Schreiben erlangt. Da er alles gleichsam spielend lernte, so säumte auch sein Vater nicht länger, ihn mit der lateinischen und griechischen Sprache bekannt zu machen. Schon in seinem zwölften Jahre war der junge Günther in diesen Sprachen so weit vorgeschritten, daß er beide ohne weitere Anweisung für sich hätte forttreiben können. Er hatte solche Wißbegier, solchen Heißhunger nach Gelehrsamkeit, daß er es für eine Strafe ansah, wenn ihm sein Vater das Buch wegnahm (S. 856.)*):

Um nur hinter den Bestand
meiner Neigung recht zu kommen,
Hast du mir oft selbst das Buch
als zur Strafe weggenommen.

*) Die Citate beziehen sich auf die 4. Auflage (Breslau und Leipzig. 1746. 8°.).

So groß die Freude der Eltern war, wenn sie in ihrem Erstlinge schon den künftigen großen Gelehrten und berühmten Mann erblickten, so konnten sie sich doch nicht die Schwierigkeiten verhehlen, welche der Erreichung einer gründlichen und vielseitigen gelehrten Bildung entgegen traten. Der Vater suchte demnach seinen Sohn von der Gelehrsamkeit ab, und auf andere Gedanken zu bringen, und um das recht vollkommen zu bewerkstelligen, gab er seiner Frau, wie sie zum Besuch nach Breslau reiste, den kleinen Gelehrten mit, nebst einem Briefe an Dr. Preuß, damit dieser fremde Mann dem Knaben eröffnete, was vielleicht dem Herzen des Vaters zu schmerzlich war. Der Breslauer Physicus Dr. Preuß sollte nämlich dem Knaben eröffnen, daß es dem Vater bei seinem geringen Einkommen nicht möglich sei, ihn studieren zu lassen.

Dr. Preuß hielt des alten Günthers Gründe für triftig, er billigte sie und sagte dem Knaben: (Günthers Leben von Steinbach S. 6.) „Ein armer Mensch kann mit dem Studieren nicht fortkommen, wenn er nicht was Excellentes tentiert.“ Der kleine Günther aber wurde hierüber dermaßen bestürzt und verdrießlich, daß er auf des Doctors fernere Rede nicht weiter achtete und gar nichts wissen wollte, als derselbe ihm versprach, ihn auf etliche Jahre zu sich zu nehmen und ihn mit Freitischen bei sich und anderen zu versorgen. Ganz betrübt und niedergeschlagen ging er mit seiner Mutter heim und ließ sich verlauten: (bei Steinbach das.) „Er müßte was Excellentes tentieren und sollten seine lieben Eltern sich um ihn nicht bekümmern, Gott würde ihm schon beim Studieren forthelfen, ob es ihm schon der Hr. Doctor so schwer gemacht hätte.“ Der Vater überzeugte sich durch diese Aeußerungen, die auch ihm bald zu Ohren kamen, daß sein Sohn bei seinem Vorsatze, den Wissenschaften und Künsten sich zu widmen, eifrig beharrte. Der alte Günther fuhr demnach fort, der feurigen jungen Wißbegier Nahrung und gute Richtung zu geben. Der kleine Günther wurde von jetzt an nicht allein in den alten und neueren Sprachen weiter unterrichtet, sondern erhielt auch Anleitung zu andern Wissenschaften, besonders zur Geschichte und Dichtkunst. In der lateinischen, griechischen, ja sogar hebräischen Poesie soll er damals schon gute Proben abgelegt haben und wie weit er es in der deutschen gebracht hatte, davon wußten seine damaligen Gespielen noch lange nachher zu erzählen. Wenn der alte Günther nämlich Sonntags nach Gränwitz in die Kirche ging, pflegte er seinen kleinen Sohn gewöhnlich mitzunehmen. Dieser verstand sich dann dort mit andern Kindern, die sich mit ihren Eltern ebenfalls eingefunden hatten, sehr gut zu be-

lustigen, er machte ihnen zuweilen Verse und sogar kleine Comödien. Der Dichter selbst erinnert sich kurz vor seinem Tode dieser Zeit (S. 838):

Und ich kann mich noch erinnern, daß ich schon um's zehnte Jahr
Um die Wirkung meiner Seele vor der Zeit bekümmert war,
Sonderlich ergötzt' ich mich an Natur= und Weltgeschichten,
Aber noch weit eifriger fühlt' ich einen Trieb zum Dichten,
Daß auch weder Ernst noch Zuruf, ja wol gar kein Prügel galt,
Wenn mein Vater auf die Arbeit dieser leeren Brotkunst schalt.

So war Johann Christian Günther zur Freude seiner Eltern aufgeblüht, reich begabt mit Kenntnissen aller Art, mit mancher Gabe andere und sich zu erfreuen und sich zu einem nützlichen Berufe für die Welt vorzubereiten. Unvergeßlich blieb ihm die gute häusliche Erziehung und der vortreffliche Unterricht seines Vaters. Noch im Jahre 1722 spricht er davon mit einem so lebendigen Gefühle des kindlichsten Dankes, als ob er dieser Wohlthaten eben theilhaftig geworden wäre.

Gleich zu Anfange jenes langen Gedichtes, womit er den Unwillen seines Vaters zu besänftigen hoffte, heißt es (S. 856):

Daß du mich gezeugt, genährt, unterrichtet und geführet,
Ist ein Lorbeer, der dein Haupt auch noch auf der Bahre zieret.
Ich erkenn' es in der Stille, obgleich ängstlich und betrübt,
Weil mir weder Zeit noch Glücke Mittel zur Vergeltung giebt.
Wenn der Morgenröthe Glanz an dem blauen Himmel blickte,
Und der frühe Gartenbau dir so Herz als Aug' entzückte,
Machte mir dein munters Scherzen Federn und Papier bequem
Und dein rüstiges Exempel Kiel und Bücher angenehm.
O wie mancher Abendstern sah mich unter deinen Lehren!
Damals lernt' ich als ein Kind Rom und Griechenland verehren,
Wenn mein Ohr an deinem Munde mit erhitzter Sehnsucht hing,
Und der Nachdruck beider Sprachen lustig in's Gedächtniß ging.
Alles konnt' ich nach und nach so zu sagen spielend fassen,
Was die Knaben sonst bewegt, daß sie Buch und Feder hassen,
Weil der Schulfuchs Lust und Liebe mit der Ruthe niederschlägt
Und durch so viel tolle Regeln auf die strengste Folter legt.

So lieb und werth dem kleinen Günther das Lesen und Schreiben gewesen war und von Tage zu Tage das Lernen der verschiedenartigsten Kenntnisse wurde, so angenehm war ihm auch das ganze Leben bis jetzt dahin gegangen. Der Vater ließ es trotz seiner Dürftigkeit an nichts fehlen; der kleine Günther konnte sorglos und unbefangen seinen Neigungen nachhängen und durfte sich bis dahin um keine Zukunft kümmern. Er

gedenkt noch später dieser Tage und schildert sie in rührenden Zügen. Das Gedicht ist überschrieben:

Als er sich seiner ehemaligen Jugendjahre mit Schmerzen erinnerte.

(Nachlese 2. Auflage S. 21—24.)

Wo ist die Zeit, die goldne Zeit,
Wo sind die süßen Stunden,
Worin ich von der Eitelkeit
Noch wenig Gram empfunden?
Ich war ein Kind, ich trieb mein Spiel,
Das selbst der Unschuld wohlgefiel,
Und durft' an keinem Morgen
Vor Kleid und Nahrung sorgen.

Die Einfalt gab mir Fried und Ruh,
Der Unverstand viel Glücke;
Es setzte mir kein Zweifel zu,
Viel minder Neid und Tücke;
Kein Ehrgeiz plagte Geist und Sinn;
Ich lebt' in aller Hoffnung hin,
Und fühlte kein Entzünden,
Noch unbekannte Sünden.

Ich schwör' es, die Zufriedenheit
Der armen Christtagsbürde
War dort von größrer Zärtlichkeit,
Als wenn ich Domherr würde.
Der Eindruck von derselben Lust
Erwacht mir noch in Mark und Brust,
So oft ich nur die Lehre
Des Weihnachtstextes höre.

Von Fabeln bei der Rockenzunft
Empfand ich mehr Vergnügen,
Als jetzt von Schlüssen der Vernunft,
In welchen Knoten liegen;
Ja, wenn mir auf der Ofenbank
Ein Lied vom deutschen Kriege klang,
So schien die alte Grete
Mein künstlichster Poete.

Ein Garten, den des Vaters Schweiß
Stets vor der Thauzeit netzte,
Versüßte mir den Bücherfleiß,
Womit er mich ergötzte.

Oft war ein Nest voll Vögel da,
Da klang ein froher εὕρηκα,
Als dessen kaum geklungen,
Der aus dem Bad entsprungen.

Die Nachbarskinder ließen mir
Die Ehre, sie zu lenken,
Da spielt- und lacht- und sprungen wir
Auf Rasen, Berg- und Bänken.
Was dieser hört' und jener sah,
Das in der großen Welt geschah,
Das sucht' auch ich mit vielen
Im Kleinen nachzuspielen.

Der Schweden Beispiel weckt' einmal
In uns viel Andachtsflammen;
Wir knieten in gehäufter Zahl
Auch öffentlich zusammen.
Der Eifer war mehr Ernst als Schein,
Und unser täglich Himmelschrei'n
Hat etwan auch viel Plagen
Des Vaterlands verschlagen.

Wie ernstlich war ich dort ein Christ?
Wie brannt' oft mein Verlangen,
Dich, der du unser Heiland bist,
Persönlich zu umfangen?
Wie freudig dacht' ich an den Tod?
Ach! Gott, gedenk einmal der Noth,
Vor die ich, als ein Knabe,
Voraus gebetet habe.

Mit was vor Liebe, Trost und Treu
Konnt' eins das andre klagen,
Wenn etwa blinde Tyrannei
Das Stiefkind hart geschlagen?
Wir stritten leicht; doch aller Streit
War stündliche Versöhnlichkeit,
Und von der Eltern Gaben
Mußt' jeder etwas haben.

Jetzt lern' ich leider allzufrüh
Des Lebens Elend kennen;
Es ist doch nichts, als Wind und Müh,
Wornach wir sehnlich rennen.

Es gaukeln Reichthum, Stand und Kunst,
Die Wollust macht nur blauen Dunst.
Und was wir so begehren,
Muß allzeit Reu gebären.

Mein eignes Kreuz ist überhaupt
Ein Bündniß aller Schmerzen,
Und geht mir, weil es niemand glaubt,
Empfindlich tief zu Herzen.
Ach! Himmel, mindre meine Qual!
Wo nicht, so laß mich doch einmal
Nur eine Gunst erwerben,
Und mehre sie zum Sterben.

Jetzt aber hatte Günther sein 14. Jahr erreicht. Der häusliche Unterricht, so vortrefflich er war, konnte ihm nicht mehr genügen, er fühlte es selbst, noch mehr aber sein Vater. Dieser wußte des Sohnes leidenschaftliche Neigung zum Studieren und seinen festen Entschluß, hatte auch beides im Stillen genährt und gebilligt. Die Rücksicht auf das geringe Vermögen vereitelte aber jeden Wunsch, den der Vater für seinen Sohn und dieser für sich hegte. Während nun der Alte den Sohn bereden wollte, ein Handwerk zu erlernen, betete dieser fleißig zu Gott, der himmlische Vater möchte hier doch aushelfen; ja, die Mutter fand ihn eines Tages auf einer wüsten Stätte hinter dem Hause, wie er die Hände gen Himmel streckte und inbrünstig flehete, daß der liebe Gott doch Mittel und Wege zum Studieren senden wolle. Der Himmel erhörte das Gebet des Knaben. Nach einiger Zeit kehrte der Schweidnitzer Dr. Thiem von einer Reise über Striegau zurück und mußte hier übernachten; um sich nun den Abend die Zeit und Weile zu vertreiben, ließ er sich seinen alten Freund den Dr. Günther ins Gasthaus hinbescheiden. Der alte Günther wußte viel von den Umständen der Stadt und dasigen Bürgerschaft zu erzählen und kam denn so auf seine eigenen Verhältnisse zu sprechen. Dr. Thiem hörte alles mit großer Theilnahme an; diese wuchs aber sichtlich, sobald ihm sein Freund von seinem Sohne erzählte und von den Fortschritten desselben in Sprachen, Dichtkunst und anderen Wissenschaften. Dr. Günther fuhr denn also fort (Leben von Steinbach S. 9):

„Eltern sind glücklich, so in ihrem Ehestande den Segen an ihren Kindern sehen können, besonders wenn bei selbigen die gütige Natur an Leibes- und Gemüthsgaben nichts vergessen. Wir beiderseits Eltern können uns dieses Segens zwar rühmen, da uns der Himmel sowohl mit

einem angenehmen Sohne als auch lieben Tochter bedacht hat, daran wir beide große Freude haben. Aber ach! ach! was ist das vor ein Schmerz, an Mitteln, derselben Wohlfahrt zu befördern, allenthalben einen Mangel verspüren! Meinen Sohn, den ich fast Tag und Nacht zu guten Lehren und Wissenschaften anzuführen nicht ermangelt habe, sehe ich jetzt mit betrübtem Herzen an, der nur innigst seufzet, eine Gelegenheit, was Höhers zu begreifen und in einer wohleingerichteten Schule im Studieren weiter zu kommen, großes Verlangen trägt. Sein fertiger Kopf, sein aufgeräumtes Gemüthe und eifrigste Begierde zum Lernen sind genugsam Zeugen, daß aus ihm durch gute Anführung ein Mercurius könnte geschnitzt werden." Dr. Thiem ward durch diese Aeußerungen dermaßen bewegt, daß er sich gegen den alten Günther sofort erklärte, er wolle seinen Sohn zu sich in's Haus nehmen und für seinen Unterhalt Sorge tragen. Mit freudigem Danke nahm der alte Günther dies Anerbieten an und kehrte leichten Herzens nach Hause. Wer war fröhlicher als der kleine Günther? Sein größter Wunsch war mit einem Male erfüllt, seine Traurigkeit verschwunden; er dachte nun an nichts so sehnlich, als an den Tag seiner Abreise in das 2 Meilen entfernte Schweidnitz.

Zu Anfange des Jahres 1709 reiste der Vater mit seinem vierzehnjährigen Sohne nach Schweidnitz. Der kleine Günther hatte bisher wenig mit der Welt verkehrt, alles war ihm fremd und überraschend. Als er von seinem Vater dem Rector Leubscher vorgestellt wurde, fragte dieser den schüchternen Knaben (Steinbach S. 11): „bist du der neu ankommende Schüler?" Günther machte einen schnellen Kratzfuß, und das war seine ganze Antwort. „Du hast gar ein aufrichtiges und munteres Gesichte, fuhr der Rector fort, sei nur unerschrocken, wir werden einander schon besser kennen lernen." Jetzt begann die Prüfung. Zuerst mußte Günther aus dem Curtius einen Paragraph auslegen. Der Herr Rector war damit sehr zufrieden, lobte ihn und fragte dann: „Kannst du auch was vom Griechischen?" — Ein wenig, war seine Antwort. Er mußte nun auch eine Stelle aus dem Griechischen übersetzen; dies that er mit solcher Fertigkeit, daß der Rector höchst erfreut und verwundert ausrief (Steinbach S. 11.): „Herr Günther, Sie sind nicht einer von denen Vätern, die ihre Kinder als ungehobelte Klötzer in die Schule schicken und den Lehrmeistern eine unsägliche Arbeit an ihren dummen und unverständigen Kindern überlassen. Ich sehe, daß Sie bei ihm den Grund vollkommen gut gelegt, wir wollen jetzo weiter darauf bauen.

Ich kann ihn auch nicht anders wohin thun als zu mir in die oberste Klasse nehmen." Der alte Günther stellte das Letzte dem Belieben des Rectors anheim, befahl ihm seinen Sohn bester Maßen und nahm Abschied. Dr. Thiem hielt sein Versprechen, er nahm den jungen Günther zu sich ins Haus, und dieser war fleißig und ordentlich und erwarb sich die Liebe seines Wohlthäters, seiner Lehrer und Mitschüler. Ueberall war er gern gesehen; die einen gaben ihm Freitische, die anderen liehen ihm Bücher zum Lesen und Nachschlagen, noch andere schenkten ihm Geld, damit er seine kleinen Ausgaben bestreiten könnte. So war für sein leibliches und geistiges Wohl gesorgt, und er lebte in Schweidnitz ungetrübt heiter. Er verdankte aber seinem Fleiße, seinem sittlichen und artigen Wesen dies Glück nicht etwa allein; einen großen Antheil daran hatte sein großes poetisches Talent, was sich hier bei allen feierlichen Anlässen vernehmen ließ. Man kann eine ganze Reihe von Gedichten in seiner Sammlung nachweisen (Steinbach S. 13—15.), die alle unbedeutenden Ereignissen vom 6. März 1710 an bis in den Anfang des J. 1715 ihre Entstehung verdanken und auf weiter keinen Werth Anspruch machen, als die augenblickliche Ergötzung, die sie ihren Hörern damals gewährten. Es hat etwas Rührendes, wenn wir sehen, wie selbst die besseren damaligen Dichter glauben konnten, daß alle Begebenheiten, welche von ihnen besungen würden, höchst wichtig und besingenswerth seien und zur Unsterblichkeit nur so schnurstracks hineilten. Günther hatte gewiß früh klare, der Poesie würdigere Ansichten über diese Stadt- und Familienpoesie. Doch er lebte in Verhältnissen, die ihn gleichsam zwangen, der Mode und dem Begehren seiner Wohlthäter, Gönner und Freunde nachzugeben. Er hat es auch später ziemlich deutlich ausgesprochen, daß sich für gewisse Gegenstände nie Theilnahme erwecken läßt, weil sie eben selbst nie Theilnahme erwecken. Daher kam's denn wol, daß der lebensfrohe feurige Jüngling, aus Verdruß über die Trockenheit seines Stoffs, sehr häufig schon in seine damaligen Gelegenheitsgedichte satirische Züge und scharfe persönliche Ausfälle verwebte. Die meisten dieser Gedichte waren jedoch ganz harmloser Art, hieher gehört z. B. das älteste, was sich unter Günther's Poesien überhaupt auffindet. Es ist überschrieben (S. 901): „Als Herr Gottfried Fuchsius, Pastor primarius zur Schweidnitz, Seinen Namens-Tag Anno 1710 den 6. Martii vergnügt celebrierte." Die beiden letzten Strophen lauten also:

Gott hat Dich wol angeschrieben,
Jacobs Heerde folget Dir.

Jeder muß Dein Thummim lieben,
Weil Dein Urim für und für
Auf dem frommen Herzen brennet,
Das kein wüstes Babel kennet.

Also wachs in tausend Aeste,
Ceder unsers Libanons,
Und der Himmel thu das Beste
Nebst Dir zu dem Bau Sions,
So wird stets Dein Name grünen
Und Perpetua Dir dienen.

Wenn auch nicht der große Dichter aus allen diesen Gedichten blickt, so galt er doch in Schweidnitz dafür, denn der allzeitfertige muntre Poet gewann immer den Beifall der Betheiligten, ja, seine Mitschüler schrieben sich vieles ab und lernten viele seiner Verse auswendig, und so ward denn die Poesie die schönste Verherrlichung seines hiesigen Lebens. Wenn Günther sich eines Frühlings bewußt sein durfte, so waren es gewiß diese ersten Jahre, welche seinem Herzen so viele Freude brachten; dieser Jahre gedenkt er gewiß, wenn er in einer spätern Cantate plötzlich ganz gerührt ausruft (S. 954):

Erwünschten Frühlingstage,
Ihr Boten meiner Ruh!
Laßt mich im Grünen liegen,
Und bringet mir Vergnügen,
Und bringt mich selbst dazu,
Daß ich noch einmal sage:
Erwünschten Frühlingstage,
Ihr Boten meiner Ruh!

Günther hatte beinahe sein 20. Jahr erreicht, als er sich anschickte, das Schweidnitzer Gymnasium zu verlassen. Um sich ein ehrenvolles Andenken bei seinen Lehrern und Freunden zu bewahren, bat er um Erlaubniß, daß an seinem Abschiedstage ein Schauspiel von seiner Erfindung öffentlich aufgeführt werden dürfte. Günther hatte einen geschichtlichen Stoff zu seinem Drama gewählt, es ist die bekannte Geschichte von Theodosius dem Jüngern, der seine Gemahlin Eudocia eines geheimen Liebesverhältnisses mit Paulinus verdächtig hält, weil dieser während seiner Krankheit von der Kaiserin mit demselben Apfel beschenkt wird, den Eudocia kurz vorher von ihrem Gemahl geschenkt bekommen hat. So unpassend der Stoff für ein Schuldrama war, so wurde das Stück doch am 24. Sept. 1715 öffentlich aufgeführt. Es ist nachher vollstän-

dig gedruckt worden (S. 957—1047) unter dem Titel: Die von Theodosio bereuete und von der Schuljugend vor Schweidnitz den 24. Sept. 1715 vorgestellte Eifersucht. Das Ganze hat jetzt nur noch den Werth, Günther's damalige poetischen Leistungen kennen zu lernen, denn schwerlich dürfte wol jemand Lust haben, zu einem andern Zwecke diese in schleppenden Alexandrinern fortgesponnene, mit wenig Handlung ausgestattete Begebenheit zu lesen.

Unter vielem Segen und Glückwünschen seiner Lehrer, Freunde, Gönner und Eltern verließ Günther im Herbste 1715 Schweidnitz und seinen Geburtsort Striegau und reiste zur Universität Wittenberg. Hier gedachte er sich ausschließlich den Studien der Medicin zu widmen, worin er sich schon unter Anleitung seines Vaters einige Kenntniß erworben hatte. Wie wenig die Wahl dieses Berufes seinen Neigungen und Ansichten entsprach, lehrte von jetzt das ganze sehr bewegte unglückliche Leben des Sohnes. Günther glaubte in dieser Angelegenheit mehr dem Wunsche seines Vaters als seinem eigenen Herzen gehorchen zu müssen. Ausgerüstet mit herrlichen Kenntnissen jeder Art, begabt mit dem redlichsten Willen, etwas Tüchtiges dereinst zu leisten, hätte es Günther leicht in jeder Wissenschaft so weit gebracht, daß ihm ein Wirkungskreis mit einem genügenden sicheren Einkommen in der bürgerlichen Gesellschaft zu Theil geworden wäre. Der feurige, lob- und ehrgierige, ruhmdürstige Jüngling wollte aber nur ein Dichter und nichts als ein Dichter sein, ein freier Mann, der keinem Staate, keiner Stadt, keiner Zunft unterthan ist, keinem Verhältnisse sich fügen darf, als nur solchem, was er sich selbst gewählt hat und für sein Herz und seine Kunst wohlthätig erachtet. Trotz seinen Versprechungen, sich ernstlich mit der Medicin zu beschäftigen, vermochte er doch nicht, die alte Neigung zur Poesie zu unterdrücken; jede elterliche Mahnung, den Zweck des Studierens treu zu erfüllen, scheint in ihm vom Augenblicke seiner Abreise an bis später gerade von entgegengesetzter Wirkung gewesen zu sein. Der Vater meinte es mit seinem Sohne gewiß sehr gut. Wer aber möchte es billigen, wenn unserem Herzen statt der erkohrenen Geliebten ein fremdes mit uns auf keine Weise verwandtes und harmonierendes Wesen aufgedrungen würde? Günther sollte seiner Geliebten, der Poesie gänzlich absagen, ihr, die ihm so viel Freude, so viel Ehre gebracht hatte, von der er ein glückliches Leben hienieden und die Unsterblichkeit hoffte! Mit ihr war er von früher Jugend an treu verbunden, nichts vermochte ihn dies Bündniß

zu brechen, er war bereit für sie alles zu dulden, und als ein Knabe duldete er schon für sie (S. 473):

> Was litt ich dort nicht schon um deiner [Calliope] Liebe willen?
> Der Vater zog mich ab, verwarf mein Spiel als Grillen,
> Und sprach (ich hör' es noch): Sohn, wirf den Bettel hin,
> Und häng den Brotkorb an! kein Reimen bringt Gewinn.
> Und wenn die Kranken uns den fetten Zins entrichten,
> So müßt ihr, faules Volk, von magern Kühen dichten.
> So pfiff, so schwatzt' er mir, doch stets vergebens, vor.
> Natur ging über Zwang; ich nahm dein Lautenchor,
> Kroch hinter Holz und Heerd, in Winkel, in den Garten,
> Und ließ dabei umsonst Schlaf, Tisch und Kegel warten.

So mahnten ihn fröhliche und traurige Erinnerungen an die Poesie; alle Bemühungen, ihn derselben zu entfremden, blieben vergeblich. Ja, auch die beseligendste Erinnerung fesselte ihn an diese Kunst und forderte ihn zur Dankbarkeit gegen sie auf: die Erinnerung an seine erste Liebe. Die Poesie war die Botin und Trägerin dieser Liebe gewesen, nur ihr hatte er sie vertraut, nur durch sie verrathen. Kaum war Günther auf seiner Reise im November dieses Jahrs (1715) in Frankfurt angelangt, so war sein erstes ein poetisches Sendschreiben an seine Magdalis, worin er ihr so viel Grüße sendet (S. 629):

> Als Thränen dir vielleicht auf deinen Rosen stehn,

und sie am Schlusse bittet:

> Und liebe den, der dich um deine Liebe bat.

Magdalis, gewiß dieselbe*), die er sonst gewöhnlich unter dem Namen Leonore oder Lorchen besingt, war die Tochter des Schweidnitzer Dr. Jachmann. Günther lernte sie wol erst im letzten Jahre seines Aufenthaltes daselbst kennen. Sie war sehr geistreich, dabei von kindlich gutem Gemüthe und offenbarte eine große Liebe zur Poesie. Mehr durch diese Eigenschaften als durch körperliche Schönheit scheint sie des Jünglings Herz gewonnen und bis an seinen Tod gefesselt zu haben. Vor seinem Abschiede im September sahen sich beide Liebende zum letzten Male

---

*) Zweifel dagegen erregt allerdings, daß die Eltern Leonorens als gestorben und die der Magdalis als noch lebend (S. 625) erwähnt werden. Waren hier nur Stiefeltern gemeint? Die Worte:

> Die Mutter, welche dich noch als ein Kind gesäugt —

könnten dies andeuten.

auf dem dortigen Kirchhofe, wo sie sich sicher glaubten vor neidischen Spähern. Dort zwischen den Gräbern, bei den Siegeszeichen des Todes erklärte er seiner Leonore (Nachl. S. 125):

Ich habe dich geprüft, verachtet und gequälet,
Und überall versucht; dein Wesen steht mir an,
Und Lorchen ist allein was Günthern halten kann.

In dem unvollständigen Gedichte, was uns diese Scene aufbewahrt (Nachl. S. 121—128) weißagt er seinem Lorchen ein immer blühendes Gedächtniß in seinen Liedern, wünscht mit ihr zu alten, mit ihr zu sterben:

Wir wollen unsern Lauf in süßer Ruh vollbringen,
Auch dein Gedächtnißmahl soll Zeit und Tod bezwingen,
Und Lorchens Name wird in meinen Büchern blühn,
So lange Kunst und Fleiß noch einen Dichter ziehn.
Ich will den Pleißenstrand um deine Lieb' erheben,
Ich will dem Rosenthal des Pindus Ehre geben,
Nachdem mir sein Revier, als deine Vaterstadt,
Den besten Schatz der Welt an dir gegeben hat.
Veraltet dein Gesicht und werd' ich auch zum Greißen,
So will ich doch dein Kind, du sollst mein Mädchen heißen.
So lebt es sich vergnügt, so stirbt sich's friedenvoll.
Ach, Lorchen, daß ich nicht mit dir erblassen soll!
Kann noch ein treues Flehn des Himmels Schluß gewinnen,
So reißt ein Augenblick uns ganz gewiß von hinnen.
Denn gleiche Lieb' und Lust begehrt auch gleichen Fall,
Wo du nicht bei mir bist, da sterb' ich überall.

Auch Leonore hatte früher an demselbigen heiligen Orte ihre Treue gelobt. Günther führt sie in einem andern Gedichte also redend ein (S. 295):

Dies sagte sie mit nassen Wangen
Und zog ihn eilends brünstig fort,
Und führte sein bestürzt Verlangen
An den schon oft besuchten Ort,
Wo nichts als Graus und Nacht regieret
Und Tod und Stille triumphieret.

Hier fing sie brünstig an zu weinen
Und rief: Ihr Todten, zeuget mir!
Bei meiner Eltern Leichensteinen
Und ihrer Asche schwör' ich dir,
Daß mich dein Herz allein vergnüge,
Bis daß es hier versammlet liege.

Mit den lebendigsten Gedanken an seine ferne Geliebte und unter den frohen Aussichten, neben seiner Medicin für die Poesie Zeit übrig zu

behalten, erreichte Günther im December die Universität Wittenberg. Er hatte verschiedene medicinische Vorlesungen angenommen, besuchte sie anfangs recht fleißig, bald aber vernachlässigte er sie und gab sie endlich ganz auf. Mitten unter seinen ernsten Beschäftigungen war seine leidenschaftliche Liebe für Poesie erwacht und diese hatte ihn allmählig allen wissenschaftlichen Studien entfremdet. Anlaß zum Dichten fand sich allezeit. Todesfälle, Promotionen und sonstige academische Feierlichkeiten nahmen ihn in Anspruch. Doch blieb's nicht bei diesen äußeren Anlässen. Gleich zu Anfange seines Hierseins bewog ihn die Dankbarkeit für viele empfangene Wohlthaten zu einem Lobgedichte auf Benjamin Schmolck (S. 851) 29. Dec. 1715:

Davids Harfe, großer Mann, die dein Finger künstlich spielet,
Wenn die Andacht deiner Brust einen Trieb von oben fühlet,
Warnet jetzo meine Leier, da mein Phöbus als ein Kind
Deiner mir erwies'nen Güte auf ein reines Danklied sinnt. ꝛc.

Den meisten Stoff und Anlaß zum Dichten gewährte ihm aber seine Liebe. Schon im December erfuhr er, daß sich ein gewisser Täuber um seine Leonore bewerbe und wahrscheinlich nicht vergebens hoffen dürfe. Bald bestätigte sich, was Günther nur gefürchtet hatte. Leonore war ihm untreu geworden. Gewiß war das arme Mädchen von ihren Verwandten gezwungen worden, ihre Hand lieber einem versorgten ansässigen Manne zu geben, als dem herumirrenden brotlosen Günther. So erklärt sich der Dichter selbst dies Ereigniß (S. 560):

Glänzt nur die Brust von einem Wurmgespinste,
Das Farb' und Arbeit theuer macht,
So wird das Herze nicht bedacht,
Das unter Seid' und Sammt oft einen Schalk verhehlet;
Ja, wiegt der Beutel nur fein schwer,
So wird der Bräut'gam flugs erwählet,
Und wenn er auch ein Jude wär'.

Günther hatte in verschiedenen Sonetten (S. 561—563) ihrer Treue gedacht, hatte sich seines Glückes so gefreut, hatte sich selbst für straffällig erklärt, wofern er untreu würde:

Und glaube, daß mich selbst der Himmel strafen muß,
Wofern mein Wankelmuth dein Bild in mir verstreiche.
Drum liebe nur getrost! denn die Beständigkeit
Wirkt mir den Hochzeitrock und auch das Leichenkleid.

und er, der noch eben ihr, um sie von allem Argwohn zu befreien, betheuert hatte:

Mein Sinnbild ist ein Ring, der Denkspruch: sonder Ende.
Denn wer nicht ewig liebt, der liebet nimmermehr.

Er mußte jetzt hören, daß ihm seine Leonore ungetreu geworden war. In einem poetischen Sendschreiben: An die ungetreue Leonore (S. 633 bis 636), suchte er die große Kränkung und diese Betrübniß seines Herzens gegen seine Geliebte selbst auszusprechen. Er erzählt, wie unerwartet ihn dies traurige Ereigniß treffe:

Ja, wenn mir alle Welt auf solchen Fall geschworen,
Ja, wenn ein Engel selbst dergleichen prophezeiht,
So hätt' ich wol gedacht: sie reden wie die Thoren
Und kennen wol noch nicht der Liebe Zärtlichkeit.

Er erzählt, was er für sie gewagt, für sie gelitten und ausgestanden, wie er für sie gewacht und gebetet habe. Dann erinnert er sie an den Glanz, den ihr seine Poesie habe verleihen wollen (S. 635):

Du strahltest als ein Stern in jener Frauen Orden,
Den unsre Poesie des Nachruhms Lorbeern steckt.
Steh nächtlich einmal auf und miß die hohe Ferne
Und sieh den Milchweg an, der ist der Helden Haus;
Dein Name mehrte da den Glanz der holden Sterne,
Ich las bereits den Platz vor dessen Bildniß aus.
Du bist vorhin gestraft, indem du mich entbehrest,
Du strafest dich noch mehr durch deine neue Wahl,
Bei der du auf der Welt schon in die Hölle fährest,
Aus welcher meine Treu dich so zu reden stahl.

Er erinnert sie an Garten, Gras und Linden, an den Felsen, worauf noch ein Bundeszeichen von ihnen liege, an Spiel, Kuß, Tanz, Verse und Blumensträuße; dann gedenkt er seines Traumes und mancher schlimmen Ahndungen, wie z. B. ihr liebstes Bäumchen unverhofft gebrochen sei. Schließlich bittet er, sie möge doch wiederkehren, er sei noch derselbe — doch, meint er, sie spotte nur seiner Klagen und sehe ihn nun nicht mehr an.

Bald erlangte Günther in Wittenberg völlige Gewißheit über das Schicksal seiner Leonore. Sie sollte nächstens ihrem Täuber angetraut werden. Die Hochzeit wurde den 14. Januar 1716 zu Schweidnitz gefeiert. Günther stellte sich ziemlich unbefangen, er hatte ein Hochzeitsgedicht hinüber geschickt, was voll vielleicht feiner, jetzt dunkler Anspielungen war, jedoch sonst nichts offenbarte; sein Herz aber war tief betrübt und wußte nirgend Trost zu finden, als in der Erinnerung und Poesie. Viele der wehmüthigsten Lieder gehören gewiß dieser Zeit an, wo ihn der Schmerz über den Verlust seiner Leonore überall verfolgte (S. 276):

In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehn,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte sich verschrei'n.
Und da soll ein Grab vom Laube
Milder als dein Herze sein.

„Bist du dennoch, Leonore?" beginnt er ein anderes Lied und kann sich gar nicht finden in sein Schicksal (S. 263):

Lust und Muth und Geist zum Dichten,
Feuer, Jugend, Ruhm und Fleiß,
Suchen mit Gewalt zu flüchten
Und verlieren ihren Preis rc.

Alle Bilder meiner Sinnen
Sind mir Ekel und Verdruß,
Da sie nichts als Gram gewinnen,
Weil ich dich noch suchen muß;
Nichts ergötzt mich mehr auf Erden
Als das Weinen in der Nacht,
Wenn es unter viel Beschwerden
Dein Gedächtniß munter macht.

Endlich in Wehmuth vergangen wagt er weiter keine Bitte mehr an sie, als: sein zu gedenken. (S. 245):

Gedenk an mich und meine Liebe,
Du mit Gewalt entrißnes Kind!
Und glaube, daß die reinen Triebe
Dir jetzt und allzeit dienstbar sind,
Und daß ich ewig auf der Erde
Sonst nichts als dich verehren werde.

Gedenk an mich in allen Leiden,
Und tröste dich mit meiner Treu!
Die Luft mag jetzt empfindlich schneiden,
Die Wetter gehn doch bald vorbei,
Und nach dem ungeheuren Knallen
Wird doch ein fruchtbar Regen fallen.

Gedenk an mich in deinem Glücke,
Und wenn es dir nach Wunsche geht,
So setze nie den Freund zurücke,
Der bloß um dich in Sorgen steht!
Auch mir kann in dem besten Leben
Nichts mehr als du Entzückung geben.

Gedenk an mich in deinem Sterben!
Der Himmel halte dies noch auf,
Doch sollen wir uns nicht erwerben,
Und zürnt der Sterne böser Lauf,
So soll mir auch das Sterbekissen
Die Hinfahrt durch dein Bild versüßen.

Gedenk an mich und meine Thränen,
Die dir so oft das Herz gerührt,
Und die dich durch mein kräftig Sehnen
Zum ersten auf die Bahn geführt,
Wo Kuß und Liebe treuer Herzen
Des Lebens Ungemach verschmerzen.

Gedenk auch endlich an die Stunde,
Die mir das Herz vor Wehmuth brach,
Als ich, wie du, mit schwachem Munde
Die letzten Abschiedsworte sprach!
Gedenk an mich und meine Plagen!
Mehr will und kann ich jetzt nicht sagen.

Gewiß hatte die unverhoffte unglückliche Entwickelung seines Liebesverhältnisses einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seine Studien. Vom Anfange des Verlustes seiner Geliebten an sehen wir ihn nämlich in einer Art von Verzweiflung, sein Glück wieder zu gründen; auch läßt sich die Gleichgültigkeit, welche er gegen jede ernste wissenschaftliche Beschäftigung beweist und der Leichtsinn, womit er sein akademisches Leben von jetzt fortführt, nur aus jener Quelle, aus seiner unglücklichen Liebe erklären. Durch seine Freimüthigkeit, sein gutmüthiges Wesen und sein poetisches Talent war er bald der vertraute Genosse lustiger Brüder geworden; Dichten, Singen, Tabakrauchen, unmäßiges Trinken und Schwelgen wurde bald seine liebste, seine einzige Beschäftigung. Er geräth dadurch dermaßen in Schulden, daß er sich eine geraume Zeit vor seinen Gläubigern still verborgen halten muß. Der strenge Vater erfährt unterdessen von dem liederlichen Leben seines Sohnes und entzieht ihm von dem Augenblick an alle Unterstützung. G. lebt verborgen in der Einsamkeit, bis ihn seine Landsleute aus den Händen seiner hartherzigen Gläubiger befreien. Er findet es jedoch für rathsam, Wittenberg ganz zu verlassen und begiebt sich im Juni 1717 nach Leipzig.

In dieser Zeit vielfacher trauriger Erlebnisse fand Günthers Poesie häufigen Anlaß und Anregung; es scheint sogar, als ob sein Gemüth eines solchen Glückswechsels bedurft hätte, um durch das Gewirre äuße-

rer Erscheinungen zu einer Quelle der Ruhe und des Friedens zu werden. Und wirklich, wenn ein Dichter durch Poesie sein Leiden zu vertreiben und sich zu trösten vermochte, so that es Günther. Im Gefühle als flöh' er davon, erhascht er die frohe Stunde, hält sie fest und singt von ihr mit anakreontischem Wohlbehagen:

Daß man die frohen Stunden noch mitnehmen sollte.

(4. Ausg. S. 197.)

Das Haupt bekränzt, das Glas gefüllt!
So leb' ich, weil es Lebens gilt
Und pflege mich bei Ros' und Myrthen:
Fort Amor! wirf den Bogen hin,
Und komm mich eiligst zu bewirthen!
Wer weiß, wie lang' ich hier noch bin.

Komm, bring ein niedliches Coffee,
Komm, geuß der Sorgen Panacee,
Den güldnen Nectar in Crystallen!
Seht, wie die kleinen Perlen stehn!
Mir kann kein beßrer Schmuck gefallen,
Als die aus dieser Muschel gehn.

Mein Alter ist der Zeiten Raub,
In Kurzem bin ich Asch' und Staub:
Was wird mich wol hernach ergetzen?
Es ist als flöhen wir davon.
Ein Weiser muß das Leben schätzen,
Drum folg' ich dir, Anacreon.

Werft Blumen, bringt Cachou und Wein,
Und schenkt das Glas gestrichen ein!
Und führt mich halb berauscht ins Bette!
Wer weiß, wer morgen lebt und trinkt?
Was fehlt mir mehr? wo bleibt Brünette?
Geht, holt sie, weil der Tag schon sinkt.

Dasselbe Gefühl von der Flüchtigkeit der Zeit und von dem vergänglichen Wesen hienieden bewegt ihn, auch andere zum Genuß des Lebens einzuladen. So singt er in dem bekannten noch jetzt üblichen Studentenliede:

Studenten=Lied*).

(Steht in der 4. Ausg. S. 923—925 unter den verschiedenen Jugendproben.)

Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret;
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheret.

Unsers Lebens schnelle Flucht
Leidet keinen Zügel
Und des Schicksals Eifersucht
Macht ihr stetig Flügel:
Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleichte schnitzt man schon
An unsers Grabes Riegel.

Wo sind diese? sagt es mir,
Die vor wenig Jahren
Eben also gleich wie wir
Jung und fröhlich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren.

Wer nach unsern Vätern forscht,
Mag den Kirchhof fragen;
Ihr Gebein, so längst vermorscht,
Wird ihm Antwort sagen.
Kann uns doch der Himmel bald,
Eh' die Morgenglocke schallt,
In unsre Gräber tragen.

Unterdessen seid vergnügt,
Laßt den Himmel walten!
Trinkt, bis euch das Bier besiegt,
Nach Manier der Alten!
Fort! mir wässert schon das Maul,
Und ihr andern seid nicht faul,
Die Mode zu erhalten.

---

*) Mit der alten Melodie in Ludwig Erk, Neue Sammlung deutscher Volkslieder 3. Heft (Berlin 1842.) Nr. 29. Daselbst auch die Ramler=sche Umdichtung unter Nr. 30.

Dieses Gläschen bring' ich dir,
Daß die Liebste lebe,
Und der Nachwelt bald von dir
Einen Abriß gebe!
Setzt ihr andern gleichfalls an,
Und wenn dieses ist gethan,
So lebt der edle Rebe.

Wie er aber bei diesen Ausbrüchen wilder Genußlust sich selbst vergaß, so vergaß er auch die Würde der Poesie; er schämte und scheute sich nicht zu dichten (S. 921), „Als er einen dichten Rausch hatte," und verfaßte (S. 922) eine „Aria, als er gleichfalls zu einer andern Zeit dicht berauschet war." Wer sich das erlauben konnte, erlaubt sich mehr: wirklich gehören diesem zügellosen wüsten Universitätsleben die gemeinsten und frechsten Gedichte an, die jemals aus Günthers Phantasie ausströmten. Doch ist nicht alle Schuld dem jungen muthwilligen und leichtsinnigen Dichter beizumessen; die damalige Zeit trägt diese Schuld mit. Es war das Wohlgefallen an groben und zweideutigen Scherzen damals so allgemein, daß Günther selbst im Unwillen darüber ausruft (S. 1106):

So wandelt die verkehrte Welt,
Der jetzt kein Carmen mehr gefällt,
Worin nicht grob' und geile Sachen
Dem Leser ein Gelächter machen. —

Solche Gesinnung kann nur etwas Verführerisches haben für einen Dichter, der gefallen will und vom Gefallen leben muß, sie wird den wankenden sittlichen Sinn vollends untergraben und die bessere Ueberzeugung überall, wo sie noch heimisch ist, verjagen. Auch Günther hatte die bessere Ueberzeugung. So meint er z. B. (S. 440):

Das Ehbett ist ein Heiligthum und trägt wie ehmals Salems Tempel
Den Vorhang der Verschwiegenheit.

Aber was hilft's? bricht er doch diese Verschwiegenheit auf die frechste Weise, daß sich alles sittliche Gefühl dabei empören muß (vgl. S. 665 ꝛc.). Und wohin führt nicht zuletzt eine allzeit feile, dienstfertige Gelegenheitsdichterei? Und besonders wenn dieselbe so sehr bedingt wird durch Herkommen und Mode in Denkart und Geschmack? Günther mit seinem herrlichen poetischen Talente ist ganz preisgegeben der Geschmacklosigkeit und Frivolität seiner Zeitgenossen; er findet bei ihnen nirgend einen Halt, nirgend eine Stütze, wodurch er sich vor dem Verderbnisse und Mißbrauche der Poesie schützen könnte. Uebrigens ist ihm der Verfall der Poesie

nicht fremd; sein eignes Unglück läßt ihn mehr Antheil daran nehmen, als er selbst zugeben möchte; er weiß jedoch recht gut, von welchen Händen die Poesie gehandhabt, zu wessen Lob und Ehre sie überall verschwendet wird (S. 388):

Dies was am ärgsten schmerzt und Groll und Biß erregt,
Ist, daß der Helicon so manchen Gänsrich trägt,
Und Bauren, Magd und Knecht auch Lobgedichte kriegen,
Die jetzt in deutscher Luft mit so viel Haufen fliegen,
Als Flora Predigten, Neran Recepte stiehlt,
Als Amiantens Frau auf einen Satz verspielt,
Als Künste betteln gehn, als Knaster täglich rauchet,
Und Salvo durch ein Jahr geborgte Handschuh brauchet.

Aber das Poetenvolk ist ein zu armes, hungriges, gedrücktes Volk; kein Wunder also — (S. 389):

Dies Volk vergiebt um Brot Unsterblichkeit und Ruhm,
Setzt Aff- und Hasenfleisch in Famens Heiligthum,
Macht Schneider grob und stolz, schilt Thürmer hoch-geboren,
Und schlägt, wie Padua, oft Esel zu Doc-Thoren.

Der Mißbrauch der Poesie erzeugt ihre Verachtung und diese trifft dann auch die Poeten:

Der Mißbrauch wüthet scharf und macht uns so veracht,
Daß Jungfer, Zopf und Troß mit steifen Fingern lacht,
Daß wilder Rittersporn den edlen Lorbeer hindert
Und nirgend ein August der Musen Elend mindert.

Aehnliches schreibt er an seinen Vater (1722. S. 860):

Was die Poesie betrifft, muß ich frei heraus bekennen,
Ich empfand schon als ein Kind ihren Trieb im Herzen brennen.
Da mich nun die blinde Neigung ihr schon damals zugeführt,
Schenk' ich ihr auch noch die Liebe, die anjetzt Vernunft regiert.
Will man sie nur obenhin nach gemeiner Art betrachten,
Hat man freilich den Parnaß vor ein Grillennest zu achten;
Hochzeitreime, Todtenflüche und ein buntes Quodlibet,
Nebst erfrornen Buhlerflammen heißen zwar galant und nett,
Doch ein solcher Reimenspruch, den die Namen erst verbrämen,
Den auch Klingsohr, Frauenlob und Hans Sachsens Kunst beschämen,
Schickt sich wol dahin am besten, wo man Schöps*) und Kofent schenkt,
Oder auf den Musentrödel, wo Theranders Leier hängt.

---

*) Schöps, ein ehemals berühmtes Breslauer Bier.

Mitten unter der Schaar solcher schlechten Poeten steht Günther; ihnen gleich durch die gleiche Beschäftigung, die Gelegenheitsdichterei, sucht er sich durch seine Gesinnung und besseren Leistungen von ihnen gänzlich loszusagen (S. 394):

— dieweil ich seh' und weiß,
Ich sei viel ehr geschickt, die Dürftigkeit zu tragen,
Als durch den falschen Fuchs den Freunden nachzujagen.
Die Weisheit ist zwar nicht die Weisheit unsrer Welt;
Vordem galt deutsche Treu, jetzt gilt nur List und Geld,
Und künstlicher Betrug und vortheilhafte Tücke,
Wer neue Moden liebt, der machet so sein Glücke.
Ich bin zu grob dazu, und bleibe, wer ich bin,
Und lebe, wie ich kann, man nennt es Eigensinn rc.
Das Amt der Poesie besteht nicht im Schmarotzen rc.
Sie ist kein Mährchenkram, die Einfalt zu berücken,
Kein süßes Höllengift, die Wahrheit zu ersticken.
Sie schmückt die Weisheit aus und giebt der Tugend Zoll,
Zu welcher sie das Volk in Bildern führen soll;
Ihr Kiel entdeckt mit Recht der Laster Grund und Schande,
Und offenbart den Ruhm der Redlichen im Lande,
Ohn Abscheu vor Gefahr, ohn Absicht auf den Lohn,
Der Vorsatz treibt auch mich —

Demungeachtet war Günther durch das eigentliche Gedichte machen ganz verkommen. Wie wenig er die hohen Ansichten von der Würde der Poesie, die er hier aufstellt, befolgte, erhellt unter andern daraus, daß er mit denselben vier Strophen einmal ein Grablied (S. 610), ein ander Mal ein Geburtstagslied (S. 643) beginnen läßt.

Günther ist aber um diese Zeit noch mehr als ein Gelegenheitsdichter, der nebenbei auch aus freien Stücken von Liebe und Wein und der Flüchtigkeit des menschlichen Lebens singt. Eben jene Zeit der Befriedigung sinnlicher Wünsche und Regungen ward die Zeit der Entwickelung seines poetischen Talentes. Günther war ein Jüngling von einem feurigen und tiefen Gefühle, was in der Schule des Elends und dem Schlamme roher Leidenschaften doch nicht erlosch. In den reinsten Stunden seines Lebens, die durch den Kampf mit sich selbst und gegen das Elend hervorgerufen wurden, loderte dies Gefühl auf als eine Flamme des Lobes und der Liebe gegen Gott und ein Dankopfer für die beseligenden Verheißungen jenes Lebens.

Abendlied.

Mel. Herr, es ist von meinem Leben.

(4. Ausg. S. 75—77.)

Abermal ein Theil vom Jahre,
Abermal ein Tag vollbracht!
Abermal ein Brett zur Bahre
Und ein Schritt zur Gruft gemacht!
Also nähert sich die Zeit
Nach und nach der Ewigkeit;
Also müssen wir auf Erden
Zu dem Tode reifer werden.

Herr und Schöpfer aller Dinge,
Der du mir den Tag verliehn,
Höre, was ich thränend singe,
Laß mich würdig niederknie'n!
Nimm das Abendopfer hin,
Das ich heute schuldig bin!
Denn es sind nicht schlechte Sünden,
Welche mich dazu verbinden.

Treuer Vater, deine Güte
Heißet überschwenglich groß,
Drum erquicke mein Gemüthe,
Sprich mich ledig, frei und los!
Gieb der Buße stets Gehör!
Denn dein Knecht verspricht nunmehr,
Dein Gesetze, deinen Willen
Nach Vermögen zu erfüllen.

Das Verdienst der vielen Wunden,
Die mein Heiland scharf gefühlt,
Hat in seinen Todesstunden
Deine Zornglut abgekühlt.
Schweig, wenn dieses Lösegeld
Meiner Schuld die Wage hält,
Und beschicke mich im Schlafe
Durch kein Aufbot deiner Strafe!

Laß mich an der Brust erwarmen,
Die am Kreuze nackend hing!
Wiege mich in dessen Armen,
Der den Schächer noch umfing!

Stelle mir der Engel Chor
Als die beste Schildwacht vor!
Satan möchte sonst ein Schrecken
In der Finsterniß erwecken.

(Die 4 folgenden Strophen ausgelassen.)

Am XVI. Sonntage nach Trinitatis.

(4. Ausgabe. S. 33—55.)

Evangelium Luc. VII, 7. ff.

Im Thor zu Nain traf der Herr
Mit seiner großen Menge,
Die ihm von weitem nachgefolgt,
Ein volkreich Leichgepränge,
Hier war ein lieb= und einzler Sohn
Der Mutter ausgetragen,
Der dieser Tod ihr Wittwenherz
Von neuem wundgeschlagen.

Der Herr ersah das arme Weib
Und brannte vor Erbarmen,
Und sagte freundlich: Weine nicht!
Der Glaube hilft den Armen.
Er trat hinzu, ergriff den Sarg,
Die Träger stunden stille;
Da sprach er: Jüngling, heb dich auf,
Dies ist des Höchsten Wille.

Der Todte stund und redete,
Und ward der Mutter wieder.
Ein Schauer aber heil'ger Furcht
Durchlief der Leute Glieder:
Sie priesen Gott, daß ein Prophet
In Jacobs Segenslanden,
Die Gott so gnädig heimgesucht,
Von neuem auferstanden.

Des Jünglings Leichnam lehret uns
Auf seiner Todtenbahre,
Wie schnell der Jugend Frühlingsluft
Nach Art der Ros' entfahre,

Die unter Morgenroth und Thau
Gemüth und Blick vergnüget,
Und durch den heißen Mittagswind
Verwelkt vom Stocke flieget.*)

Zuruf eines seligen Kindes aus der Ewigkeit an seine hochbetrübte Eltern.

(4. Ausg. S. 231.)

Crönt, werthen Eltern, meine Leiche
Mit Myrthen, Rosen und Jesmin,
Und laßt die schönsten Blumensträuche
Auf meiner frühen Bahre blüh'n,
Nachdem der Engel Siegeswagen
Mich in's gelobte Land getragen.

An mir ersaht ihr mit Erbarmen
Den schwersten Kampf der letzten Noth;
Es rungen die geschwächten Armen
Mit Jammer, Unruh, Angst und Tod,
Und durch die abgezehrten Glieder
Lief Schmerz und Elend hin und wieder.

Riß damals euer Herz in Stücken
Und wollt euch aller Trost entfliehn,
Da meiner Finger scharfes Zücken
Der Eitelkeit zu winken schien,
So gebt euch jetzo nur zufrieden,
Das Elend ist mit mir verschieden.

Laßt Perlen statt der Thränen fallen,
Die Unschuld braucht sie in mein Kleid.
Ach! hörtet ihr die Lieder schallen,
Woran sich jetzt mein Herz erfreut,
Ihr würdet euch des Klagens schämen
Und um mein Glücke wol nicht grämen.

Was hätt' ich euch für Müh und Kummer
Vielleicht auf Erden noch gemacht,
Wofern mich nicht der letzte Schlummer
So zeitig in die Ruh gebracht!
Wie mancher Sorgen und Beschwerden
Entladet euch mein Grab auf Erden!

---

*) Strophe 4. 6. 7. sind weggelassen.

Jetzt bin ich der Gefahr entflogen,
Womit die List der bösen Welt,
So wie des wilden Meeres Wogen
Die Jugend oft in Abgrund schnellt;
Jetzt kann mich weiter nichts verführen,
Ihr aber mich nicht mehr verlieren.

Leg' also dem entseelten Leibe
Das Kleid der grünen Hoffnung an;
Denn weil ich euch zum Zeitvertreibe
Auf Erden nicht mehr dienen kann,
So werd' ich hier bei Salems Schätzen
Euch einmal desto mehr ergetzen.

Liegt irgendwo in eurer Kammer
Ein Spielwerk oder Kleid von mir,
So denkt dabei an meinen Jammer,
Mit diesem Troste: Fort von hier!
Von hier, wo Herrlichkeit und Leben
Mein nicht mehr schwaches Haupt umgeben.

Hier wird die eingefallne Scheitel
Mit Glanz und Klarheit angefüllt;
Bei euch ist aller Reichthum eitel
Da hier mein Wechsel ewig gilt,
Mein Wechsel, der nach wenig Tagen
Den besten Wucher eingetragen.

Es rührt mich weder Qual noch Schrecken
In Gottes weiser Allmachtshand;
Was wir hier hören, sehn und schmecken
Ist euren Sinnen unbekannt —
Ach! gönnt doch eurem lieben Sohne
Die Freiheit vor des Lammes Throne!

Lobt den, durch dessen Vatergüte
Mein zeitlich Kreuz so bald vergeht,
Und glaubt, daß mein getreu Gemüthe
Vor Gott euch euer Lob erhöht.
Hier rühm ich mit dem reinsten Triebe
Die Sorgfalt mir erwiesner Liebe.

Mit diesem Danke nehmt für Willen,
Und seht mir in den Himmel nach,
So wird sich alle Wehmuth stillen,
Womit ich euch das Herze brach.
Lebt wohl, und wünscht ihr mehr zu hören,
So kommt fein bald zu unsern Chören.

Wie ein ausgebildeter Dichter, dem weiter nichts fehlt als Glück, trat Günther im Sommer 1717 in Leipzigs Mauern ein. Der Ruf von seinen poetischen Leistungen verschaffte ihm bald viele Freunde und Gönner und erwarb ihm die Freundschaft eines Mannes, dem Günthers Bestes zu befördern recht am Herzen lag: es war der damals weltberühmte Leipziger Professor, Königlicher Rath und Historiograph Johann Burchard Mencken. Die Theilnahme eines solchen bedeutenden Mannes konnte nicht ohne günstige Wirkung bleiben. Günther sucht durch Fleiß und sittliches Betragen den Erwartungen und wohlmeinenden Rathschlägen seines hohen Gönners zu entsprechen. Bald aber verliert sich bei längerem vertrauten Verkehre seine große Ehrfurcht; er verläßt den guten Weg zu gründlichen praktischen Kenntnissen — er hatte sich nämlich abermals seit einiger Zeit mit Medicin beschäftigt, — und führt, nur mit mehr Mäßigung, sein altes Wittenberger Studentenleben wieder fort. In dem Maße wie sein Unwille gegen die Medicin wuchs, steigert sich seine Liebe zur Poesie. Da er nun gar noch die beifälligen Beurtheilungen Mencken's hört, so findet er darin neue Aufforderung, weiter zu dichten, und eine gewisse Rechtfertigung vor sich selbst, wenn er das Studium der Medicin vernachlässigt, was ihm bisher weder Freude machte noch den Haß seines Vaters zu beschwichtigen im Stande war. Das Jahr 1718 kommt heran, Günther ist auch jetzt wie vorher gezwungen, auf Broterwerb zu sinnen; seine Retterin in der Noth muß auch jetzt wieder die Poesie sein. Er dichtet in seinem und anderer Namen, wie man es wünscht, und für jeden, der sich durch Geld oder sonstige Unterstützung den Namen eines Gönners zu erwerben weiß. Solcher Gönner hatte er schon lange bedurft; jede Unterstützung seines unerbittlichen Vaters blieb seit Jahr und Tag aus und jetzt im Frühlinge dieses Jahrs verschwindet nun vollends die letzte Hoffnung darauf. Bei einer Feuersbrunst zu Striegau geht auch das Haus des alten Günthers und somit sein ganzes Vermögen in Rauch auf (S. 868):

> Unterdessen schien der Schickung dies dein Armuth noch zu reich;
> Den durch ein und dreißig Jahr schlecht genug erworbnen Segen
> Mußte kaum ein halber Tag plötzlich in die Asche legen.

Fern von seiner Heimath, verbannt aus dem Herzen seines Vaters, seinen Verwandten und Freunden entfremdet, fühlt er sich recht verlassen; und dennoch scheint ihn mehr das Unglück der Seinigen, als sein eignes zu bewegen, wenn er so dasitzt ohne Tröstung, ohne Hoffnung und den letzten Schlag des Schicksals voll Ruhe und Geduld erwartet (S. 570):

O daß mein Seufzen nicht die Flamme dämpfen mag!
Haß, Unruh, Aergerniß, Gefahr, Verlust und Wachen,
Verstellter Freunde Spott und Anverwandten List
Vermochten sonst mein Haupt so mürbe nicht zu machen,
Als jetzo, da die Glut ihr letzter Beistand ist.
Ein wahrer Schmerz verstummt, und sagt nicht, was man fühlet;
Ich schweig' und denke nur: der Donner fahre zu!
Er trifft ein weiches Herz, auf dem sein Grimm verspielet,
Und stört mir nun nicht mehr die stille Seelenruh.
Dies Kleinod hoff' ich mir durch Weisheit anzuschaffen;
Ein Spötter kitzle sich, ich gönn' ihm seinen Wurm,
Und nehme die Geduld, den Harnisch aller Waffen:
Wer so am Ufer sitzt, belacht den fernen Sturm.

Günther konnte auch ruhiger sein; sein poetisches Talent eröffnete ihm um diese Zeit neue glänzende Aussichten. Er hatte lange schon gefühlt, daß die gewöhnliche Stadt- und Familienpoesie nur augenblicklichen Beifall erwarb und ihr karger Gnadensold nur auf wenige Tage oder Wochen ausreichte. Er unternahm daher, besonders auf Mencken's Ermunterung, nun einmal einen Gegenstand von allgemeinem Interesse poetisch zu bearbeiten und wählte dazu den in diesem Jahre zwischen Oesterreich und der hohen Pforte abgeschlossenen Passarowitzer Frieden. Diese Aufgabe löste Günther nach dem Urtheile damaliger Kritiker ganz vollkommen und das Gedicht galt lange Zeit für eins der allervollendetsten, die je in deutscher Sprache ans Licht traten. Besonders bezeugte Mencken dem Verfasser ein sonderbares Vergnügen darüber, weil das Gedicht so überaus nette gemacht sei. Durch seine Vermittelung fand Günther Gelegenheit, es beim Wiener Hofe anzubringen. Leider aber kam von dorther nur Lob und sonst nichts für den armen Günther heim und doch hatten Eugen und Karl bisher von keinem deutschen Dichter eine so schöne poetische Verherrlichung erfahren. Das Gedicht hebt an (S. 123):

Eugen ist fort. Ihr Musen, nach!
Er steht, beschleußt, und ficht schon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert er so Gränz' als Glieder.
Sein Schwert, das Schlag und Sieg vermählt,
Und wenn es irrt, aus Großmuth fehlt,
Gebiert dem Feind ein neues Schrecken,
Und stärkt der Völker Herz und Macht,
Die unter Adlern, Blitz und Nacht
Die Flügel nach dem Monden strecken.

Dieser Anfang hat etwas Ueberraschendes, Hinreißendes; die zweite Strophe unterbricht die Bewunderung, die wir eben dem Dichter zollten; sie enthält Ausdrücke, die nur nach der damaligen Dichtersprache für schön galten:

Die Wahlstatt ist noch naß und lau
Und stinkt nach Türken, Schand' und Leichen.
Wer sieht nicht die verstopfte Sau (Fluß)
Von Aeßern faul und mühsam schleichen?

Die dritte Strophe schließt sich wieder würdig an die erste an:

Es schnaubt des Ueberwinders Roß,
Es schäumt und riecht den Streit von fernen.
Das Glücke mengt sich in den Troß,
Um von Eugen Bestand zu lernen.
Die Luft ertönt, das Ufer bebt,
Der Reuter brennt, das Fußvolk strebt
Den wilden Haufen anzurennen;
Und wer nicht schärfer sinnt als sieht,
Der dürfte, wenn die Mannschaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Herze nennen.

Es läßt sich voraussehen, daß ein solches lyrisches Feuer auch bei dem größten lyrischen Dichter auf 50 zehnzeilige Strophen nicht vorhält. Auch Günther ermattet bald, er wird kalt und langweilig; selbst die gelungenen Stellen können dafür keinen rechten Ersatz gewähren. Uebrigens kommen mehrere einzelne Züge vor, die recht aus dem Leben gegriffen und mit sprechender Wahrheit geschildert sind, z. B. (S. 129):

Dort spitzt ein voller Tisch das Ohr,
Und horcht, wie Nachbars Hans erzähle;
Hans ißt und schneidet doppelt vor,
Und schmiert sich dann und wann die Kehle.
Da, spricht er, Schwäger, seht nur her!
Als wenn nun dies die Donau wär,
(Hier macht er einen Strich von Biere,)
Da streiften wir, da stund der Feind,
Da ging es schärfer als man meint,
Gott straf! ihr glaubt mir ohne Schwüre.

Dieser Preisgesang (S. 123—137) begründete Günthers Ruhm, Günther steht von jetzt an in Reih und Glied mit den ersten Dichtern jener Zeit. Durch fleißiges Studium des Schönen, ja schon durch eine gewisse Entwöhnung von Vielem, was für schön galt, hätte er leicht mehr werden können, als seine übrigen dichtenden Zeitgenossen. Einzelne

Bemerkungen mögen aber hier abermals zeigen, daß er seinen Zunftbrüdern in vielen Dingen gleichstand, so sehr er sie auch in Manchem übertraf, daß er ihnen durch Wahl des Stoffs, im Gebrauch der Bilder und Gleichnisse der poetischen Sprache und in Anwendung der Versarten mehr angehört, als sein höheres Talent hätte zugeben müssen.

Günther dichtete geistliche und weltliche Lieder, Satiren, Episteln, einige Epigramme und Cantaten und ein Schauspiel. Die Satiren und Episteln sind meist alle so weitschweifig und wegen der vielen eingewebten persönlichen Bezüglichkeiten von so geringem Interesse, daß die wenigen gelungenen Schilderungen und kräftigen Sitten- und Tugendlehren für ihre Lesung nicht entschädigen können. Dagegen zeichnen sich die eigentlich lyrischen Stücke vor allen übrigen aus, besonders die weltlichen Lieder und Oden. Die Mannigfaltigkeit des Stoffes ist nicht groß: Liebe, Wein, Vergänglichkeit der Zeit, Tabak und eigenes Unglück sind der gefeierte Inhalt der meisten Lieder. Die Liebe besonders ist innig verbunden mit seiner Poesie; ohne Liebe, meint er, giebts keine Poesie (Nachl. S. 235):

„Mein Gönner, tadle nicht die Schwachheit zarter Brände,
Wer Lieb' und Brunst nicht kennt, der kann kein Dichter sein."

Darum kommt es auch der Poesie zunächst zu, diese ihre angenehme Abhängigkeit von der Liebe zu feiern (S. 175):

Schönen Kindern Lieder singen,
Ist das Amt der Poesie,
Und vor sie die Laute zwingen
Nichts als angenehme Müh,
Denn der Strahl von ihren Kerzen
Zündet Glut und Geister an,
Daß man bei galanten Scherzen
Desto netter spielen kann.

Günther hat bis an seinen Tod in den mannigfaltigsten Weisen von der Liebe gesungen, eben weil er bis an seinen Tod von der Liebe singen konnte. Jeder andere Gegenstand beschäftigte ihn nur gelegentlich und kurze Zeit. Nur als Student unter unersättlichen Tabaksbrüdern konnte er sich wünschen:

Epheu krönt Poeten,
Doch um meine Flöten
Soll Tobackskraut blüh'n.

und dem edlen Kraute ein 22strophiges Lied widmen, was mit dem possierlichen Fluche schließt (S. 917):

Junge, schneide Knaster!
Dieses Lebenspflaster
Ist ein Polychrest.
Dem, der uns nicht rauchen läßt,
Soll anstatt der Nerv und Flachsen
Ein Tobacksstrunk wachsen!

So rein und edel Günther's Sprache in seinen spätern Gedichten meistens ist, so kann er sie doch vor den Einflüssen der Zeit nicht schützen. Wie die Perücken und Reifröcke mit allen ihren Anhängseln im geselligen Leben sich jedem aufdrängen, so auch alles, was damals unter Galant und Nett verstanden ward. Zu Anfange des 18. Jahrh. bildete sich in Deutschland eine Dichtersprache, die eben etwas so gemachtes und geziertes war, wie alles was Sitte, Mode und Geschmack heißen konnte. Auch Günther hat diese Dichtersprache großen Theils angenommen, er gebraucht als nette Ausdrücke: Kiel f. Feder, Faust f. Hand, bekleiben f. bleiben, schmeißen f. werfen, und bedient sich vieler galanter Beiwörter, z. B. ungemeine Braut, ungemeiner Geist, kluges Kind, angenehmes Kind, werthes Licht, gelehrte Sehnsucht, theure Faust, müder Kiel, kluger Kuß, güldne Andacht, grün Gedächtniß, abgereifter Witz, vergnügte Sclaverei; (S. 378):

Ich stimme Flöt' und Darm, ich ändre Text und Weisen,
Und schelt' auf meinen Kiel, anstatt dein Lob zu preisen;
Die Leier klingt verstockt.

Auch einige Spielereien jener Zeit sind ihm geläufig, z. B. die Akrostichen. Einmal kommt sogar vor (S. 613) ordentlich gedruckt, als ob es zitterte:

Es zittern Faust und Kiel, dies weist sich aus der Zeile.

An verfehlten Gleichnissen ist auch kein Mangel, z. B. (S. 620):

Ach, welchen Wolkenbruch wird nicht dein Auge schütten,
Wenn es den süßen Rest des leeren Kleides sieht?

oder (S. 872):

War die Arbeit der Geburt nicht dem schweren Ziegelstreichen
Des bedrängten Israels in Egypten zu vergleichen?

In Uebertreibungen der Art schweift er nicht selten aus. Sein berühmtes Gedicht auf den Frieden v. J. 1718 schließt er mit der allerunterthänigsten Bereitwilligkeit zu Karls VI. Lobe:

Ich, Herr! dein tiefster Unterthan
Will, bleib' ich auch im Staube sitzen,
Noch mehr auf deiner Ehrenbahn
Als vor dem Elendsofen schwitzen.
Verstoß mich an den kalten Bär,
Ich geh' und gern, und find' ein Meer,
Dein Lob in ewig Eis zu schreiben;
Denn weil mir Augen offenstehn,
Soll Karl und Tugend und Eugen
Die Vorschrift meiner Musen bleiben.

In seiner Versification liebt Günther einfache Versarten und ist darin glücklich; er findet gewöhnlich das Passende für seinen Gegenstand. Seine Reime sind meist rein; Reime wie größer: Gewässer und Mund: gewohnt (S. 126) scheinen bei seiner sonstigen Gewandtheit unbegreiflich, sind aber wirklich vorhanden. Leider hat auch er die Alexandriner lieber als man von seinem feurigen raschen Sinne erwarten sollte. In einigen Gedichten hat er jedoch ihren langsamen Gang durch Einführung männlicher Cäsuren zu beleben gewußt.

Mit Gelehrsamkeit in seinen Gedichten zu prunken, besaß er mehr Kenntnisse als viele seines Gleichen, er verschmäht es aber in der Regel. Wenn er sich jedoch dazu verleiten läßt, so hält er sich lieber an rein biblische als mythologische Beziehungen. Offenbar ward hierin seine Wahl und sein Geschmack bestimmt durch Benjamin Schmolck, einen Mann, den er von Jugend auf sehr liebte und verehrte. Viele Gleichnisse und Wendungen in den Güntherschen Gedichten ernsteren Inhalts erinnern ganz an diesen berühmten schlesischen Gottesgelehrten und Liederdichter, z. B. (S. 873):

Mesech giebt kein Bürgerrecht und in Kedar wohnt nur Tücke,
Gosens Fleischtopf sättigt nicht, drum gedenke nie zurücke;
Wer nach Escols Trauben lechzet, der muß Sodoms Frucht verschmähn,
Und der Sand des rothen Meeres läßt uns wenig Perlen sehn.
Jetzt bringt dir ein Quintchen Last einen Lohn von hundert Pfunden,
Da der Tod dein Josua dich durch des Erlösers Wunden
Jenseit des erreichten Jordans in das Land der Freiheit führt,
Gegen dem auch Ophirs Insul den beschrienen Werth verliert.

Auch ohne alle Gelehrsamkeit hätte Günther den Anforderungen der damaligen Kunstrichter genügen können. Seine Phantasie war lebendig und schöpferisch, und selbst dann noch gesund, als schon schwere Krankheiten seinen Körper heimsuchten. Ueberdem verband er mit der großen Fertigkeit zu versificieren in seinen spätern Jahren ein mühsames Stu-

dium, vollendete Gedichte hervorzubringen. Er war aber und blieb zeitlebens in den Regeln der damaligen Kunstrichter befangen, und selbst seine besten Leistungen sind nicht ohne einen Beischmack, den ihnen die damalige schulgerechte Geschmacklosigkeit eingehaucht hat. Wie gewaltsam die poetischen Anforderungen jener Zeit auf jeden Dichter wirkten, lehrt auch Günther; er glaubt bei allem seinem ängstlichen mühevollen Streben nach Vollendung doch noch nicht den Schöngeistern zu genügen (S. 386):

Was kostet's nicht vor Schweiß, vor Unruh, vor Geduld,
Bevor uns die Natur den Einfluß ihrer Huld
In Geist und Feder senkt? Was hat man nicht zu lecken,
Wenn unsre Clarien nur Mißgeburten hecken?
Man lauret, sitzt und sinnt, verändert, schreibt, durchstreicht,
Schmeißt Silb' und Reim herum, versetzt, verwirft, vergleicht,
Eh Wörter und Begriff so wahr als zierlich passen,
Und in des Lesers Ohr ein gründlich Etwas lassen.
Doch wenn es unser Fleiß auch noch so schön gemeint
Und nachmals vor der Welt mit Sorg' und Furcht erscheint,
So wird er oft so kahl und obenhin gelesen,
Als wär' es ein Gebet vom Habermann gewesen.
Kein Blick erreicht den Geist, der in Gedanken lebt,
Kein Mund entdeckt die Kraft, womit das Beiwort strebt,
Und Niemand kennt noch schätzt die Ordnung im Verbinden,
Da hundert gegentheils noch tausend Splitter finden.
Was hört' ich manchmal nicht vor Thorheit oder Neid,
Wenn ungefähr mein Kiel ein Tagewerk verstreut?
Da kriegt das Maul zu thun, da schwatzt ein Tisch voll Richter,
Da schiert und foltert man den unbekannten Dichter &c.

Günther's poetisches Talent scheint jedoch viel bedeutender gewesen zu sein, als es sich in den vorhandenen Erzeugnissen giebt. Wir lernen es nur in einer merklichen Beschränkung kennen, woran es sich aus freier Wahl und Zwang gewöhnte; es bewegt sich nur in einem kleinen Kreise von Gefühlen und Dichtungsarten. Was übrigens das Fehlende, also das Unentwickelte oder absichtlich Vermiedene an diesem Talente ist, läßt sich schwer bestimmen. Für das Komische z. B. scheint Günther weder Neigung noch Beruf gefühlt zu haben. Er hat auch wirklich nur einmal etwas Komisches angebracht: in dem Schauspiele, Die von Theodosio bereuete Eifersucht, ist Polylogus ein komischer Charakter, der aber doch nur in einen Lustigmacher von ganz gewöhnlichem Schlage ausartet. Das Witzigste was er sagt, kann zugleich für das Witzigste gelten was jemals unser Dichter geäußert hat (S. 1035):

„Ja, ja, das wäre mir eins, welches der Henker hieße. Was bildet sich der Junker wol ein? Er denket gewiß, Polylogus sei ein Narr. Ja, wenn er henken wollte. Nein, um den Hals bin ich zu kitzlicht und wie leichtlich könnte ich sterben, wenn ich zu sehr lachte und dann gäbe mir jene Jungfer für mein Leben keinen Dreier. Polylogus henken? Nein, das Bier ist ein besser Element für mich als die Luft. Je! risse ich mir doch am Halse doppelt ab, was ich mir an Schuhen ersparte! Nein! hoffärtig bin ich nicht, daß ich solche Erhöhungen begehren sollte ꝛc.“

Alle diese Fehler und Gebrechen, die sich uns bei manchen andern Dichtern immer wieder als lästige Zugabe aufdringen würden, erscheinen bei Günther gemildert durch die heiße und treue Liebe, welche er im Glück und Unglück gegen die Poesie hegte. Schon im J. 1714, also noch in Schweidnitz, schrieb er einem guten Freunde (S. 1098):

O höchst beglückter Tag! der meine Dichterflöten
Das erste Mal gehört — der Hunger mag mich tödten,
Das Schwert erwürge mich, dem Feuer mag der Leib
Anstatt der Nahrung sein, wenn nur mein Zeitvertreib,
Das edle Harfenspiel, die Seele meines Lebens,
Nicht in dem Tode stirbt, so hab' ich nicht vergebens,
So hab' ich nicht umsonst mich um den Kranz erhitzt,
So manch Papier befleckt, so manch Papier beschmitzt,
So manchen Kiel verstampft —

Auch in den Jahren der Noth und des Elends vernehmen wir dieselbe Stimme (Nachl. S. 234):

Ich bleibe was ich bin, und bleib' ich auch verlassen,
So schmeck' ich den Genuß gelehrter Einsamkeit,
Die, wenn mich Glück und Freund und Geld und alles hassen,
Mir auch bei Salz und Brot viel Selbstvergnügung weiht.
Wenn andern Pferd und Tanz die starken Wechsel mindert,
Wurf, Totos und Bricoll den halben Schlaf entführt,
Ein schöner Tag auf's Dorf den Sommerfleiß verhindert,
Und Gondel und Musik Gefahr und Neid gebiert:
So sitz' ich bald daheim, bald aber in dem Grünen,
Und Phöbus und mein Kreuz, sonst niemand neben mir,
Da muß mir oft die Noth zum Seelenfrieden dienen,
Denn, wenn die Muse schilt, weicht aller Schmerz von hier.

Und kurz vorher (Nachl. S. 232):

Ich hab' es stets gehört und leider selbst erfahren,
Wie wenig unsre Zeit den armen Künsten giebt.
Kein Joseph findet sich in ihren Theurungsjahren,
Kein Ludwig, dessen Ruhm ihr kluges Spielen liebt.

Nichts desto weniger entzückt mich noch ihr Scherzen,
Und selbst mein Ungemach bringt manchen Einfall bei,
Verschwör' ich sie gleich oft, so geht es nicht von Herzen,
Denn weil der Mund noch flucht, so schreibt die Hand auf's neu.

Eine Kunst, die so früh, so lange und so leidenschaftlich geliebt und geübt wird, wie Günther beides that, muß nothwendig endlich die Hauptrichtung aller geistigen Thätigkeit werden. Sie ward es auch bei Günther. Die Medicin dient ihm nur, um seinen Aerger und Spott daran auszulassen. Bei einer Doctorpromotion 13. October 1718 äußert er sich unter anderm über sie (S. 382):

— Ist irgend eine Kunst,
In welcher Thorheit, Zank, Verwirrung, Haß und Dunst,
Und Wahn und Vorwitz herrscht, so ist es in den Schulen,
Wo Bader und Barbier mit Meditrinen buhlen ꝛc. und weiter (S. 383):
— Man dörrt so Kraut als Stiel,
Man schindet Baum und Thier, man prägelt, brennt und röstet
Fett, Erz und Mumien; man zweifelt, wagt und tröstet,
Bis daß die Seel' entfährt ꝛc.

Dennoch trug seine beinah ausschließliche Beschäftigung mit der Poesie vom Herbst 1718 bis in den Sommer 1719 keine Früchte, die der berühmten Friedensode gleich gekommen wären; nichts als Gelegenheitsgedichte und darunter nur eins, was blos wegen seines hohen Gönners, den es verherrlicht, genannt zu werden verdient. Am 27sten April 1719 war J. B. Mencken zum vierten Male Rector magnificus geworden. Günther benutzt das Ereigniß, den berühmten Mann aus Dankbarkeit in den Himmel zu erheben; besonders hat er es auf Menckens Poesie abgesehen (S. 738):

Du bist auch eher nicht ein Werk vor meinen Kiel,
Als bis mich etwan selbst dein nettes Saitenspiel,
Worein man sich verliebt, die reinen Tone lehre,
Und bis mein Fleiß die Kunst von deinem Stimmen höre,
Dem zu Gefallen oft der Zephyr leiser geht,
Die Blätter ruhig sein, die frohe Pleiße steht,
Und Ufer, Gärt' und Thal den Dank zurücke schicken.

Günther hatte mehr als eine Ursache, sich dankbar gegen Mencken zu erweisen. Dieser einflußreiche Mann war vielfach bemüht gewesen, dem Dichter ein besseres Loos zu bereiten. Wie väterlich er's meinte, lehrt die dringende Empfehlung des armen Dichters beim sächsischen Hofe. Friedrich August, der bekannte genußsüchtige und prachtliebende König,

hatte einen Menschen begehrt, der bei allen festlichen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes was Poetisches aufsetzen könnte, d. h. einen Hofnarren, lustigen Rath oder, wie man es damals Anstands halber nannte, Ceremonienrath. Günther ging in Folge dieser Empfehlung im Sommer 1719 nach Dresden. Anfangs entsprach er den Erwartungen des Hofes, zeigte sich fein und galant und vollführte mit Geschick, was ihm als Aufgabe gestellt war. Bald aber verfiel er wieder in seine alte Lebensweise, die zum Hofleben schlecht paßte; er beleidigte dadurch und durch seine satirischen Einfälle die Schaar der Höflinge. Diese, in der Angst, sie möchten noch mehr von Günther leiden und gar durch ihn aus der Gunst ihres Herrn verdrängt werden, sannen auf Mittel und Wege, Günthern in Ungnade zu bringen. Das gelang denn auch sehr leicht. Eines Tages soll Günther beim Könige seine Aufwartung machen. Auf dem Wege dahin nöthigt man ihn, einen Ehrentrunk zu thun. Er giebt mäßigen Bescheid, wird aber vom Trunke gänzlich berauscht. Man wollte damals wissen, es sei etwas Betäubendes unter den Wein gemischt worden. Sprachlos tritt Günther vor den König, sprachlos steht er vor ihm, sprachlos entfernt er sich wieder und alles nicht aus blöder Demuth, wie er nachher es nannte, sondern trunkener Weise. Der böse Anschlag seiner Feinde ist gelungen, die Gnade des Königs für immer verscherzt. Wie er nun aus seinem Rausche erwacht, sieht er sein Glück zertrümmert, aber geblieben ist ihm genug, ihm blieb seine Liebe, seine Poesie und das Gefühl seines eigenen Werthes. In freudigem Bewußtsein dieser Güter singt er am 10. August:

Ode.

Dresden den 10. August 1719.

(4. Ausg. S. 181. 182.)

Euch, Musen, dankt mein treu Gemüthe,
Wofern ich etwas galt und bin;
Der Lorbeer eurer reichen Güte
Grünt jetzt schon auf die Nachwelt hin.
Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Gesäugt, geführt, geschützt, ernährt
Und, wenn mir Freund und Trost entgangen,
Dem Herzen allen Gram verwehrt.

Nun mögen andre meines Gleichen
Aus Ehrgeiz mit nach Ungarn gehn
Und bei des Adlers Siegeszeichen
Geschlecht und Stand und Glück erhöhn:

Ich schmeichle keiner großen Zofe,
Ich bete keinen Götzen an,
Der irgend Leute von dem Hofe
Nach Willkür ziehn und werfen kann.

Ein Lager an den grünen Flüssen
Ergetzt mich in gelehrter Ruh;
Hier kann ich alle Noth versüssen,
Hier richtet niemand was ich thu;
Hier spiel' ich zwischen Luft und Bäumen,
So oft die Sonne kommt und weicht,
Und ehre die in meinen Reimen,
Der nichts an Treu und Schönheit gleicht.

Sprecht mehr, ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich halte nichts von Lob und Ruhm,
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit ins Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln,
Es gilt mir beides einerlei:
Wen wahre Lieb' und Weisheit adeln,
Der ist allein von Sterben frei.

Die Liebe war ihm abermals eine neue Quelle des Trostes und belebender Hoffnung geworden; er durfte seine Leonore wieder lieben, schon seit längerer Zeit war sie Wittwe. Günther hatte nie das alte Liebesverhältniß mit ihr vergessen können, er hatte in seinem Herzen die alte Liebe bewahrt, genährt und endlich zu einer stillen hohen Verehrung erhoben. Darum hatte denn auch ein herzlicher theilnehmender Verkehr zwischen ihm und Leonore schon früher wieder statt gefunden. Als ihr Söhnchen Karl starb, sendete ihr Günther ein Trostschreiben, was eins der schönsten Zeugen von Günther's gutem, treuem Herzen ist. Er muß ihr wieder leise sagen, was er so oft früher laut verkündete (S. 824):

Ist auf der Welt ein Weib, an dem mir unter allen
Witz, Tugend und Person im Herzen wohlgefallen,
So ist es, laß mir hier ein frei Bekenntniß zu,
Ein Bild von seltner Art, und welches sonst, als du?

Er fordert sie auf zu einem Freundschaftsbündnisse (S. 825):

Wir wollen unter uns ein Seelenbündniß machen,
Dein Leiden sei mein Leid, dein Scherzen sei mein Lachen.

Der Ursprung und die Aeußerung solcher Freundschaft ist wechselseitig. Wer sein Herz fragt, dem giebt es zur Antwort:

Daß manch verborgner Trieb, man weiß oft selbst nicht wie,
Zwo Seelen unverhofft geheim zusammenzieh.
Dies ist der stumme Bund, den niemand wehrt und hindert,
Und dessen starke Glut Gesetz und Macht nicht mindert;
Dies ist der schönste Zug, der schon im Blute steckt,
Und der sich alsobald durch Aug' und Mund entdeckt.

Weggestoßen aus der Bahn zu einem zweifelhaften Glücke, freut er sich eines sicherern, die Liebe rüstet ihn selbst mit Tapferkeit und Hoffnung, und mit diesen Waffen soll er ihren Himmel gewinnen (S. 298):

Die Liebe schenkt aus güldnen Schalen
Mir einen Wein zur Tapferkeit,
Sie spricht mir guten Sold zu zahlen,
Und schickt mich in den Unglücksstreit.
Hier will ich kriegen,
Hier will ich siegen;
Ein grünes Feld
Dient meinem Schilde
Zum Wappenbilde,
Bei dem ein Palmenbaum zwei Anker hält.

Schon fühlt er die alte Liebe wieder (S. 300):

Ja, ja, ich fühle schon die Rückkunft erster Triebe,
Mein Blut erinnert sich der damals reinen Treu,
Es wallt und jauchzt vor Lust und wählt die alte Liebe,
Damit sie dermaleinst des Ehstands Himmel sei.

Ueberall begleitet ihn das Gedächtniß seiner Leonore:

Und wo ich reise, wohn' und bin,
Da folgt mir dein Gedächtniß hin.

Sie lebt jetzt in Borau bei Schweidnitz. Sobald der Dichter ihren Aufenthalt weiß, sendet er ihr ein Lied mit tausend heißen Küssen (S. 269):

Die Gegend, wo ich jetzund dichte,
Ist einsam, schatticht, kühl und grün,
Hier hör' ich bei der schlanken Fichte
Den sanften Wind nach Leipzig ziehn,
Und geb' ihm allzeit brünstiglich
Viel tausend heiße Küss' an dich.

In diesem Liede vom 22. August 1719 spricht Günther noch einige Hoffnung aus, sein am Hofe verlornes Glück am Hofe wieder zu finden:

Das Glücke spielt mir tausend Possen
Und lockt mich auf des Hofes Eis,

Ich folg' ihm klug und unverdrossen,
So gut ich seine Tücke weiß;
Die Vorsicht leite, wie sie will,
Ich halt' in allen Wettern still.

Wirklich hatte er jetzt einen Schritt gethan, die Gnade des Königs wieder zu erwerben. In einer „allerunterthänigsten Lobschrift auf Ihro Königlichen Majestät in Polen 2c. 2c. Friedrich Augusti unvergleichliche Thaten (S. 709 — 719) —" sucht der gefallene Poet in pomphaften Alexandrinern zehn gedruckte Seiten hindurch dem hohen Helden ein Erbarmen für sich einzuflößen. So sehr er lobt, so kläglich er thut, z. B. (S. 717):

Ach! warum klagt allein die arme Poesie?
Sie kömmt, sie fällt und faßt dein väterliches Knie,
Und weint dich freundlich an, und sucht in deinen Armen,
Und sucht und hofft es auch, ein königlich Erbarmen;
Sie irrt verwaist herum, kommt nirgends an und ein,
Und muß in deutscher Luft des Glückes Schauspiel sein:
Man drückt sie in der Stadt, man spottet ihr bei Hofe
Und nennt sie nur aus Scherz die abgedankte Zofe.

— das Herz des Königs blieb ungerührt und Günther schickte sich an, Dresden zu verlassen. Dies geschah den 2. September 1719. Auf dem Wege in sein geliebtes Vaterland bringt ihm die Liebe alle Erinnerungen einer schönen Vergangenheit (S. 183):

Dort saß ich noch im Rosengarten,
Dort wünscht' ich nichts als Ewigkeit,
Der süßen Arbeit abzuwarten,
Mit der mich Lehnchens Gunst erfreut.
Dort spielt' ich mit dem lieben Kinde
Früh, Mittags, Abends, durch die Nacht,
Und hielt den Augenblick vor Sünde
Den ich und sie getrennt vollbracht.

Kein Platz war unserm Lager enge,
Kein Winkel unsrer Lust zu klein,
Wir hatten ganz besondre Gänge,
Und nennten Glück und Angst gemein.
Viel Wächter stunden uns im Lichte,
Doch Arglist ward durch List berückt,
Da wurden die verbotnen Früchte
Mit größ'rer Sehnsucht abgepflückt.

Wie viel vergnügt' und gute Lieder
Geriethen mir an ihrer Hand,
Ich ging die Weistritz auf und nieder,
Bis daß ich sie am Ufer fand;
Hier scherzten wir in allem Wetter,
Oft eh der Tag die Wolken brach,
Und rauschten dann die Erlenblätter,
So ahmten unsre Küsse nach.

Er fühlt sich glücklich, daß der Himmel alles so gefügt hat und ihm seine Heimath und seine Leonore wiedergiebt (S. 185):

Du aber, seliges Gefilde!
Sei hunderttausendmal gegrüßt,
Nun seh' ich, wie gerecht und milde
Des Himmels weise Führung ist;
Nunmehr erfahr' ich dessen Freude,
Der dort den Rauch von Ithaca
Nach glücklich überstandnem Leide,
Wie ich mein Striegau, wiedersah.

Du weis' und ewiges Erbarmen!
Das überschwenglich ist und thut,
Vergnüge mich in Lehnchens Armen,
Und schenk' uns nur ein kleines Gut;
Erhalt mir Weisheit, Kunst und Dichten,
Und laß mich, wenn mein Körper fällt,
Kein blind und giftig Urtheil richten —
So neid' ich keinen auf der Welt.

Er kommt ins Weistritzthal und am 25. September 1719 hat er Schweidnitz erreicht. Alle alten Erinnerungen treten jetzo näher vor seine Seele, aber nur eine, nur Leonore erfüllt ihn ganz. Mit banger Wehmuth ruft er aus (S. 185):

Du ehmals liebster Ort der treuen Leonore!
Wie zärtlich rührt mich nicht der Anblick deiner Thore,
Wodurch ich damals oft an ihrer Hand spatziert!
Dort merk' ich schon den Raum, worauf wir uns versprochen,
Dort blickt der Altan vor, auf dem wir sechzig Wochen
Die Wächter hinter's Licht geführt.

Seid tausendmal gegrüßt, ihr Felder, Sträuch' und Bäume,
Ihr kennt wol diesen noch, von dem ihr so viel Reime,
So manches Lied gehört, so manchen Kuß gesehn;
Besinnt euch auf die Lust der heitern Sommernächte!
Was meint ihr, wenn mein Wunsch nur eine wiederbrächte?
Das wird wol nimmermehr geschehn.

Wo find' ich aber nun mein Allerliebstes wieder,
Verräth mir gar kein Gras das Lager ihrer Glieder?
Ich spüre keinen Schritt; die Sommerstub' ist leer.
Wie traurig scheinst du mir, du nicht mehr schöner Garten!
Du hast ja zween gehabt, was soll ich einsam warten?
Ach! stell' auch beide wieder her!

Von Schweidnitz eilt er in das benachbarte Borau. Hier findet er seine Leonore wieder. Vier Jahre waren unterdessen verschwunden, seit sie sich nicht gesehen hatten. Günther's Freude ist so groß, daß er sich oft ein solches Wiedersehen wünscht (S. 557):

An Leonoren,

als er sie nach vier Jahren das erste Mal wieder empfing.

Die Regung ist zu scharf, ich muß dich stumm umfangen,
Ein Blick, ein Druck, ein Kuß vertritt der Zunge Pflicht.
Ihr Jahre, die ihr spät und unter Noth vergangen,
Verzeiht mir jeden Fluch, ich klag' euch weiter nicht;
Ach, macht das Wiedersehn dergleichen süßes Leben,
So laß dir doch, mein Kind, noch öfters Abschied geben.

Aber nur wenige Tage währt, wie es scheint, die Freude des Wiedersehns und Wiederfindens. Günther muß scheiden, er mahnt scheidend zur Standhaftigkeit und seiner allezeit und überall zu gedenken (S. 308):

Wir werden noch einmal geschieden,
Und scheinen solcher Prüfung werth.
Die wahre Treu' erinnert dich:
Halt an, halt aus und denk' an mich!

Dann nimmt er Abschied mit den Worten (S. 318):

Ich nehm' in Brust und Armen
Den schweren Abschiedskuß.
Der Himmel hat Erbarmen,
Indem er trennen muß.
Ich küss', ich wein' und liebe,
Mein treues Lorchen spricht:
Sie habe gleiche Triebe;
Wie aber! weint sie nicht?

Leonore antwortet darauf:

Du suchest ja dein Glücke,
Was hier wol nicht mehr blüht.
Ich hasse das Geschicke,
Das uns von sammen zieht.

Ach! sähst du meine Schmerzen —
Ich schweige, werthes Licht!
Ich liebe dich von Herzen,
Und darum wein' ich nicht.

Diese Worte haben ihm Trost gewährt und Frieden gebracht, als er an dem Orte seiner Geburt vorübereilte, wo sein unversöhnlicher Vater nichts von ihm wissen wollte.

Günther kam im letzten Monate dieses Jahrs nach Breslau, von hier aus sendete er seiner Leonore am 22. Decbr., gleichsam zum heil. Christ, ein poetisches Schreiben (S. 695). Der arme Dichter weiß nur mit dem Reichthum seines Herzens zu erfreuen:

Dein Mahlschatz ist mein Herz, dein Herz mein Heirathsgut,
Und unsrer beider Ruhm die Dichtkunst meiner Schriften,
In welchen Lieb' und Scherz so lange Lob gewinnt,
Als Kunst und Wissenschaft in Deutschland fruchtbar sind.

Wie er ruhig die Gegenwart nimmt, so auch die Zukunft; drum schließt er mit den Worten:

Wenn mir des Himmels Gunst dich vollends ganz gewährt,
So wüthe Feind und Groll, so mag der Spötter fluchen!
Drei Dinge sind mein Trost: Gott, Wissenschaft und Du,
Bei diesen seh' ich stets den Stürmen ruhig zu.

In Breslau fand Günther viele academische Freunde. Durch ihre Empfehlung gelang es ihm, hie und da in vornehmen Familien Zutritt zu erhalten und Unterstützung zu finden. Günther's Leben erinnert oft an das der armen „Gabe gehrenden fahrenden Diet," an die wandernden Sänger des 13ten und 14ten Jahrhunderts. Auch er lobt, wie sie, die Freunde und Beförderer seiner Kunstgenossen. Phöbus, sagt er, hält ein großes Buch voll Asbestblätter in Purpur eingebunden und mit Diamant geschlossen (Nachl. S. 60):

Wer armen Dichtern reicht und schenkt,
Ihr Elend kleidet, speist und tränkt,
Der wird in dieses Buch getragen;
Und wenn der göttliche Poet
Der Weisheit hohes Fest begeht,
Mit Ehr' und Ruhme nachgeschlagen.

Unter den hohen Gönnern, die sich besonders freundlich und mildthätig jetzt seiner annahmen, zeichnet sich die Breslersche Familie aus. Herr v. Bresler ließ es an nichts fehlen, Günther's traurige Lage zu verbessern; Günther erhielt, so oft er wollte, freien Tisch und überdem Geldes

genug; sogar die Gedichte, welche er zu Ehren der Frau von Bresler verfertigte, wurden ihm mit drei, vier und mehr Ducaten honoriert. Frau v. Bresler war nämlich selbst eine große Liebhaberin der Poesie und stand sogar in dem Rufe, einen artigen Vers zu machen. Einer Frau kann es schon schmeichelhaft sein, bloß als schöne und gebildete Frau besungen zu werden, — um wie angenehmer muß es ihr sein, wenn ein Dichter von Ruf in ihr seines Gleichen und natürlich eine größere Poetin wiederfindet. Dennoch konnte das poetische Verhältniß nicht lange bestehen. Güntheru war es einmal wieder zu wohl geworden und das vertrug seine Natur nicht mehr. Er nahm sich im Verkehre mit den Männern, durch deren Unterstützung er einzig und allein hier anständig zu leben vermochte, zu viel Freiheit heraus, er hatte Privatangelegenheiten ausgeplaudert, deren Veröffentlichung man eben nicht wünscht, und sich nebenbei Dinge zu Schulden kommen lassen, welche das Verlangen nach seiner Gegenwart nirgend erregen konnten. Man mußte seiner satt und überdrüssig werden und sann auf Mittel, ihn auf gute Weise aus Breslau zu entfernen. Alle Vorstellungen, sich an gute Sitte und Anstand zu gewöhnen, waren fruchtlos geblieben; selbst Frau von Bresler vermochte in dieser Hinsicht nichts über den verwöhnten Dichter. Es hielt endlich sogar schwer, ihn nur irgendwo zu empfehlen. So wünschte Herr von Bresler, Graf Schaffgotsch möchte Günthern zum Hofmeister seiner Kinder annehmen; als sich die erste Gelegenheit ergab, Günthern vorzustellen, war er dermaßen betrunken, daß Sr. Exc. der Herr Graf schon durch den bloßen Anblick überzeugt ward, Günther tauge zu keinem Informator in humanioribus. Solche Ereignisse machten den Wunsch immer reger, sich dieses unverbesserlichen leichtsinnigen Gastes zu entäußern. Günther fühlte selbst, daß seine Rolle ausgespielt war; unter Dankgedichten und Entschuldigungen nahm er Abschied, erhielt ein ansehnliches Reisegeld aus dem Breslerschen Hause und begab sich Ende des Jahres 1719 mit einem neuen Bekannten von hinnen. Dieser neue Bekannte, ein Studiosus Schubart von Lauban, hatte Günthern vorgeschwatzt, er möge mit nach Lauban kommen, dort würde er schon Versorgung finden. Günther glaubte alles. Beide trieben sich nun wochenlang im Lande umher, von einem Dorfgeistlichen zum andern. Endlich erreichten sie Jauer. Die dortigen alten academischen Freunde erinnerten sich Günther's, thaten auch wol etwas für ihn, jeder aber mied seinen Umgang. So etwas mochte ihm öfters begegnen: er klagt einmal recht bitter darüber (Nachl. S. 29):

Wie mancher ist darunter stolz,
Der damals, als ein grobes Holz,
Dir auf den Schulen schmeicheln mußte,
Wenn ungefähr der Prüfungstag
Ihm nächtlich in Gedanken lag,
Und nichts als dich zum Helfer wußte.

Dennoch fand er in Jauer einen recht theilnehmenden Freund an Herrn Prätorius von Richthofen; Günther erhielt von ihm einen ansehnlichen Wechsel, womit er schon wieder einige Zeit auf Universitäten hätte leben können. Leider reichte auch dies Geld nicht einmal bis Lauban. Von hier aus schreibt er am 29. Febr. (1720) seiner Leonore (S. 310—313), sie möge doch treu bleiben, oft seiner gedenken und alle Gelegenheiten zur Wankelmüthigkeit vermeiden:

Vermeide die Gelegenheiten,
Wo viel Gesellschaft spielt und küßt!
Der Scherz kann öfters viel bedeuten,
Man weiß, wie stark die Reizung ist.
Und mußt du dich der Welt bequemen,
So laß dich Andrer Putz beschämen.

Dein Absehn mußt du wol verhehlen,
Sprich jeden, der mir Gutes gönnt,
Und laß dir stets von mir erzählen,
Und liebe das, was mich nur kennt;
Durchblättre meine Vers' und Lieder,
Und sing und leg und lies sie wieder!

Geh täglich in des Herren Tempel,
Die Andacht kommt der Liebe bei ꝛc.

Am 2. April hält er noch die Jahresfeier des Tages, an welchem Leonore ihm ihr Jawort gab (S. 633):

Ich feire Jahr vor Jahr in dir das Fest des Bundes,
Und opfre, was und wie Gelübd' und Recht versprach,
Mit Bechern auf das Heil des allerliebsten Mundes,
Aus dem das freie Ja mit keuschem Zittern brach.

Auf längere Zeit verstummt dann seine Muse. Er wohnt bei den Eltern seines Reisegefährten Schubart und muß sich mit ihrer schlechten Lebensart begnügen und noch mehr ertragen lernen, denn sie sind geizig und schmuzig und Menschen von sehr geringer Bildung. Günther ist auf sie beinahe ganz angewiesen, er findet sonst nur wenig Unterstützung. In dieser Lage wird er nun noch obendrein krank. Seine Genesung schreitet

bei der schlechten Pflege nur langsam vor. Sobald er sich etwas wohler fühlt, beginnt er wieder zu dichten. Sein eignes Unglück und seine Liebe sind der Inhalt der meisten Gedichte aus dieser Zeit.

Unter Krankheit, Noth und Elend war so der Herbst herangekommen, da faßte Günther abermals den Entschluß, Medicin zu studieren. Er bat seine Breslauer Freunde, ihm etwas Reisegeld zur Universität Leipzig zukommen zu lassen. Die poetischen Bettelbriefe, die er nach Breslau sendete, sind zum Theil recht kläglich und verfehlten ihren Zweck nicht. In dem einen, an Frau von Bresler, heißt es unter andern (S. 827):

> Ach, wenn sich doch nur bald ein Tag der Ostern fände,
> An dem zum wenigsten die Hoffnung auferstände.

Günther durfte gute Hoffnung fassen: die alten Wohlthäter hatten ihm Geld geschickt, er war in den Stand gesetzt, die Universität von neuem zu beziehen. Einige Freunde wünschten nur noch, er möchte sich zuvor mit seinem Vater aussöhnen. Günther, immer geneigt den alten Haß aus des Vaters Seele zu verbannen, eilte nach Striegau. Wie ehemals, so auch jetzt — der vergebungflehende Sohn wurde nicht vorgelassen und das einzige Tröstliche, was ihm zu Theil wurde, war die Aussicht, welche ihm seine Anverwandten eröffneten. Diese meinten nämlich, sobald er sein Leben geändert und seine Kunst im Curieren bewiesen hätte, würde er seines Vaters Vergebung schon erlangen.

Günther, von allen Seiten bestürmt, die Aussöhnung mit seinem Vater recht bald zu bewerkstelligen, ging auf den Vorschlag seiner Verwandten ein und gedachte sich von Breslau aus einen Ort zur medicinischen Praxis auszuwählen. Ehe er aber noch nach Striegau kam, besuchte er seine Leonore in Borau. Die Betrübniß, welche beide Liebenden bei diesem dritten Abschiede empfanden, hat Günther in mehreren Gedichten ausgesprochen. Der trostlosen Leonore erwiedert er auf ihre Thränen (S. 306):

> Ach Kind, verschone mich in dir,
> Und laß mich unbetrübt von hier,
> Was quälst du mich mit so viel Thränen? ꝛc.
>
> Was Günther fühlt, das weiß sein Herz,
> Ich laß es kaum die Hälfte merken,
> Sonst macht' ich dir noch schärfern Schmerz.

Dann versichert er sie nochmals seiner ewigen Treue (S. 307):

Sei arm, verlassen und veracht,
Verliere was gefällig macht,
Laß Zahn und Farb' und Jugend schwinden,
Du bleibst in meinen Augen schön,
Und sollt sie allemal entzünden,
So lange sie noch offen stehn.

Wie Günther aber keine Versöhnung mit seinem Vater erwirkt hat und seine Anverwandten davon alles Glück hienieden abhängig machen, da sieht er auch den Besitz seiner Leonore für beinahe unmöglich an. Tief durch das Unglück gebeugt, ein Spielball seiner und fremder Leidenschaft, dachte sein Herz doch noch so edel, daß er nicht in sein trostloses Schicksal ein unschuldiges liebendes Wesen verflechten wollte: er nimmt drum jetzt Abschied für ewig (S. 322):

Du wirst mich wol nicht wiedersehn
Als etwan in den Auen,
Die Glaub' und Hoffnung schauen.

Er giebt ihr ihr Herz zurück und spricht sie frei und los von allen ihren Versprechungen:

Nimm also, liebstes Kind, dein Herz,
O schweres Wort! zurücke,
Und kehre dich an keinen Schmerz,
Womit ich's wieder schicke,
Es ist zu edel und zu treu,
Als daß es mein Gefährte sei,
Und wegen fremder Plage
Sein eignes Heil verschlage.

Du kannst dir durch dies theure Pfand
Was Köstlichers erwerben,
Mir mehrt es nur den Jammerstand,
Und läßt mich schwerer sterben;
Denn weil du mich so zärtlich liebst,
Und alles vor mein Wohlsein giebst,
So fühl' ich halbe Leiche
Auch zweifach scharfe Streiche.

Es küsse dich ein andrer Mann,
Der zwar nicht treuer küssen kann,
Jedoch mit größerm Glücke
Dein würdig Brautkleid schmücke.

Die zartfühlende Leonore, überrascht und tief betrübt durch die Absicht des Dichters, erwiedert in einem langen Gedichte, daß sie ihn dennoch

lieben müsse, sie habe ja nicht seinem Glücke, sondern nur ihm ihr Herz geschenkt (Nachl. S. 198):

Ach? liebster Schatz, verdient mein Herz
So hart versucht zu werden?
Es leidet ja wol anderwärts
Vorhin genug Beschwerden;
Und dennoch fehlt ihm niemals Lust,
Erlaub' ihm nur in deiner Brust
Auf kurz genoßne Freuden
Die Ehre, mit zu leiden.

Ich hab' es ja nur dir geschenkt,
Nicht aber deinem Glücke.
Du irrst dich, wo dein Argwohn denkt,
Ich fluche dem Geschicke.
Ich weine zwar, doch bloß um dich,
Der Trost ist stark genug vor mich,
Wenn Philimen erkennet,
Wie rein die Flamme brennet.

(6. Str.)

Bleib wo, wie lang, und wer du willst,
Nur lieb, und bleib mein eigen.
So wenig du auch jetzo giltst,
So plötzlich kannst du steigen.
Gesetzt, es sei dir nichts beschert,
Ach! halt mich deines Elends werth:
Ich will mit viel Vergnügen
Bei dir in Hütten liegen.

(9. Str.)

Geht hin, ihr Tocken stolzer Welt,
Macht höhnische Gesichter,
Erfreut euch unter Stand und Geld,
Ich habe meinen Dichter.
Er liebt wie ich, und ich wie er;
Was macht mir mehr das Herze schwer?
Die Möglichkeit, das Leben
Nach ihm erst aufzugeben.

Nie war Günther so treu in der Liebe gewesen, nie so poetisch durch sie gestimmt, nie so veredelt worden. Ein Herz, was so viel vermag, verdiente allerdings ein besseres Loos, als ihm Günther gewähren konnte.

Müssen wir Leonoren schon um Günthers willen lieb gewinnen, wie viel mehr um ihrer selbst willen. Sie will nicht allein die Liebende, sondern auch die würdig Geliebte sein; ihr genügt nicht die gewöhnliche Bildung, die man von jedem galanten Frauenzimmer verlangt, sie wünscht auch den Sinn nach höherer Erkenntniß zu befriedigen. So bittet sie Günthern um eine deutschgeschriebene Anleitung zu den höheren Wissenschaften von Gott und dem Weltgebäude. Obschon der Dichter diese Bitte ablehnt, so mögen doch einige Strophen darthun (Nachl. S. 93), wie groß seine Liebe und Verehrung gegen das Gemüth war, dem solcher schöner Wissenstrieb angehört:

Du kannst gleichwol zufrieden leben,
Und einmal froh zu Grabe gehn,
Und brauchst, ach! glaube doch, nicht eben
Den hohen Leibnitz zu verstehn.
Du hast genung vor dein Geschlechte,
Nachdem dein lobenswerther Fleiß
Die Wirthschaft und des Höchsten Rechte
So wie des Umgangs Regeln weiß.

Ein klug und thätiges Erbarmen
Kann wider Sünd' und Fluch bestehn;
Laß, wenn du kannst, nicht einen Armen
Betrübt und hülflos von dir gehn.
Vergieb, und habe mit den Schwachen
So viel, als mit dir selbst, Geduld.
Will Glück und Wetter gar nicht lachen,
So sei dein Trost: ich bin nicht schuld.

Ergötze dich mit Hoffnungsblicken
An jenes Lebens Lust und Pracht.
Dort wird dich andre Schönheit schmücken
Als die, so hier dich lieblich macht.
Dort wirst du nicht mehr Stückwerk wissen,
Du wirst der Wunder Ursprung sehn,
Dort werd' ich dich noch reiner küssen,
Als niemals unter uns geschehn.

Bei allen diesen Aeußerungen war und blieb Günther's Herz dennoch gutmüthig bis zum Leichtsinn und leichtsinnig bis zur Unsittlichkeit. Voll Reue schämte er sich seiner Fehler; kaum hatte er es zum Vergessen derselben gebracht und er beging sie von neuem. Seine Moral war längst wankend geworden, sein Unglück hatte ihn gefühllos und gleichgültig gemacht. Schon in Dresden schrieb er (S. 577):

So werf' ich endlich auch den Anker aus den Händen
Und lass' es, wie es will, ohn' alle Sorgfalt gehn;
Man mag mich treten, ziehn, verstoßen, schmähn und schänden,
Ich zwing mich, es verstockt und lachend auszustehn;
Ich werde nicht mehr roth, ich suche keinen Tittel,
Verachte Kunst und Fleiß, schlag' Ehr und Schimpf in Wind 2c.
Es fesselt mich kein Zwang gemeiner Sittenlehren.

Bei der großen Empfänglichkeit für die Freuden und das Glück der Liebe gehörte er allen schönen und liebenswürdigen Mädchen; und wenn er einem sagte (Nachlese S. 100):

Ich such', und finde dich in mir,
Ich seh', und finde mich in dir,
Wir haben einerlei Gemüthe —

so galt das auf alle, er sah, liebte — und Glück für ihn, wenn er weniger wiedergeliebt worden wäre! Seine vielen galanten und verliebten Oden und Lieder beweisen aber das Gegentheil; so sichtlich sein Streben hervorblickt, diese Neigung zu mäßigen und zu veredeln, so sehen wir doch immer, wie er darin scheitert: ein holdes Mädchengesicht, ein freundlicher Blick, ein liebreiches Wort raubt schon sein Herz; die augenblickliche Geliebte ist dann die schönste, die einzige, und er singt am Ende von jeder wie von der einen (Nachl. S. 101):

Die Nachwelt soll nach langer Zeit
Durch meiner Lieder Ewigkeit
Auch deines Namens Denkmal lesen.

Kein Wunder, daß er diesen Unbestand ergötzlich findet und damit sogar renommiert (Auf die ihm so beliebte Abwechselung im Lieben S. 260):

Ich habe, das glaubt nur, ein ziemlich Gewissen,
Worein schon mein Scherzen manch Dutzend begräbt,
Die, wo ich auf Erden gewohnt und gelebt,
Mein zärtliches Leiden befriedigen müssen.
Kommt, artige Kinder, kommt häufig heran!
Dieweil ich noch manche beherbergen kann.

Günthers poetischer Charakter erscheint um diese Zeit ebenso abgeschlossen wie sein sittlicher. Wie er selbst redend eingeführt wurde, jenen zu erläutern, mag er auch jetzt wieder sprechen, damit wir aus seinem eigenen Munde seine poetischen Ansichten und Bestrebungen, was er bewunderte, was er für Muster ansah 2c., kennen lernen.

(1720).

(Nachlese 2. A. S. 53.)

Bewirb dich um den Kranz der wahren Dichterkunst!
Sie ist der Weisheit Schmuck und bringt der Nachwelt Gunst.
Wir leben, stirbt das Fleisch, im klugen Angedenken:
Sie weckt, besänftigt, straft, erbaut, ergötzt und nützt,
Giebt Enkeln Lust und Muth, und macht den Geist erhitzt,
Der Wahrheit, die man haßt, ein gütig Ohr zu schenken.

Die Alten gehn dir vor; die nimm und lies mit Fleiß,
Ihr Vorzug kostet sie viel Nächte, Kunst und Schweiß;
Virgil beschreibt genau, Homer bewegt und lodert,
Anacreon macht voll, Catull kann zärtlich sein,
Horaz ist reich und hoch, der Schwan von Sulmo rein.
Und, was der Sappho fehlt, ist, daß man mehrers fodert.

Der Neuen Kunst fällt ab; doch geht Petrarcha mit,
Der nebst noch wenigen die rechte Straße tritt;
Sonst haſſ' ich insgemein der Wälschen hohe Grillen.
Was Ludwigs Gnadenglanz in Frankreich aufgeweckt,
Im Boileau, Racine und Moliere steckt,
Das kann ja auch die Lust gelehrter Sehnsucht stillen.

Der Deutsche kommt fein spät. Von Opitz halt' ich viel,
Der Geist des alten Gryph und Flemmings gründlich Spiel
Verdient die Ewigkeit so gut als Neukirchs Flöte;
Im Canitz find' ich Gold, die edle Lindenstadt
Versteht nicht, was sie schon an Rabners Satyr hat,
Und manchem fehlt August, sonst würd' er ein Poete.

Aehnlich äußert er sich an einer andern Stelle (S. 759):

Die Deutschen, denen wir die Poesie zu danken,
Sind Opitz, Lohensteins und Hoffmanns hoher Geist,
In welchen Neukirchs Kiel die deutschen Künste weist.
Du siehst die Gryphier mit unverwelkten Kränzen
Durch Moder, Asch' und Gruft in ihren Schriften glänzen;
Was Flemming aufgesetzt, und Schmolck geschrieben hat,
Verschweigt aus Ehr' und Furcht dies schlecht' und enge Blatt.

und (S. 587):

O nein, ich seh' es wol, was Lohenstein gethan:
Denn Gryph und dieser stehn in den berühmten Thoren
Der grauen Ewigkeit, wie Hoffmann, oben an.

In Breslau hielt sich Günther diesmal nur kurze Zeit auf; er reiste bald wieder fort in der Absicht, zu Kreuzburg die medicinische Praxis zu

treiben. Gegen Ende des Jahrs 1720 langte er in diesem Städtchen nahe der polnischen Gränze an, miethete sich eine Wohnung und that als ob er sich häuslich niederlassen wollte. Das ordentliche geregelte Leben kam ihn sehr schwer an; er suchte sich durch den Verkehr mit den Landedelleuten zu entschädigen, vernachlässigte seine medicinische Praxis endlich ganz und trieb sich nach polnischer Art auf dem Lande umher. Besonders gefiel ihm der Aufenthalt zu Bischdorf beim Herrn v. Nimptsch. Außer der großen Gastfreiheit des Gutsbesitzers fesselte ihn hier die wohlerzogene Tochter des hiesigen Predigers, des Herrn Domoratius. Günther liebt sie und bald lieben sich beide. Herr v. Nimptsch billigt diese Liebe; er stellt Günthern freundlich vor, es sei nothwendig für ihn zu heirathen, damit er sich endlich an ein eingezogenes Leben gewöhne und sich ein häusliches Glück gründe.

Günther fühlt sich überglücklich, abermals ein Wesen gefunden zu haben, was ihm für sein ganzes Leben gehören und in dem Sinne, wie es vom ersten Augenblicke an sein gewesen war, so auch sein bleiben soll.

Ach, mein Herz, seufztest du, ist — mein Herz, fiel ich ein,
Ja, nun wolan mein Kind, so soll es ewig sein.

Er ist so überrascht bei diesem neuen Ereignisse, daß er sich gar nicht recht finden kann in sein Glück (S. 271):

Ach, was blüht mir vor ein Glücke,
Da mich so ein ehrlich Kind
Unter Feinden, Gram und Tücke
Sonder Eigennutz gewinnt!
Da sie mir den Schwur gethan,
Fang' ich erst zu leben an.

Und in einem andern Liede (S. 313):

So wißt einmal, ich bin verliebt,
Und zwar in so ein Kind,
Das mir erst Lust zu leben giebt,
So schwer die Zeiten sind.
Sein Kuß ist meiner Seelen Kraft,
Und hat an süßer Glut
Fast aller Schönen Eigenschaft,
Nur nicht den Wankelmuth.

Ach, Hoffnung! ach, du Engelsbild!
Du meiner Güter Rest!
Ach, komm und küß und bleib mein Schild,
Da alles schlägt und preßt!

Komm, flicht uns unsern Hochzeitschmuck
Von deinem Wintergrün!
Der Tod, sonst nichts ist stark genug,
Ihn wieder aufzuziehn.

Im April 1721 hat ihn seine Geliebte nach Bischdorf hinbeschieden. Er kommt, ihr Vater giebt jedoch nicht zu, daß sie sich vor Günthern sehen lassen darf. Der betrübte Dichter hat dies Ereigniß nebst andern aus dieser Zeit besungen. Endlich weiß Herr v. Nimptsch den Vater zu bewegen, den Wünschen der Liebenden nachzugeben. Es findet eine feierliche Verlobung statt. Günther schenkt seiner Braut einen Ring mit einem Todtenkopfe (S. 281):

Erschrick nicht vor dem Liebeszeichen,
Es träget unser künftig Bild,
Vor dem nur die allein erbleichen,
Bei welchen die Vernunft nicht gilt.
Wie schickt sich aber Eis und Flammen?
Wie reimt sich Lieb' und Tod zusammen?
Es schickt und reimt sich gar zu schön,
Denn beide sind von gleicher Stärke,
Und spielen ihre Wunderwerke
Mit allen, die auf Erden gehn.

Ich gebe dir dies Pfand zur Lehre:
Das Gold bedeutet feste Treu,
Der Ring, daß uns die Zeit verehre,
Die Täubchen, wie vergnügt man sei,
Der Kopf erinnert dich des Lebens,
Im Grab ist aller Wunsch vergebens —
Drum lieb' und lebe, weil man kann,
Wer weiß, wie bald wir wandern müssen!
Das Leben steckt im treuen Küssen,
Ach! fang den Augenblick noch an!

Des Dichters Absicht war nun, sich auf Universitäten zu begeben, dort den Doctorgrad zu erlangen, dann heimzukehren, um mit besserm Erfolge seine medicinische Praxis zu treiben, und an der Seite seiner Phyllis ein glückliches eheliches Leben zu führen. Günther war noch nicht rettungslos verloren. Welchen mächtigen Eindruck diese Liebe auf ihn macht, lehrt das lange Gedicht auf seine Verlobung in mehreren Stellen (S. 685):

Gesellschaft, Trunk und Spiel gebiert mir jetzt nur Groll,
Die Bücher haben Ruh, kein Reim will fast mehr fließen;

Ja, wem auch meine Kunst mit Rathe dienen soll,
Der muß verwirrtes Zeug aus meiner Antwort schließen;
Mein Schlaf ist nur ein Qualm, mein Bett ein kalter Raum,
Mein Wachen aber stets ein wandelbarer Traum.

Ueberhaupt war gewöhnlich jede ernstere Liebesneigung bei ihm von einer reinsittlichen Wirkung begleitet. Schon früher empfand er im wüstesten Studentenleben die wohlthätigsten Folgen davon; er schildert diese Verwandlungen seines Wesens mit grauenerregender Wahrheit (S. 581):

Der Wohlstand kömmt mich an, jetzt will ich zärtlich heißen ꝛc.
Mein Aufzug war bisher ein halb soldatisch Wesen,
Und wie der freie Pursch in Jena schwärmt und geht,
So hatt' ihn sich mein Leib zum Muster auserlesen,
Weil, was sonst zierlich heißt, hier bloß den Füchsen steht.
Sechs Löcher in dem Strumpf, fünf Federn in den Haaren,
Das hielt ich ebenfalls vor ehrlich und galant,
Und war der Brantewein im Antlitz ausgefahren,
So kneipt' ich öffentlich die Blattern mit der Hand.
Vor roch mein Haar nach Staub und schmutzigen Papieren,
Jetzt muß Violenmehl den halben Rock beschnei'n.

und ferner:

Mein Herz wird mild und gut, ich hasse Trunk und Fluchen ꝛc.

Günther schickt sich nun an, seine Vorsätze auszuführen. Er nimmt Abschied von Braut und Schwiegervater, und beide versprechen sich das Beste von dieser Reise. Der alte Wunsch, sich mit seinem Vater auszusöhnen, wird jetzt beim Schimmer des Glückes lebendiger in ihm als jemals. Es ist der reine kindliche Wunsch nach der alten väterlichen Liebe; er hat ja weiter keinen Schatz zu heben als diese Liebe; Haus und Hof, das ganze Vermögen war eingeäschert (Nachl. S. 241):

— Was die noch übrig haben,
Die kaum mehr Eltern sind, ist, ohne was sie preßt,
Ein Leben voller Müh, zwo Kinder und ein Rest
Von Asch' und Dürftigkeit ꝛc.

Reuigen Herzens, aber auch beseelt von der fröhlichen Hoffnung, jetzt des Vaters Vergebung endlich zu erlangen, tritt er in Striegau ein. Da tönt ihm von allen Seiten entgegen: er dürfe nie die Schwelle seines Vaters wieder betreten noch vor seinem Antlitze erscheinen. Diese Unbarmherzigkeit des Vaters zerstört mit einem Male alle Hoffnung, alles Glück des reuigen Sohnes. Umsonst fleht er bei Freunden und

Verwandten, niemand vermittelt ihm den erwünschten Zutritt. Er wäre der Verzweiflung anheimgefallen, wenn ihn nicht das Vertrauen auf Gott aufrecht erhalten und getröstet hätte. So schrecklich waren seine Vergehungen nicht, daß sie diesen unvergänglichen Haß verdient hätten. So streng er sich selbst beurtheilt, von den Fehlern seiner Jugend kann er doch nur sprechen in der Art, wie jeder Unbefangene so etwas zu nehmen pflegt (Nachl. S. 243):

— Mein etwas freies Leben
Hat auch wol dann und wann dem Feuer Oel gegeben.
Allein, du lieber Gott, wie leichtlich ist's geschehn?
Die Jugend weiß sich ja nicht allzeit vorzusehn.
Verführe Gott so scharf, und wollt' er ein Verbrechen
Der Uebereilung stracks mit Blitz und Donner rächen,
Wie wenig würden alt?

Auch in Bezug auf Gott kann er sein Vergehen nicht für so wichtig halten. Es stimmt nicht zu seinen Ansichten, daß die Gottheit immer und überall eingreifen müsse, wo es der kurzsichtige Mensch verlangt (Nachl. S. 57):

Gott lege, was er will, und was mir zukommt, auf,
Er wird und darf auch nicht den wohlbestellten Lauf
Der großen Creatur erst mir zu Liebe stören.
Sein Zweck ist überhaupt des Weltgebäudes Heil,
Wir, ich und auch mein Kreuz, sind davon nur ein Theil,
Und müssen auch den Schmuck der ganzen Ordnung mehren.

Auch er hält sich für mehr als sein Schicksal. Ergeben in den Willen Gottes duldet er die Unversöhnlichkeit seines Vaters und den Haß seiner Verwandten. Er verzichtet auf alles Glück, nie sieht er seine Braut wieder, die Scham verbietet ihm zu ihr zurückzukehren. Der Fluch des Vaters gilt mehr als die Liebe seiner Braut. All die schönen Hoffnungen, welche ihm seine Phyllis erregt hatte, werden leider vereitelt; sie soll ihn nicht an edlere Freuden gewöhnen, soll ihn nicht für das Bessere erziehen.

Dein Zuspruch, liebstes Kind, und freundliches Bemühn,
Soll künftig noch aus mir viel gute Früchte ziehn —

tönte gewiß recht tief aus seiner Seele hervor, und was er damals von seiner Phyllis bat, scheint er auch von der Nachwelt zu bitten, in diesen Zeilen nämlich sein ganzes Gemüth aufgeschlossen zu finden:

Ach! Phyllis, lies dies Blatt nicht etwan obenhin,
Es ist nicht schlecht Papier, es ist mein ganz Gemüthe,
Und dies dein Eigenthum. Wenn ich zu wenig bin,
So nehm' ich allen Werth von Deiner Lieb' und Güte,
Du hast dich mir vertraut, du hast dich mir verschenkt,
Doch du nicht, sondern der, der dieses Ganze lenkt.

Günther wendet sich jetzt in's schlesische Gebirge und lebt dort an verschiedenen Orten von der Gunst und Gnade anderer und von seinem Gelegenheitsdichten. Traurig wenn die Poesie zum Broterwerb herabsinkt; selbst der bessere Dichter pflegt dann im drückenden Gefühle dieser Abhängigkeit seiner Kunst oft ihre und seine Würde preiszugeben. Bewundernswerth bleibt, daß Günther's Geist und Phantasie mitten im Drucke und Elend dennoch meist wenig oder gar nicht davon berührt zu sein scheinen und eine gewisse Unbefangenheit bewahren, worin sich mehr der reiche Dichter als der arme hülfsbedürftige Mensch ausspricht. Im Jahre 1722 hatte er sich durch einen Freund bestimmen lassen, ein Loblied auf den Grafen Franz Anton v. Sporck zu dichten. Obschon dies Gedicht, 42 zehnzeilige Strophen, ganz darauf berechnet war, den wohlthätigen Grafen zu einer Unterstützung zu bewegen, und eben deshalb seine Absicht unverkennbar ist, so scheint es doch nicht so; der Ton des Ganzen ist von der Art, daß wir glauben könnten, alles sei nur freier Erguß des reinen unbedingtesten Gefühls. Und halten wir uns gar an Einzelnes, so erscheint es beinahe unglaublich, daß ein Bettler die Großen und Starken dieser Erde, die Götter heißen und sind, also anredet (S. 149):

Was hilft euch aller Staat und Pracht,
Wenn Flecken im Gewissen bleiben?
Vermag wol eure Schweizerwacht
Der Sorgen Einbruch abzutreiben?
Ihr liegt auf Purpur, aber wie?
Ihr nennt es Schlaf, es ist nur Müh,
Weil Puls und Herz vor Unruh klopfen.
Ihr traut der Höh; bedenkt den Fall!
Ihr trinkt aus Silber und Krystall,
Gott weiß, wie bald! den letzten Tropfen.

Die Unschuld ist das schönste Kleid,
Der Völker Heil die reichste Krone,
Die klügste Staatskunst — Billigkeit,
Die Gottesfurcht — der Grund vom Throne.

Nicht der allein, der vom Codan
Bis an den Nil befehlen kann,
Ist bloß ein großer Fürst auf Erden:
Wer Wahrheit liebt, den Menschen nützt,
Sich selbst beherrscht, die Tugend schützt,
Der ist schon werth, gekrönt zu werden.

Ein Breslauer Gymnasiast Namens Alde hatte dies lange Gedicht zierlich auf das feinste Pergament für Günther abschreiben müssen. Günther wollte es dem Grafen selbst überreichen und hatte deshalb den Abschreiber an einem bestimmten Tage in's Guckusbad hinbeschieden. Alde kommt hin, Günther bleibt aus; jener kann nicht länger warten und überreicht das Gedicht. Man erkundigt sich nach dem Verfasser: o, heißt es, das ist ein armer Student, der ein Viaticum wünscht. Es werden ihm dreißig Gulden ausgezahlt. Günther trifft nun zwar auch ein, muß aber mit leeren Händen scheiden. Da kann man es ihm nicht verargen, wenn er bei allen seinen vereitelten Hoffnungen noch so viel Laune, Kraft und Muth besitzt, auf das Glück zu schmähen (S. 201):

Dein Rasen dient mir zum Gespötte,
Und könnte mir mein Wunsch geschehn,
Daß jede Wunde Lippen hätte,
So wollt' ich dich recht grausam schmähn.
Du Wetterhahn, du blindes Weib,
Du Blaustrumpf, du Verderbungsmittel,
Du Hure vor des Pöbels Leib,
Du Zauberbalg, du Thorheitsschwester,
Du Wildfang, du Betrügerin.

Günther will nun Schlesien auf immer verlassen. Ehe er aber gleichsam alles aufgiebt, bittet er noch einmal seinen Vater und zwar in einem langen alexandrinischen sogenannten Versbriefe (S. 855—871):

„Den Unwillen eines redlichen und getreuen Vaters suchte durch diese Vorstellung bei dem Abschiede aus seinem Vaterlande zu besänftigen ein gehorsamer Sohn." Er erzählt den Ursprung seines Elends, wie er allmählig durch die Unversöhnlichkeit seines Vaters und den Haß seiner Verwandten immer mehr gesunken sei:

— man verfällt von Zeit zu Zeit
Und gewöhnt sich ganz gelassen zu der Niederträchtigkeit.

Dann berichtet er, daß die Liebe und Verehrung gegen seinen Vater noch

eben so sei wie früher, und unwandelbar, was ihn endlich zu der wunderlichen Erklärung bringt:

Stünd' es mir auch zehnmal frei, einen Vater zu erwählen,
Würd' ich dich doch in der That alle zehnmal nicht verfehlen;
Würdest du mir auch im Kittel vom Verhängniß vorgestellt,
Käm' ich doch aus deinen Lenden mit Vergnügen auf die Welt.

Alle Prosa und alle Poesie war umsonst, nichts vermochte das Herz des grausamen Vaters zu öffnen. Die Blüthe seines Lebens ist geknickt, seine letzte Hoffnung geschwunden, er hat nichts behalten auf der kurzen Wanderung als sein Unglück und seine Lust zu sterben. Von einem Freunde begehrt er nur (S. 412):

— so denk auch meiner Noth
Und thu ein Liebeswerk und wünsche mir den Tod.

Im Herbste 1722 tritt Günther seine Reise an. Die ganze Vergangenheit mit ihren Leiden und allen trüben Ereignissen steht vor seiner Seele. Kein heiteres Bild wagt aufzutauchen, und voll Ingrimm und Abscheu wendet er sich weg von seinem Vaterlande (Nachl. S. 41):

So lebe wohl mit allen Spöttern,
Du ehmals werthes Vaterland!
Was hat dir wol mein Geist zu danken?
Verfolgung, Schande, Neid und Zanken,
Und Freunde, die kein Flehn gewinnt.
Ja, müsst' ich heute bei den Drachen
Gefährliche Gesellschaft machen,
Sie wären gütiger gesinnt.

Günther hat bald seine Reise vollendet. Noch ehe der Winter eintritt, lebt er in Jena. Er sucht noch einmal aufzuathmen; er schwärmt auf den nahen Bergen und an den Ufern der Saale und träumt von seiner Jugendliebe (S. 303):

Nein! mein Geist, du irrst im Bilde,
Sieh den Ort genauer an!
Diese Tiefen, dies Gefilde
Ist kein schlesisch Canaan,
Und zum Paradies allhier *)
Mangelt nichts als Lorchens Zier.

---

*) Lustwandlungsort dicht bei Jena.

Male dir die Lust der Erden,
Adams ersten Aufenhalt,
Nebst den Mienen und Geberden
Seiner kläglichen Gestalt,
Und betrachte, wenn er flieht,
Wie betrübt er rückwärts sieht:

Siehst du dies, so sieh darinnen
Mich und meinen Zustand an!
Dessen Qual kein künstlich Sinnen
Und kein Kiel entwerfen kann:
Evens Anmuth blüht in dir,
Adams Unruh folget mir.

* * *

Von den Spitzen derer Hügel
Seh' ich oft ins Vaterland.
Hätt' ich doch nur Taubenflügel,
Oder Dädals Zauberhand!
Um nur, wie zuvor geschehn,
Dich, mein Engel, noch zu sehn.

Dich, o Sonne meines Lebens,
Dich, o Ursprung meiner Glut!
Ist's denn, leider, ganz vergebens,
Daß mein Mund so kläglich thut?
Nein, ich weiß dein klingend Ohr
Stellt dir oft mein Leiden vor.

Ist der Tag der Erd' entwichen,
So verwahrt dein Bild die Ruh.
Kommt ein Ostwind hergestrichen,
Kehr' ich ihm das Antlitz zu;
Denn mich deucht, er bringe mir
Manchen sanften Kuß von dir.

Aber alle seine Liebe und Sehnsucht, alle seine Freude hienieden sollte bald beendet sein. Seit Anfang des Jahres 1723 litt er an mancherlei körperlichen Beschwerden; er wurde bettlägerig, es zeigten sich die Vorboten des Todes. Sein Geist blieb dennoch stets rege. Noch auf seinem Krankenlager schrieb er „Letzte Gedanken" (S. 837

bis 844.). Wir hören noch einmal das reuige, kindliche, liebende Herz, dem es schwer wird zu scheiden ohne Abschied, ohne Versöhnung mit Gott und der Welt. Er ist sich sterbend dieses beseligenden Gefühles bewußt (S. 838):

Das, worauf mein Ruhm noch trotzt, ist ein ehrliches Gemüthe,
Diesen Adel, diesen Schatz kriegt' ich von des Himmels Güte
Mit dem Blute deutscher Eltern, dieses ward so gut gemengt,
Daß mein leicht versöhnlich Herze keinem was zu schaden denkt.

Er erinnert sich alles dessen, was ihm lieb und theuer ist, und segnet jeden, der ihm nur irgend Gutes erwies (S. 841):

Alles, was mich je geliebt, unterrichtet und gepriesen,
Was mir Trost und Rath ertheilt, was mir Höflichkeit erwiesen,
Was mir eine Hand voll Wasser und ein Stücke Brot verliehn,
Dessen rühmliches Gedächtniß muß in tausend Gliedern blühn.

Er ruft allen ein Lebewohl zu, auch ihr, die er verlassen mußte (S. 843):

Komm, du Liebste meines Herzens, schau, es geht zur letzten Ruh,
Komm und drücke, schönste Seele, mir nur noch die Augen zu!

Er wird kränker, er fühlt seinen Tod nahen und begehrt das heilige Abendmahl zu genießen. Kurz vorher hatte er seine „Bußgedanken" aufgesetzt und mit den Worten geschlossen:

Oft ist ein guter Tod der beste Lebenslauf.

Der Geistliche kam zu spät, Günther war sanft eingeschlafen. Er starb den 15ten März 1723 in einem Alter von 28 Jahren weniger drei Wochen und drei Tage. Seine Landsleute hielten ihm ein feierliches Leichenbegängniß und begruben ihn auf dem Gottesacker vor dem Johannisthore. Kein Stein bezeichnet die Stätte, wo er Ruhe fand, aber sein Andenken wird leben für jeden, der sich um die Geschichte der deutschen Litteratur kümmert. Die Grabschrift, die sich Günther selbst verfaßt hat, lautet (S. 771):

Hier starb ein Schlesier, weil Glück und Zeit nicht wollte,
Daß seine Dichterkunst zur Reife kommen sollte.
Mein Pilger, lies geschwind und wandre deine Bahn!
Sonst steckt dich auch sein Staub mit Lieb' und Unglück an.

Joh. Günther überlebte seinen Sohn um viele Jahre. In einem Schreiben an den Biographen seines Sohnes 1738, Steinbach (S. 123) äußert er sich also:

„Mein Sohn war von mittelmäßiger Statur und wohlproportionierten, gesunden und geschickten Gliedern, eines gleichfalls mit den andern Gliedern wohl harmonierenden Gesichts, etwas länglicht und von schwarzbraunen Augen und Haupthaaren, außer daß er eine damals lange Staatsperücke mit blonden Haaren trug. War sonst freundlich und annehmlich von Angesicht, und hatte was Reizendes an sich, daß er auch bald von Kindheit an und sonderlich bei seinem Studieren und erwachsenen Jahren jedermann gefiel. Dem Temperamente nach war er ein Sanguineo-Melancholicus.“ In demselben Schreiben (Steinbach S. 128): „Was seine Lamentationes in vielen Gedichten anlanget, da er über viel Feinde und Neider klaget, die ihm an seinem Glücke hinderlich wären, solches sind mehrentheils melancholische Grillen. Denn wenn er durch liederliche Verschwendung dasjenige, wovon er lange Zeit hätte leben sollen und haushalten können, in Kurzem, ja in einem Abende vielmals durchgebracht oder durch liederliche Pursche sich darum bringen lassen und so dann manchmal darben müssen, ist er in solche melancholische Gedanken gerathen, daß er nicht gewußt, wem er seinen Mangel zuschreiben sollen, da er denn auch wol seine Eltern tacite beschuldigen wollen, daß sie ihm an seinem Glücke hinderlich wären, so er aber ohne Impietät nicht thun können, als welche mehr an ihm gethan, als sie schuldig gewesen und thun können. So hat er auch sonst nicht viel Feinde gehabt, als die er vielleicht mit seiner satyrischen Feder ihm selbst gemacht. Ist also einzig und allein fortunae suae sinistrae faber gewesen, denn er das Glücke, so ihm überall nachgelaufen und die Hand geboten, von sich gejaget. Es hat ihm an hohen Gönnern, Patronen und Wohlthätern nicht gemangelt, wenn er sich derselben Gelegenheit hätte accommodieren und dieselbe annehmen wollen und sich nicht so wankelmüthig und groß aufgeführt hätte, als wenn er keiner Hülfe bedürfe. Es sind ihm wol hundert gute Gelegenheiten, glücklich fortzukommen, vorgefallen, die er aber zu seinem Schaden ausgeschlagen.“

Hauptquelle für Günther's Leben

Johann Christian Günthers, des berühmten Schlesischen Dichters, Leben und Schrifften. Gedruckt in Schlesien 1738. Auf des Verfassers eigene Unkosten. 8°. Unter der Vorrede: Carl Ehrenfried Siebrand, d. i. Christoph Ernst Steinbach, † zu Breslau 1741.

Daniel Stoppe.

Daniel Stoppe ist zu Hirschberg*) im schlesischen Gebirge den 17. November 1697 geboren. Er studierte 1719—1722 Philosophie und schöne Wissenschaften zu Leipzig, ward 1742 Conrector in seiner Vaterstadt und starb als solcher daselbst den 12. Juli 1747. Diese kurzen Nachrichten theilt Ehrhardt mit in seiner Jauerschen Presbyt. S. 209.

Daniel Stoppe war ein zu seiner Zeit hochbeliebter und beinahe berühmter Gelegenheitsdichter. Schlesien wenigstens bewunderte ihn als einen zweiten Günther oder doch als einen sehr würdigen Nachfolger desselben, und die Gottschedische Schule, welcher sich Stoppe angeschlossen hatte,**) sah in ihm einen Anhänger ihrer Ansichten. Stoppe steht Günthern in technischer Fertigkeit nicht nach, er weiß die Sprache zu handhaben, reimt und versificiert leicht und fließend wie Günther, und durch unbekümmertes ausgelassenes Wesen übertraf er ihn sogar; aber nur diese niedern Eigenschaften Günthers hatte er sich mit Glück anzueignen gewußt, Günthers blühende Phantasie, sein Gemüth, die Fülle seiner Anschauungen waren ihm fremd geblieben. Stoppe ist ein gutmüthiger Philister, für einen Gottschedianer aber viel zu frisch und derbe: in der Jugend zeigt er sich muthwillig, seinen niedrigcomischen Witz läßt er in Gemeinheit ausarten, versteht jedoch auch ihn zur Naivität und Schalkhaftigkeit hinzuleiten; in älteren Jahren wird er ernst, trocken, langweilig. Von der Poesie hat er keine sonderlich hohen Ansichten; sie dient ihm wie der Kaffe und Tabak zum Amusement seiner selbst und seiner werthen Freunde und hohen Gönner; sie ist ihm mehr ein äußeres als ein inneres Bedürfniß; er gleicht darin, wenn nicht allen, doch den meisten Gelegenheitsdichtern. Der Lieblingsgegenstand dieser Poesie

---

*) sein Vater Tobias war Schleierweber daselbst.

**) vgl. Parnaß S. 267. „Doch da mein Gottsched steigt,
So werd' ich künftighin das Glücke sehend nennen."

bleibt meist immer das gewöhnliche alltägliche Leben; wie es ihm erscheint in aller seiner Blöße, stellt er es dar; er bewahrt dabei eine solche Natürlichkeit, die einen ordentlich erschrecken kann. Doch war eben diese Natürlichkeit Grundsatz bei ihm. Ged. II. Samml. S. 139 sagt er selbst:

Die Schreibart, welche stets die Mittelstraße hält,
Und weder sich versteigt noch gar zu Boden fällt,
Gefällt mir jederzeit.

Er weiß seine Schilderungen, die er oft sehr in die Länge ausspinnt, durch nichts zu heben als durch Witze und moralische Betrachtungen. Sein Witz ist aber meist immer ein sehr niedriger, wobei uns heutiges Tages nichts so sehr berührt als die Scham für jene Zeit, welche so etwas gern zu bieten und gern zu empfangen vermochte. Die moralischen Betrachtungen bestehen nur aus gemeiner Lebensphilosophie, die ohne alle Tiefe und Wärme sich ausspricht und natürlich immer in gemeinen handgreiflichen Wörtern und Redensarten, wie man's bei dem gemeinen Volke gewohnt ist:

Ged. I. Samml. S. 20.

Geht's heute schlimm, so kann's wol morgen
Um 16 Groschen besser gehn.

Belege hiezu gewährt besonders recht reichlich Stoppe's Jugendpoesie, die in zwei Sammlungen*) (1728 und 1729) aufbehalten ist. Als Mittelpunkt dieser Poesie erscheint die Dreiheit des damaligen Junggesellen- und Studentenlebens: Tabak, Bier oder Kaffe, und die Liebe. Der Tabak steht obenan; Stoppe stellt ihn zwar nicht über die Geliebte, hält ihn aber für ebenso werth und betrachtet ihn als ein nothwendiges Erforderniß zum Dichten. Ged. I. Samml. S. 41:

Meine Muse flieht die Leier,
Wenn nicht auch die Pfeife glimmt,
Weil sie stets von diesem Feuer
Zunder zu dem Dichten nimmt.

Wort und Reime wollen wanken,
Wenn sie nicht der Knaster stützt,
Dessen Rauchwerk die Gedanken
Wie das Fleisch vor Fäulung schützt.

---

*) Erste Sammlung Von Daniel Stoppens, Siles. Teutschen Gedichten. Franckfurt u. Leipzig bey Christian Weinmann 1728. 8°. (236 S. mit Titelk.) Zweyte Sammlung ꝛc. Das. 1729. 8°. (216 S.)

Stoppe sucht auch hierin seinem geliebten Meister Günther nachzufolgen und ähnlich zu werden. In einem Hochzeitliede beschreibt er den schlechten Fortgang seines Dichtens, wie er alles versuche und es wolle ihm doch nicht gelingen; selbst der Tabak habe ihn im Stich gelassen (Gedichte II. Samml. S. 80):

Ich stackt' ein Pfeifchen Knaster an,
Und dachte mit dergleichen Dingen,
Wie Günther ehemals gethan,
Die Reime durch den Dampf zu zwingen;
Ich rauchte stark, und siehe da!
Das Blatt blieb leer, und mein Bemühen
Verglich sich jenen magern Kühen,
Die Pharao im Traume sah.
Die Reime wollten gar nicht fliessen,
Und wenn ich mich vor Angst zerrissen.

Der Gegenstand, dem man so viele Anregung zur Poesie beimaß, verdiente gewiß vor allen andern auch von der Poesie gefeiert zu werden. Stoppe hat sein Bestes gethan: (Ged. Samml. II. S. 55. 56)

Tobacks-Arie.

Knaster ist mein Element,
Dieses kann bei trüben Tagen
Alle Feinde niederschlagen,
Die man Gram und Sorgen nennt.

Knaster ist mein Freudenpferd,
Das mit meinen Kummersteinen,
Wenn die leeren Hände weinen,
Eilends aus dem Wege fährt.

Knaster ist mein Morgenstern,
Der mich aus den Federn treibet
Und mein Frühgerichte bleibet,
Nüchtern rauch' ich gar zu gern.

Knaster ist mein Abendlicht;
Sind die Lebensgeister müde,
So erhalten sie den Friede,
Wenn der Dampf die Augen bricht.

Knaster ist mein liebster Schatz,
Der hält mir beständig stille,
Kein verdammter Widerwille
Hat in unsrer Eintracht Platz.

Knaster ist mein Espagnol,
Der muß meinen Reimideen
Hurtig in die Nase gehen,
Wenn ich Verse machen soll.

Knaster ist mein Medicus,
Ich darf keine Pillen brauchen,
Wenn ich von dem vielen Rauchen
In die Hosen niesen muß.

Ja, im Parnaß im Sättler S. 171 will er seine Tabakspfeife als Sternbild an den Himmel versetzt wissen:

Herunter mit der läpschen Flöte,
Die nächtlich dort am Himmel brennt,
Der Platz gehört vor meine Pfeife,
Die mir, so oft ich sie ergreife,
Das zärtlichste Vergnügen gönnt.

Ganz natürlich, daß der häufige Genuß des Tabaks einen ganz besonderen Einfluß auf die damaligen Poeten haben und eine ganz besondere Poesie erzeugen mußte, die man am Ende nur deshalb ertrug und schön fand, weil man sich daran gewöhnt hatte, wie's Stoppe im Namen eines anderen an seine Geliebte dieser holden Schönen nachrühmt (Ged. Samml. I. S. 14):

Doch du bist mir nicht zuwider (abgeneigt),
Wenn der Dampf (sc. meiner Pfeife) schon andre schreckt,
Und der Mund, wie meine Lieder,
Nach dem edlen Kraute schmeckt.

Zum Tabak gehört nothwendig Kaffe oder Bier; ihre Wirkungen sind aber bei weitem nicht so nachtheilig wie die des Tabaks, im Bunde aber mit diesem mußten sie jene galante Stubenpoesie hervorbringen, die nach niedrigen Genüssen haschend, nur daran sich erquickte und sättigte und in den Kreis des häuslichen Alltagslebens eingepfercht nur darin sich wohlbefand. Leider ward auch das beseligendste Gefühl, was dem Menschen so werth und heilig sein soll wie die Religion, die Liebe, von dieser galanten Poesie eben so wie Tabak und Kaffe als bloßer Sinnengenuß betrachtet und geschildert. Es übersteigt allen Glauben, in welche Gemeinheiten die damaligen Poeten ausarteten, sobald sie nur die Liebe berührten! Stoppe ist noch nicht der schlimmste; er kennt und achtet das Glück der Ehe, doch sind daneben seine Schilderungen von allen Verirrungen und Sünden in der Liebe mit so vieler Wohlgefälligkeit entworfen und so vielen Witzeleien ausgestattet, daß man weder von des

Dichters Sittlichkeit noch der Tendenz seiner Poesie eine sonderlich gute Ansicht gewinnen kann. Darf man auch von einer Zeit, wie die damalige leider war, keine Reinheit erwarten, so darf man doch von Männern, deren Beruf die Erziehung der Jugend war, sogar fordern, daß sie sich alles Unschicklichen, aller Zweideutigkeiten enthalten. Nur sehr selten stimmt sich seine Poesie in den beiden erwähnten Sammlungen, wo sie zu der Liebe in Beziehung tritt, zu einer würdigen Haltung. Ein Gedicht wie das folgende (Ged. II. Samml. S. 63) steht beinahe einzig da:

Aria.

Endlich wird der Himmel lichte
Nach der kummervollen Nacht,
Und die düstern Unglückssterne
Treten endlich ganz von ferne,
Da die Sonne wieder lacht.
Endlich wird der Himmel lichte
Nach der kummervollen Nacht.

Endlich schlägt die frohe Stunde,
Da mein treues Hoffen siegt,
Endlich kommt des Glückes Morgen,
Da der Jammer meiner Sorgen
Noch in vollem Schlafe liegt.
Endlich schlägt die frohe Stunde,
Da mein treues Hoffen siegt.

Endlich erndtet meine Liebe
Ihre Garben fröhlich ein,
Endlich muß die Angst verstreichen
Und von meinem Herzen weichen,
Denn, mein Schatz! nun bist du mein.
Und so erndtet meine Liebe
Ihre Garben fröhlich ein.

Dagegen sind in allen anderen Gedichten von der Liebe unzarte, häßliche, gemeine Betrachtungen, Beschreibungen und Herzensergüsse desto reichlicher ausgefallen. Selbst wo sein Liebesschmerz unbefangen und harmlos sein will, wird er komisch bis zum Ekel (Ged. I. Samml. S. 57):

Der Schmerz durchwühlt den Leib. Drum seh' ich armes Thier
So dürr und mager aus wie Stroh und Löschpapier,
Man mag mich von vorn und von hinten betrachten.
Ja wollte man mich schlachten,
So würde wenig Fett zu denen Würsten übrig sein.
Die Liebe wird an mir durch Schmerzen, Angst und Pein
Noch gar zum Henker werden.

Dieser niedrigkomische Witz ist das eigentliche Element, worin sich Stoppe am wohlsten befindet, überdem behauptet er hierin seine größte, wenn nicht gar einzige Eigenthümlichkeit. Man wird nichts ähnliches finden in der deutschen Poesie neben solchen Gedichten wie das folgende, worin er sich so zu sagen laufen läßt. (Samml. I. S. 6—8):

Gratulatoria
auf den Namenstag eines guten Freundes.

Auf, ihr muntern Taktphilister,
Spült den Hals mit Eiern aus!
Denn ihr müßt es schöne machen,
Schreit, als hättet ihr den Drachen,
Und besingt den heut'gen Schmaus.

Setzt die Flöten an die Fresse,
Nehmt die Geigen in die Hand!
Macht die Freude, die euch rühret
Und die Saiten höher schnüret,
Stracks der ganzen Welt bekannt!

Schiebt den Bogen wohlbedächtig
Auf dem Basse hin und her!
Raset wie Sylvanus-Götter,
Euer musicalisch Wetter
Wüthe, wie das wilde Meer!

Brennt die Wünsche eurer Herzen
Aus gezognen Röhren los!
Ja das Pulver eurer Liebe
Und der freundschaftsvollen Triebe
Melde sich durch Knall und Stoß!

Rufet: lebe, wachs und grüne,
Lebe du gelehrter Mann,
Daß die Last der Amtsgeschäfte
Deine Waden, deine Kräfte
Niemals dünne machen kann!

Nimm stets zu, als wie die Gänse,
Die man auf Sanct Merten spart,
Daß kein Sturm und keine Plagen
Dir den Hut vom Kopfe schlagen,
Nichts verletze deinen Bart.

Deine Jacke müsse halten,
Bis mein Nachtstuhl Junge heckt,
Bis man dich und deines Gleichen,
Wilde Vögel wegzuscheuchen,
Einst noch in den Haber steckt.

Deine hölzerne Perücke
Sei befreit von Garnison.
Du trägst, wo dir nicht zu rathen,
Von dergleichen Fußsoldaten
Einen blut'gen Kopf davon.

Deine alte Weiberbrille
Bleibe feste angeklemmt,
Daß dein Auge nicht erblinde,
Wenn das Fernglas, wie Clorinde,
Unverhofft zu Falle kömmt.

* * *

Dein Gedächtniß müsse brennen
Wie ein dickes Kreuzerlicht!
Ewig riechen deine Hosen
Nach Violen und nach Rosen,
Nur nach zweimal sieben nicht!

Selbst die Ziege deines Glückes
Schreie Lebenslang: Meck! Meck!
Ja, ein Schwanz von Phöbi Hengsten
Treibe dir, wenn dir am bängsten,
Stets die Kummerfliegen weg!

Aehnliche Wendungen liebt er sehr gern. Ein anderes Namenstagsgedicht schließt er mit den Worten:

Lebe, blühe, theurer Mann! bis die süßen Zuckernüsse
Auf den Schlehgesträuchen wachsen, bis der Zacke*) Schiffe treibt,
Bis man mit den Schemelbeinen wie mit leichten Federn schreibt,
Bis man in den Abendstern mit gebratnen Lerchen handelt,
Bis der Bober seinen Strom einst in Milch=Coffé verwandelt,
Bis die Welt statt der Manschetten Nesseln um die Hände bindt,
Bis die Bienen ohne Stacheln, Menschen ohne Fehler sind,
Bis die Bauern vor das Stroh Schlangen in die Stiefeln stecken,
Und im Winter sich mit Schnee lieber als mit Betten decken,
Bis man zu dem Tobacksschmauchen weder Maul noch Athem braucht,
Bis man statt des lieben Knasters Heu und dürre Stoppeln raucht.

---

*) ein kleiner Fluß im schles. Gebirge.

Später verschwand dieser jugendliche Muthwille beinahe ganz. So wie sich Stoppe vor der ersten Sammlung seiner Gedichte abbilden ließ, finden wir ihn nie wieder: er sitzt hier nämlich in seinem Museum in einem alten zerrissenen (und wahrscheinlich sehr schmutzigen) damastenen Schlafrocke im tiefsten Négligé am Tische, hat seine Kaffekanne mit zwei Tassen vor sich stehen, raucht sein Pfeifchen und dichtet dazu; an der Wand hangt eine Geige nebst zwei Clarinetten und unter dem halbgelüpften Vorhange zeigt sich eine kleine Bibliothek; am Fußboden steht mit Fractur: Einsam und vergnügt. Wenn Stoppe später in einer ähnlichen Gestalt vor unsere Augen tritt, so hält er sich immer in den Gränzen der Zucht und des Anstandes. Die alte Neigung zu muthwilligem Scherze scheint später in ihm entschlafen zu sein und sein Spiel selbst mit scherzhaften Dingen wird von jetzt an trockener. In einer neueren Sammlung seiner Gedichte, die 1735 unter dem Titel: Der Parnaß im Sättler*), erschien, macht er ein sehr ernstes Gesicht. Ueber den wunderlichen Titel giebt die Vorrede Aufschluß. Der Sättler wird eine bergigte Gegend bei Hirschberg genannt, der damalige gewöhnliche Spatziergang und Vergnügungsort der Hirschberger, und so auch besonders unsers Stoppe. „Hier, sagt er, kann man sich Lust zur Poesie holen. Wenn ich vor jemanden Verse machen soll und keine rechte Lust habe, so darf ich mich nur hier niederlassen, so geht's hinter einander weg, als wenn es geschmiert wäre; wie ich denn die mehrsten von gegenwärtigen Gedichten an diesem angenehmen Orte geschrieben habe.“ In diesen Zeilen eröffnet der Dichter zugleich den Inhalt seiner Sammlung: der größten Anzahl nach besteht sie aus Gelegenheitsgedichten, aus denen sich nichts Neues zur Charakteristik der damaligen Poesie und auch der Stoppischen zulernen läßt: breite prosaische Glückwünsche in Reimen an hohe Personen und Gönner und gute Freunde zu ihren Namens- und Hochzeitstagen, dann Begräbnißgedichte, ferner Cantaten und Arien auf Kaffe, Tabak und Weltlauf.

S. 175. Vivat mein Coffe! mein Schutzgott! mein Freund!
Wer dich verdammt und flieht, der ist mein Feind.

S. 206. Gnug, daß ich nach Coffe gelüste,
Der hilft dem Vater auf und stärkt die schwache Mutter,
An dem vertrink ich noch Rock, Knöpf' und Unterfutter.

*) „Der Parnaß im Sättler, Oder Scherz- und Ernsthafte Gedichte, Herrn Daniel Stoppens, aus Hirschberg in Schlesien, Mitglieds der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Frankfurt u. Leipzig, Verlegts Gottlieb Siegert, Buchhändler in Hirschberg 1735.“ 8°. (2 Kpf. 10 Bl. Vorst. 536 p. S.)

S. 172. 173. Die Tobacksblätter stellen mir
Durch ihr rauchendes Verglimmen
Das Schicksal meines Lebens für,
Ich werde, so wie sie, in Asch' und Staub verkehrt;
Die Jahre sind ein Rauch, der leicht und bald zerfährt,
Kaum bin ich eingewohnt, so heißt es: fort von hier!
Inzwischen bleiben doch die wohlgestopften Pfeifen
Mein Füllhorn der Zufriedenheit.
Sie können mir zu aller Zeit
Die dünngewordne Lust in meiner Seele häufen.
Ach! schlüge mir der Toback fehl,
So glaubt nur ganz gewiß, das Leben wär mir leid.
Ihr andern Kräuter, seht nicht scheel,
Wenn euch das Tobackskraut bei mir den Vorzug nimmt.
Seht nur, wie schön es hier in meiner Pfeife glimmt!
Dies Kraut kann hexen, zaubern, bannen,
Es hext den Kummer lahm, es bannt die Noth von dannen,
Die die Vergnügsamkeit von meinem Herzen trennt;
Es wird auch ordentlich den Hexen gleich verbrennt.

Wenn Stoppe hier im Parnaß mehr als sonst von seinem geringen Glücke 2c. singt, so muß wol sein äußeres Leben ihm zu reichlichen Stoff dazu gegeben haben. Das Lamento eines Informatoris privati S. 238 bis 241 scheint ganz aus seiner Seele hervorzutönen und auf den kümmerlichen und unangenehmen Zustand zu deuten, worin er sich selbst befand während der Zeit, ehe er als öffentlicher Lehrer an der dortigen Schule angestellt wurde. Der Ernst des Lebens hatte auch ihn überrascht und seine Leier mit andern Saiten bezogen. Es darf also nicht wundern, wenn wir ihn einen Ton anstimmen hören, der zu dem, was sonst das Wesen der Stoppeschen Poesie ausmacht, nicht passen will.

Parnaß S. 225. 226.

Aria.

Was hält euch ab? ihr müden Sorgen!
Wollt ihr noch nicht schlafen gehn!
Quält mich doch nicht immerzu,
Legt euch doch einmal zur Ruh!
Morgen, morgen
Mögt ihr wieder auferstehn.

Was hilft mich denn mein vieles Wiegen,
Wenn ihr niemals schlafen wollt?
Schämt euch, daß bei später Zeit

Ihr doch noch so munter seid.
Bleibt nur liegen!
Weil ihr ruhig schlafen sollt.

Ich will mich itzund zu euch legen,
Ruht mit mir bis morgen früh!
Tag und Nacht sind ja nicht gleich;
Wenn ihr wacht, so wacht vor euch!
Meinetwegen
Gebt euch weiter keine Müh.

Es schläfert euch, ihr matten Blicke!
Schlaft doch immer vollend ein!
Denket meinem Ungemach
Weiter nicht vergebens nach!
Gott und Glücke
Werden vor mich wachsam sein.

Ach! bist du da! du sanfter Schlummer!
Stille doch! itzt schlaf ich ein.
Himmel! gieb doch selbsten Acht,
Daß mein Elend nicht erwacht!
Laß den Kummer
Niemals wieder munter sein!

Eine merkwürdige Art von Gelegenheitspoesie, wie sie sich wol sonst nirgend aufweisen läßt, hat Stoppe erfunden: Gedichte auf Personen mit Vor- und Zunamen, mit Amt und Würden, Personen die aber nie existierten. So steht z. B. S. 424 im Parnaß ein Gedicht mit der Ueberschrift: „Anno 1731 den 18. April. Als Herr Benedict Balthasar Reymann, Med. Dr. Herrn Balthasar Reymanns, berühmten Organistens in Hirschberg einziger (wiewohl aus künftiger Ehe erst zu erzeugender) Sohn nach absolvierten fünfjährigen Studien von Leipzig nach Hause retournierte."

Stoppe hat sich einige Jahre später, nachdem sein Parnaß erschienen war, auch als geistlicher Dichter hervorgethan. Jeder ordentliche Dichter mußte in dieser Doppelnatur, nämlich geistlich und weltlich auftreten, wenn er als ein vollkommener Poet anerkannt sein wollte. Ich habe diese geistlichen Gedichte nie gesehen; sie führen den Titel: Sonntagsarbeit*); die Beyträge zur crit. Historie der deutschen Sprache bemerken darüber (V. Bd. S. 342):

*) Sonntagsarbeit, oder geistliche Gedichte auf alle Sonn- und Festtage durch das ganze Jahr, aufgesetzt von Daniel Stoppen ꝛc. Hirschberg, druckts und verlegts Dietrich Krahn 1737.

„Nur wäre es zu wünschen, daß der Urheber dieser Gedichte bei seiner sonst ganz reinen und flüssigen Poesie sich der gar zu niedrigen Ausdrückungen enthalten möchte, die einen oft, auch mitten in der Andacht, zum Lachen bewegen können.“

Seine poetische Laufbahn beschloß Stoppe mit zwei Sammlungen von Fabeln oder moralischen Gedichten *). Diese Poesieen sind nachgebildet den französischen des La Fontaine und De la Motte. Die Erzählung schleppt sich in schwerfälligen Alexandrinern, die von kürzern Versen unterbrochen werden, bis zur Moral fort. Die Gottschedische Schule (s. Beytr. VI. Bd. S. 299—310.) nahm diese Fabeln gut auf, besonders weil sie gar nichts Anstößiges wider die Tugend und guten Sitten darin fand, und empfahl sie in dieser Hinsicht als Muster. Nur konnte sie sich damit nicht recht befreunden, daß die redenden Gegenstände in Schimpfwörter, Flüche, Betheuerungen, Schwüre rc. ausbrechen und daß *etliche niedrige Wörter häufig* darin vorkommen. Was Stoppe am Ende einer Fabel als Moral sagt, konnte er recht gut auch von sich sagen, indem er ja auch sein Publicum für niedriger hielt als es war:

(Neue Fabeln I. Th. S. 197)

Ihr Dichter, spart den frommen Fleiß,
Den der gemeine Mann niemals zu schätzen weiß;
Ein frecher Ausdruck ist ihm lieber
Als alles, was die Kunst des Beifalls würdig schätzt.
Wer für den Pöbel schreibt, der muß ganz anders singen.
Was ein gemeines Ohr ergötzt,
Muß, leider! frei und frech und zotenhaftig klingen.

Stoppe's Fabelmanier war damals neu und wurde sehr bewundert, gerieth aber demungeachtet bald in Vergessenheit. Um diese Manier vollständig kennen zu lernen, dürfte sich jetzt niemand Geduld fassen; eins der besten Stücke daraus anzuhören, ist schon zur Vergleichung mit den Fabeln späterer Dichter belehrend. (Fabeln I. Th. S. 33—35):

Die Lust und der Schmerz.

Der Schmerz kam mit der Lust zugleich auf diese Welt,
Es war mit allem Fleiß von Gott so angestellt.
Warum? es sollt' uns hier auf Erden
Das Leben nicht zu schwer, auch nicht zu leichte werden.

---

*) Neue Fabeln oder Moralische Gedichte, der deutschen Jugend zu einem erbaulichen Zeitvertreib aufgesetzt von Daniel Stoppen rc. I. II. Th. Breßlau 1738. 1740. 8°. (auch mit Titelbl. Bresl. 1745.)

Die Lust war angenehm von Reden und Gestalt,
Beständig aufgeräumt und überall willkommen;
Sie machte sich beliebt und ward von Jung und Alt
Mit allen Freuden aufgenommen.
Der Schmerz im Gegentheil sah ganz verdrießlich aus,
Er redete nicht viel, und hatt' er was zu sagen,
So war es weiter nichts als ein beständig Klagen;
Drum ließ ihn Niemand gern ins Haus,
Er machte sich die Leute gleich zu Feinden.
Man hatt' ihn kaum gesehn, so war man ihm schon gram,
Und gleichwol sollt' er sich mit jedermann befreunden.
So oft er hier und dar zu einem Reichen kam,
So suchten ihn die Diener abzuweisen.
Bald mußte der Patron verreisen,
Bald hatt' er viel zu thun, bald hielt er Mittagsruh,
Bald hieß es: Fragt nur morgen zu!
Ihr kommt uns heute nicht gelegen.
Die Armen ließen sich viel eher noch bewegen,
Und nahmen ihn manchmal in ihre Wohnung ein.
Fuhr einem ungefähr die Holzart in das Bein,
So schien der Schmerz sein bester Freund zu sein,
Der hielt getreulich bei ihm Haus.
Das Weib spatzierte manchmal aus,
Um an des Mannes Statt die Nahrung fortzutreiben,
Drum mußte Bruder Schmerz indessen bei ihm bleiben,
Damit nur jemand bei ihm war.
Er wagte sich nicht eh zu hocherhabnen Leuten,
Als in der größten Leibsgefahr,
Da mußt' er sie zum Tode zubereiten;
Sie hatten größtentheils zum Sterben keine Lust
Und machten ihm oft viel zu schaffen.
Ihr müßt euch, sprach der Schmerz, nicht in die Welt vergaffen!
Wenn dieses noch nichts half, so rief er: Hans, du mußt!
Dies war auch insgemein sein stärkstes Argument.
Bei Hofe suchte man die Lust einst einzusperren,
Als wäre sie nur bloß ein Werk für große Herren;
Dem Pöbel wurde nur des Jahrs einmal vergönnt,
Ihr Angesicht zu sehn, wenn Kirms im Dorfe war;
Kurz drauf verbot man sie den Bauern ganz und gar.
Das Schicksal war damit vollkommen schlecht zufrieden,
Denn die Parteilichkeit sprach seiner Gnade Hohn,
Die jedem unter uns, ohn Ansehn der Person,
Ein gleiches Theil von Lust und Schmerz beschieden.
Weil nun der Pöbel sich beschwerte,
Daß man ihm alle Lust verwehrte:

So gab Gott den Befehl, es sollten Schmerz und Lust,
Und zwar den Menschen unbewußt,
Zusammen einen Tausch mit ihren Kleidern treffen.
Sie thaten es. Und seit der Zeit
Läßt auch manch Kluger sich das angenehme Kleid,
Das itzt den Schmerz verbirgt, zu seinem Schaden äffen.
Die wahr= und ächte Lust, weil sie verdrießlich scheint,
Bekömmt gar selten einen Freund;
Sie geht und muß nunmehr die Leute selber bitten,
So sehr man sich nach ihr sonst riß.
Der scheinbarsüße Schmerz, dem man die Thüre wies,
Ist itzund gern gesehn und immer wohl gelitten.
Wer auf das Ansehn traut, wird manchen glücklich nennen,
Der den vermummten Schmerz in seine Arme schließt.
Man kann die Lust gar leicht verkennen,
Weil sie der Kleidung nach sich nicht mehr ähnlich ist.

Nach seinem Tode erschien noch:

„Weiland Herrn Daniel Stoppens, Conrectoris in Hirschberg, Schwanengesang, bestehend aus einem poetischen Jahrgange über die Evangelien aller Sonn= und Festtage, zu welchem der Capellmeister Telemann, in Hamburg, die Music verfertiget. Hirschberg (1749.)" 8°. (92 SS.)

Stoppe hat nur die Cantaten bis zum 6. Sonntag nach Trinitatis vollendet, der Schluß ist von anderer Hand hinzugethan. Wir lernen aus diesen eigentlich ganz für die Musik berechneten Poesien nichts, was uns Stoppen anders erscheinen ließe, als er sich in der obigen Schilderung zum Theil selbst gegeben hat. Weil es seine letzte poetische Arbeit war, so möge die einzige poetische Stelle daraus (S. 11.) hier einen Platz finden. In einer Weihnachtscantate heißt es:

Neugebornes Licht der Welt!
Licht des Lebens, Licht der Freude!
Führe mich durch deinen Schein
Aus der Welt in Himmel ein.
Lehre mich mein Heil verstehn;
Leuchte mir zum Schlafengehn,
Wenn ich einst von hinnen scheide;
Wenn mich Nacht und Furcht befällt
Vor der künftgen Höllenpein.
Neugebornes Licht der Welt!
Licht des Lebens, Licht der Freude!
Führe mich durch deinen Schein
Aus der Welt in Himmel ein.

Schon die Gottschedianer hatten an Stoppe Silesismen getadelt, und mit Recht. Man wird aber dergleichen bei allen schlesischen Dichtern vor und nach Opitz finden. Stoppen trifft also nicht ein besonderer Vorwurf, überdem wußte er es und suchte alles Mundartliche mehr und mehr zu vermeiden; früher spöttelte er jedoch selbst darüber (Ged. I. Samml. S. 128):

Schläget mich der Bauer ins Genicke,
Wenn ich noch so nette reden will,
Fehlt mir der Accent und das Geschicke,
Treue Liebe fragt darnach nicht viel;
Wenn man schon was schlesch mitunter spricht,
O mein Mädchen zürnt deswegen nicht.

Kein Gottschedianer noch sonst ein damaliger Criticus erwähnt jejedoch an unserm Dichter eines Vorzugs, der leider damals gar keine Anerkennung fand, demnach auch keine Wirkung machte: es ist die große musterhafte Enthaltsamkeit im Gebrauche mythologischer Namen und Beziehungen. Die Literaturgeschichte muß jedes Verdienst um die vaterländische Poesie hervorheben und dankbar nennen, und so dürfen wir denn auch von Stoppe nicht ohne Dank für seine Bemühungen, den Mißbrauch mit der alten heidnischen Götterwelt aus unserer Poesie zu verbannen, Abschied nehmen.

(Gedichte II. Samml. S. 138):

Vors andre thu' ich es und zwar mit allem Fleiße,
Daß ich so leichte nicht mit Göttern um mich schmeiße.
Was nutzt der leere Kram? was hilft die schwülst'ge Pracht,
Die fast ein jedes Wort zu schweren Räthseln macht?
Der Leser kann oft nicht den Zweifelsknoten spalten
Und muß voll Aergerniß so lange stille halten,
Bis ihm ein gutes Buch die Sache deutlich weist,
Was das verdeckte Wort zu unsern Zeiten heißt. rc.
Ich bin in dieser Kunst ein unerfahrnes Kind
Und lasse meinen Kiel nicht mondensüchtig werden.
Was geht mich denn Herr Mars und die Frau Venus an?
Was grillisieret man von Jovis Donnerwettern?
Soll meine Phantasie bis an die Sterne klettern?
Das wäre gar zu hoch. So wenig als Vulcan,
Der lahme Meister Schmidt von Herzensgrunde lachte,
Als ihm sein Eheschatz den Hut voll Federn machte,
So wenig find' ich auch an Versen eine Lust,
Die stets von Götterbrot und Amberkuchen sagen.

Einige Vor-Opitzianer.

Schon die Gottschedianer hatten an Stoppe Solözismen getadelt, und mit Recht. Man wird aber dergleichen bei allen schlesischen Dichtern vor und nach Opitz finden. Stoppen trifft also nicht ein besonderer Vorwurf, überdem wußte er es und suchte alles Mundartliche mehr und mehr zu vermeiden; früher scherzte er jedoch selbst darüber (Ged. 1. Samml. S. 128):

[illegible]

[illegible] damaligen Critikus erwähnt [illegible] Zugabe, der leider damals gar keine [illegible]

[illegible]

(Gedichte II. Samml. S. 135):

[illegible]

Vor beinahe fünf Jahren entwarf ich den Plan zu einer Geschichte der deutschen Poesie in Schlesien vom 16ten Jahrhunderte an bis über den Anfang des 18ten hinaus. Ich glaubte, durch die vielen öffentlichen Bibliotheken Breslau's und durch die nicht unbedeutenden Privatsammlungen würde ich zu diesem Unternehmen hinlänglich unterstützt werden. Leider aber fand ich bald, daß für diesen Zweck viel zu wenig geschehen war: niemand hatte dafür recht gesammelt, noch sonst auf eine Weise zweckmäßig vorgearbeitet. Aus den Klosterbibliotheken war in die Königliche Bibliothek Weniges der Art übergegangen, von Frankfurt*) noch weniger mit herübergekommen, und zu Ausfüllung der vorhandenen Lücken hatte sich in späterer Zeit selten Gelegenheit dargeboten. Die Rhedigerische Bibliothek enthält freilich auch in dieser Hinsicht große Schätze, aus dem Nachlasse des Rector Arletius; doch hatte sich derselbe nur auf gewisse Dichter (Opitz, Quirin Kuhlmann, Günther, und besonders Simon Dach, der also nicht einmal hieher gehört,) beschränkt. Was der selige Professor Scheibel für dies Fach gesammelt, wurde in einer schlimmen Zeit (1809) versteigert, und ging zum Theil zu Spottpreisen außer Landes; und ein ähnliches Loos ward der beträchtlichen Bibliothek des Ecclesiasten Scholz (1817) zu Theil. Die Magdalenen-Bibliothek besitzt unter ihren Vermächtnissen aus verschiedener Zeit nur hübsche Einzelheiten, und die Bernhardin-Bibliothek, so reich an Silesiacis, ist doch eigentlich arm an schlesischen Dichtern; als man in neuer Zeit auch darauf fleißig Rücksicht nahm, war es zu spät. Die Dom-Bibliothek ent-

*) Was von allen Universitäts-Bibliotheken gilt, das gilt auch von der Frankfurter. Vaterländische Litteratur wurde in früherer Zeit niemals berücksichtiget, und findet sich dennoch hier und da ein Buch daraus vor, so rührt das aus zufälligen Vermächtnissen und Schenkungen her.

hielt vor ihrer Plünderung (1632) viele interessante deutsche Dichtungen, aber, sonderbar genug, nichts Schlesisches, und nachher ist, wie ich aus den vorhandenen Katalogen ersah, ebenfalls nichts dafür gethan *). Die Liegnitzer Bibliothek sollte, vermöge ihres Alters und ihrer Lage, sich auszeichnen in diesem Fache; nach Durchsicht ihres sehr dicken Katalogs finde ich jedoch, daß sie blutarm darin ist. Vielleicht ließe sich von Fürstenstein, wo der ganze handschriftliche Nachlaß des unermüdlichen Ezechiel aufbewahrt wird, wichtige Ausbeute gewinnen; doch hatte ich weder dahin Gelegenheit zu reisen, noch nach Hermsdorf, wo wenigstens die Berichte in den schlesischen Neuigkeiten Manches vermuthen lassen **). Die herzogliche Bibliothek in Oels enthält nur wenige schlesische Dichter, die sich nicht auch anderswo vorfinden, und was von der sonst wichtigen Bibliothek der oberlausitzischen Gesellschaft in Görlitz hiefür zu erwarten stand, zeigt das zweibändige gedruckte Verzeichniß, nämlich gar nichts; und so mag's sich auch wol in dieser Hinsicht mit der dortigen Milich'schen Bibliothek verhalten, die jedoch mir einer genauen Durchsicht sehr werth scheint. Hingegen dürfte man in manchen schlesischen Gymnasien- und Kirchen-Bibliotheken ***) nach ältern schlesischen Dichtern nicht vergebens suchen; da ich aber bisher weder Zeit noch Gelegenheit hatte, mich darum zu bemühen, so waren auch diese Bibliotheken für meinen Zweck so gut wie gar nicht vorhanden.

---

*) Als ich Bibliothecar der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur zu Breslau war, gründete ich eine schlesische Bibliothek, worin denn auch die schlesische Poesie bedacht wurde. Die Sammlung ist jetzt schon nicht unbedeutend. Eine gute Gelegenheit zur Vermehrung ergab sich, als ich meine eigene Sammlung schlesischer Dichter, woran ich zwanzig Jahre gesammelt hatte, versteigern ließ (siehe das Verzeichniß Nr. 575 bis 716). Die Gelegenheit blieb unbenutzt; die besseren Sachen wurden zerstreut und wanderten in die Ferne, die übrigen Sachen blieben mir und wurden und werden nun anderweit verkauft — traurig für eine Gesellschaft, die sich eine schlesische nennt und doch für dergleichen wol Mittel genug hat. Anmerk. vom J. 1844.

**) Späterhin habe ich auch diese Bibliotheken kennen lernen; die Fürstensteiner und die Hermsdorfer, jetzt Warmbrunner, enthalten nichts von Bedeutung für den fraglichen Zweck. Anmerk. vom J. 1844.

***) In der Kirchenbibliothek zu Landshut fand ich jedoch nichts für meinen Zweck. Die beiden Bände in Folio, meist Briefe aus der Reformationszeit enthaltend, verdienen noch größere Beachtung, als bisher geschehen.

Es blieb mir also am Ende weiter nichts übrig, um nur einigermaßen diesen so zerstreueten und deshalb so schwer herbeizuschaffenden Stoff näher beisammen zu haben, als mich auf Breslau zu beschränken; und deshalb ist der nachfolgende Versuch noch so dürftig ausgefallen, wie ich denn überhaupt aus Mangel an Hülfsmitteln schon vor drei Jahren die Geschichte der Poesie des 16ten Jahrhunderts ruhen lassen mußte. —

Um jedoch das noch Fehlende zu ergänzen und ruhiger in den Opitzischen Zeiten meines Gegenstandes mächtig zu werden, habe ich mir selbst eine Sammlung angelegt, die nun schon in diesem Augenblicke meines Wissens die bedeutendste der Art ist. Sehr viel verdanke ich dabei der Gefälligkeit des Herrn Antiquar Ernst, und was die Feststellung der verschiedenen Dichter und ihrer Werke anbetrifft, so gebührt vor allen der unermüdlichen Unterstützung des Herrn Dr. Paritius mein herzlicher Dank, der sich auch für die Zukunft zu Nachweisungen und Berichtigungen jeder Art, wozu ihm seine eigenen gründlichen Forschungen und seine vortrefflichen genealogischen und litterarischen Sammlungen hinlänglich in den Stand setzen, erboten hat.

Da eine Geschichte der deutschen Poesie Schlesiens von 1624 bis gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts beinahe zugleich eine Geschichte der deutschen Litteratur genannt werden kann, so ist sie Gegenstand von nicht bloß örtlicher, sondern allgemeiner Wichtigkeit, und verdient auch eine viel gründlichere Behandlung, als ihr bis jetzt zu Theil geworden ist. Eine solche Geschichte, wie ich sie beabsichtige, wird die alten Ansichten unserer Litteratoren, die sich meist nur auf guten Glauben fortpflanzen, nicht allein berichtigen, sondern auch größtentheils irrig und falsch darlegen. So erscheint Opitz immer in Bezug auf seine prosodischen Grundsätze als ein Deus ex machina, ein Erfinder, während er doch nur Vollender derselben war*); so nimmt Andreas Scultetus in

*) „Es hat der Sinnreiche Opitz, ohne zweifel aus Ernst Schwabens von der Heide, im Jahr 1616 außgangenen Poëtischen Büchlein die erste anleitung bekommen, sich in die Teutsche Poesi einzurichten, welche Ihm auch alsbald so wol abgangen, daß Er mit männigliches zustimmen, als ein urheber der Hoch-Deutschen Dichterey, ja als ein Teutscher Maro gepriesen worden." Wencel Scherffer in seiner Geist- und Weltl. Gedichte I. Theil. (Brieg 1652. 8°.) S. 279.

jeder Litteraturgeschichte noch immer eine Stelle ein, warum? weil Lessing auf ihn aufmerksam machte, der aber gar nicht daran gedacht hatte, daß wirklich noch sehr viele bedeutendere Dichter*) als Scultetus vorhanden sein könnten, die also viel eher eines solchen Aufhebens verdienten; so konnte denn auch Joh. Scheffler von den Litteratoren**) in neuester Zeit als ein gänzlich vergessener behandelt werden, während doch die geringste oberflächliche Kenntniß der schlesischen Litteraturgeschichte gleich hätte zeigen müssen, daß Johann Scheffler niemals vergessen war.

Diese Beispiele, die ich übrigens leicht vermehren könnte, führe ich hier nur an, um die Wichtigkeit einer andern Behandlung der deutschen Litteraturgeschichte, als die bisher übliche, zu zeigen, und mich gegen den Vorwurf zu schützen, daß ich ohne Noth zu ausführlich gewesen sei.

Breslau im December 1828.

---

*) Elias Major, Christoph Colerus, Daniel von Czepko, Georg Wende, Chrysostomus Scholtz ꝛc., von denen als Gelegenheitsdichtern allein schon mehr gedruckt vorhanden, als von Scultetus.

**) Kanngießer machte im Bresl. Erzähler 1807. S. 588. auf ihn aufmerksam, nennt ihn aber „Johann Engel," welchen Irrthum er S. 729 weder eingestand, noch berichtigte, indem er nur zu seinem „Johann Engel" noch hinzufügte: „eigentlich Johann Scheffler." Franz Horn thut nun gar, als ob er ihn entdeckt habe, und weiß im Jahre 1822 (siehe: Die Poesie und Beredſ. der Deutschen I. Berlin 1822. S. 275.) noch nicht einmal dessen Geburts = und Sterbejahr.

Melchior Liebig.

Melchior Liebig, geboren 1529 *), lebte schon seit 28 Jahren im Predigtamte zu Kottwitz und Niebusch, und hatte bereits ein Alter von 60 Jahren erreicht, als er noch plötzlich von Gott mit der Reimkunst begabet wurde. Der gute Alte erfüllte seinen neuen Beruf so eifrig, daß die jugendlichste Thätigkeit kaum mit ihm hätte wetteifern können; binnen Jahresfrist brachte er die meisten Predigten des ehemaligen Freistädtischen Pfarrers Abraham Bucholcer in Reime, so wie seine eigenen, von ihm selbst abgehaltenen Kanzel- und Leichenreden, und zuletzt nahm er seinen Stoff aus selbstgewählten biblischen Stellen: so entstanden diese Lehrgedichte, deren Zahl sich nicht einmal genau angeben läßt, gewiß aber wol ein Dutzend ausmacht. Wir haben folgende davon aufgefunden, welche sämmtlich zu Budissin durch Michael Wolrab 1588 in Octavo gedruckt sind, eins ausgenommen, was wahrscheinlich erst 1589 erschien.

1. „Geistliches streitbüchlein, So heißt der Name mein, O fromes hertz ließ mich, Es wird gwis nicht Rewen dich." (26 Bl. Kottwitz 2. Juni.)
2. „Drey Pfingstpredigten vom Ampt des Heiligen Geistes." (37 Bl. 21. Juni.)
3. „Vier Trostreiche Predigten, Drey von der Heilwertigen Seligmachenden Aufferstehung IESV Christi. Die Vierd, von seiner Herrlichen Krefftigen Himmelfahrt." (44 Bl. 22 Juni.)
4. „Das Sprüchlein Christi Jhesu Gottes Sohns, Lucæ 21. Himel vnd Erden vergehen, aber meine Wort vergehen nicht." (10 Bl. 1. Sept.)
5. „Das Herrliche Tröstliche, Nützliche, Nothwendige Sprüchlein, vnsers Erlösers Jhesu Christi, jtziger zeit lehrhafftig zubetrachten. Trachtet am ersten nach dem Reich GOttes ꝛc. Matth. 6." (10 Bl. 15. Sept.)

---

*) Am Ende eines Gedichts vom 1. Sept. 88.

Das wünscht Melchior Liebig der Alt,
Der itzt schon sechzig Jahr ist alt.
Gereimt den ersten Septembris,
Acht und achzig die Jahrzahl ist.

6. „Christliche Tröstliche gedancken, VOn der Frölichen, gnaden vnd Heilwertigen Geburt, Vnsers Heilandts Jhesu Christi, wie man dieselbe recht vnd seliglich brauchen, vnd in wiederwertigkeit draus Trösten sol, In Reimweise gestellet dergleichen vor nicht gesehen." (24 Bl. 1. Nov.)

7. „Drey Tröstliche, Nützliche, Lehrhafftige Predigten. I. DAs Christus Jesus, So zu Bethlehem Geboren der wahre versprochene Heylandt der Welt sey. II. Wieder vnzucht, aus den Fünf Stücken des Catechißmi. III. Vergleichung des Schlaffs mit dem Tod." (28 Bl. 14. Nov.)

8. „EJn sehr Tröstlich Liedt, in Kriegsleufften, wieder die Feinde der Christenheit ꝛc." (? Bl. 5. Dec.)

9. „Providentia Aus dem 65. Psalm, Allen frommen Christen sehr Nützlich vnd Tröstlich zu lesen, Wer vns Ernehre, Speise vnd erhalte." (21 Bl. 140 Strophen s. dato.)

10. „S. I. M. P. V. Von GOttes Weisheit, Grechtigkeit, Barmhertzigkeit, Krafft vnd Warheit." (16 Bl. 3. Jan. 1589.)

Außerdem schrieb er noch Pfingstgedanken und Funfzehnerlei Anfechtungen des bösen Geistes, welche er dem Ehrbaren Rathe zu Naumburg am Bober, wo er einige Zeit gelebt hatte, zueignete. Ueberhaupt benutzte er solche Gelegenheiten, gegen Freunde, Gevattern und Patrone sich dankbar zu äußern und ihnen Nachricht über ihr Geschlecht mitzutheilen, wie ihm solche die alten katholischen Seelenmeß-Bücher an die Hand gaben. Der Name Melchior Liebig ist in der schlesischen Litteratur-Geschichte gänzlich verschollen, woran wol die große Seltenheit dieser Druckschriften und das traurige Schicksal der evangelischen Gemeinden im Glogauischen am meisten Schuld sein mag. Liebig verdient aber mit Recht einer neuen Erwähnung, damit wir den Gang der schlesischen Poesie auf allen ihren Wegen verfolgen können. Hier nimmt sie einen Abweg, welchem sich in der ganzen deutschen Litteratur nicht leicht ein ähnlicher an die Seite stellen ließe. Liebig kennt meist nur einen achtsilbigen Vers, und verbindet je zwei und zwei männliche Reime mit einander. Obschon er zweimal, 8 und 9, in der Strophenart, worin weibliche Reime vorkommen, sich versucht, so scheint doch Achtsilbigkeit und männlicher Reim ihm Haupt-Grundsatz gewesen zu sein, und diesen verfolgt er so tyrannisch, daß er ihm allen Rhythmus und Wohlklang, alle Sprachrichtigkeit und Klarheit aufzuopfern nicht verschmähet hat. Dmit stehet für damit, erm für er ihm, dend für den du,

derd für der du, bits für bittest, wends für wenn du es, Worts-Herrn für Wort des Herren, zvns gredt für zu uns geredet. Dazu nun noch eine Menge stumpfer Reime: beten : Tugenden, beweget : anzündet, Vater : er, Räubere : geizige, Fels : Himmels ꝛc. Dadurch wird die Sprache ihrer edelen Fülle beraubt, das Hohe erscheint gemein und der Ernst stellt sich nicht selten komisch dar. So gut nun oft auch die Gedanken sind und die anempfohlenen Lehren, welche meist in der Bibel nachgewiesen werden, so fehlt es doch auch nicht an sonderbaren Einfällen und unwürdigen Vergleichen.

Die Braut des HErren Jesu Christ
Zum geistlichn Lebn widr gboren ist.
Denn gleich wie Fisch und Vogel habn
Subtiler Fleisch, Gott thuts begabn,
Weil sie aus Wassr erschaffen sein,
So wird die Braut Christi auch rein
Und haben viel ein edlern Leib,
Davon niemals ein Doctor schreib.

Oder:

Ach harre nur, betrübter Christ,
So lieb dir deine Selgkeit ist.
Thu wie ein Brüthenn, harr nur aus,
Soll etwas gutes werden draus.
Ach suche Trost, brüt, und halt an,
Du wirst gwiß nicht mit Schand bestan.
Magdlen gehts, wies jem Bauren ging,
Der suchts Pferd und groß Schmerzn empfing,
Und saß hoch oben auf dem Pferd,
Wer weiß, wie viel es Gelds war werth.

Um aber dem Wunsche desjenigen zu genügen, welcher nach dem Besseren bei Melchior Liebig sucht, so heben wir noch folgende Stellen aus. Aus 10.

Ein jeder dünkt sich sein der Best,
Er ist klug in seim eignen Nest,
Er ist der Kunst, der Sachn gewiß,
Der Narr doch niemals ihn verließ.
Ihn dünkt, das Gras er wachsen hör,
Er hör auch singn der Engel Chör;
Die freien Künst hab er gefressn;
Ja er thut sich nach (noch) mehr vermessn —
Er weiß, wo der Wind kommet her,
Ob er geh die Läng oder Queer.

In Summ, an der Hof sich er gwiß,
  Wo einem enzwei sein Bein ist.
Er weiß nicht, wie er sich soll ränkn:
  Thut sein Herz damit oft bekränkn,
Wie er soll stattlich einhergehn,
  Daß er allnthalben mög bestehn.
Den Glehrten steht sonst Alles wol,
  Traun, anders man nicht sagen soll.
Bei'n selben thut der Grad sehr viel,
  Einr übr den andern stets sein will.
Wer nur hebräisch, griechisch kann,
  Lateinisch, besteht für ein'n Mann,
Wol dem, der sie gelernet hat,
  Eim jeden gönn ich seinen Grad;
Der wird hie nicht veracht von mir,
  Nur daß er damit nicht stolzier.
Er dank es Gott im Himmelreich,
  Dien dem damit, der ihm nicht gleich.
Doch thut gar mancher drüm studiern,
  Die Albern damit zu veriern.
Oft, der wol predgen, schreiben kann,
  Der dünkt, er besteh auch sein'n Mann.
Ein groß Gewülke steh ihm wol,
  Seid, Sammet, Gold er tragen soll.
Wer nur Geld hat, thut sich erhebn,
  Thut oft auf Gott, auf niemand gebn.

Aus 7.

Ein Altvater ward einmal gefragt
  Von einem Knabn, daß er ihm sagt:
Wie er sollt böß Gdanken vertreibn,
  Daß sie nicht möchten bei ihm bleibn?
Der Alt sprach: Hör, mein lieber Sohn,
  Daß Vogel über dir fliehen thun,
Das Fliegen kannstu ihn'n nicht wehrn;
  Dawider kannst dich aber sperrn,
Daß sie nicht auf deim Haupte nistn.
  Das widerfährt eim jeden Christn:
Den Gdanken man nicht wehren kann,
  Du mußt dich abr nicht kehren dran.
Schau, setze sie nur nicht ins Werk!
  Widr böse Lust beweis dein Stärk!

Aus 9.

64.

Gott ist der rechte Ackermann,
Vollkömmlich Alles bestellen kann,

Wie ihn auch Christus nennet.
Der giebt uns auch Witz, Kraft und Stärk,
Zeit, Fried, Gewitter, fürderts Werk,
Gsind, Samen er wol kennet.

65.

Ohn ihn blieb Alles ungebaut,
Ohn ihn wüchs weder Korn noch Kraut,
Kein Blümlein auch daneben;
Ohn ihn würd Alles wüste stehn,
Ohn ihn würd Alles gar vergehn,
Ohn ihn könn wir nicht leben.

Aus 2.

— — — —

Bei den wird Gottes Wort veracht,
Die schinden, wuchern, geizen than (thun),
Nehmn sich der Armen gar nicht an,
Sind neidisch, wie die geizign Hund
Und führn ihr Christenthum im Mund,
Tyrannisiren, raubn und stehln,
Könn ihr eign Schalkheit nicht verhehln,
Liegn stets beim Spiel, bei Würfl und Kartn,
Könn dafür des Betens nicht wartn.
Wie ich gesehn an manchem End,
Fürs Betbuch die Kart in der Händ.
O Gott, regier der Menschen Herz,
Sonst erlangn sie Angst, Noth und Schmerz.

Sprich: In die Händ, o Vater mein,
Laß dir mein Seel befohlen sein.
Du hast mich erlöst, treuer Gott,
Nu hats mit mir gar keine Noth.
Ich seh den Himmel offen stehn,
Itzund werd ich zur Freud eingehn,
Die Christus mir erworben hot
Durch seinen unschuldigen Tod.
Hinter dem Tod das Leben ist,
Denn ich gläub stark an Jesum Christ.
Der Tod zum Lebn ein Eingang ist,
Hie hab ich länger keine Frist.
Nu gute Nacht, du schöne Welt,
Wie oft hat mich dein Schön gefällt!
Ade Tod, Teufel und auch Hell,
Dhast mich bracht in groß Ungefäll!

Itzt werd ich alles Unglücks los,
Itzt komm ich in Abrahams Schoß,
Und da auch ist mein HErre Christ,
O ein selige Farth das ist!
Ich freu mich der gewünschten Stund,
Mit Freuden thu ich auf mein Mund.
Ich will nicht sterben, sondern lebn,
Christ wird mirs ewig Leben gebn.
O heiliger Geist, heilge mich,
In meim Herzn bistu eigentlich;
Ich empfind, fühle deine Kraft,
Der Glaub gar kräftig in mir hafft.
Christus mein Heiland steht bei mir,
Zu Gott steht mein Herz und Begier.
Itzund begehr ich abzuscheidn,
Bei Christo will ich ewig bleibn.
Itzt will ich fahrn, wie Simeon,
Ja wie mein Herr Christ, Gottes Sohn.
Diß Lebens bin ich müd und satt,
Des Tods begierig früh und spat.
Des ewign Lebns bin ich gewiß,
Selig ich gwiß mein End beschließ.
O Jhesu Christe, steh mir bei,
Ein sanft, schmerzlos Stündlein verleih!
Nimm meine Seel in deine Händ,
So hat all mein Unglück ein End!

Peter Titus.

Peter Titus, geboren zu Freistadt 1542, wurde 1576 Prediger zu Beuthen und Professor am dasigen Schoenaichiano, woselbst er auch 1613 starb. Im Jahre 1603, nachdem er schon 26 Jahre das Predigtamt verwaltet hatte, gab er unter dem Titel:

„Ein Newes Quadragesimale &c. Bresslaw 1603." 8°.

27 Passionsgesänge heraus. Warum er gerade die Leidensgeschichte gewählet habe, das erkläret er selbst in seiner Zueignung an Herrn Georgen von Schönaichen, Freiherrn auf Beuthen. Er meint nämlich, es sei wol dasselbe bereits von andern gelehrten Leuten geschehen, und er wolle auch keinesweges ihre Lieder vom Leiden und Sterben Christi verwerfen oder durch Bevorzugung der seinigen unterdrücken (weshalb er selbige auch in einem Anhange mittheilt), aber es würde darin nur ganz einfach die biblische Geschichte erzählet, und er sei deshalb darauf bedacht gewesen, auch die Nutz- und Trost-Anwendung hinzuzufügen. Diese Absicht ist allerdings eine sehr fromme und löbliche; daß sie aber ungünstig auf seine Poesie wirkte, hat der Erfolg bewiesen. Die Lieder sind meist alle über die Gebühr lang und ermüdend und noch dazu in einerlei Versmaß gedichtet. Haben sie jemals Glück gemacht, so war's etwa nur bei der Beuthenschen Gemeinde und in der Nachbarschaft, und sie verdankten dies dann doch nur, nicht dem Talente des Verfassers, sondern seinem frommen Sinne, und eben dieser Zeit, wo das Gemüth noch genüglicher und leichter zu erbauen war. Zu einer so practischen Absicht konnte auch die nächste Veranlassung, wodurch Titus ein Liederdichter wurde, genügend sein: „Und habe solches angefangen," sagt er selbst in seiner Zueignung, „mit den sieben Worten des HErrn Christi und versucht, ob dasselbe alte vorige Lied von den 7. Worten: Da Jesus an dem Kreuze stund, nicht möchte andächtiger gemacht werden. Nachmals hat mir Gott eine Krankheit zugeschickt, in welcher ich etliche Arznei gebrauchet, die den Schweiß hat sollen ursachen und treiben. Wenn ich desselben nun abgewartet, damit ich auch die Zeit nicht vergeblich und ohne alle christliche Andacht zubrächte, als habe ich betrachtet den blutigen Schweiß des HErren Christi im Oelgarten und versucht, ob ich nicht auch dasselbe große innerliche geistliche und leibliche Leiden

des HErren Christi im Oelgarten samt desselben Nutz, Frucht, application und praxi in Gesänge fassen möchte. Da ists mir durch Eingebung des heil. Geistes also gerathen, wie hie der Augenschein weisen wird. Darnach hab' ich nicht ablassen können, bis ich alle Stücke der ganzen Passion vollends zu Ende hinaus verfertigte. — — — Als ich aber die ersten Gesänge vom Leiden im Oelgarten und den 7. Worten Christi am Kreuze in meiner Kirche nach gethanen Passionpredigten ablesen, habe ich vieler fürnehmer Leute Herzen damit angezündet und erwecket, daß sie derselben Abschrift begehret und nach den andern auch ein großes sehnlichs und begierlichs Verlangen empfangen, welche durch Abschriften ihnen mitzutheilen gar zu mühselig und weitläuftig werden, auch der Nutz und Brauch gar zu enge eingespannt sein wollen u. s. w." Ein großes poetisches Ungeschick ist überall sichtlich, was auch nie seinem Tadel bei der löblichsten Absicht entgehen darf. Titus war so unbeholfen, daß er selten eine Strophe ohne Assonanz zu Stande brachte, besonders in den weiblichen Reimen; ja zuweilen ist auch nicht einmal mehr Assonanz vorhanden. Daß der Verfasser aber von einem zarten Gefühle und zuweilen von Kraft der Gedanken beseelt war, das mögen einige Stellen beweisen.

XVI.

Das Vita in ligno moritur.

7.

O JEsu Christe, Gottes Sohn,
Du grüner Baum des Lebens,
Verdorret an des Kreuzes Stamm,
Eim dürren Holz gleich eben,
Um unsert willen verdorret bist
Und auch gar ausgehauen,
Zu gut diesmal zu dieser Frist,
Die auf dich traun und bauen.

8.

Du schlägest aber wieder aus
Und hebest an zu grunen
Nach überwundnem Todes-Strauß,
Uns alln zu Trost und Fromen.
Ich danke dir für deinen Tod,
Darzu auch für dein Leben,
Laß mir's kommen all beid zu gut
In meinem Tod und Leben.

9.

Pfropf mich auf diesen deinen Stamm,
Du bist der Baum des Lebens,
Und laß mich fein bekleiben dran
Und seyn des Weinstocks Reben,
Ein Reislein und ein Zweigelein,
Ein Ast und Glied am Leibe,
So werd' ich denn auch leben fein
An Leib und Seele beide.

10.

Hilf, daß ich schön ausschlagen mag
Und dazu schöne grunen,
Und gar viel schöner Blätter trag
Und noch viel schöner Blumen,
Der schönen Früchte noch viel mehr
Zu meines Nächsten Fromen,
Zu deines Namens Lob und Ehr,
Zum Preis, und dir zum Ruhme.

VII.

Ein Buß-Lied bei der spöttlichen Krönung des HErrn Christi.

4.

Das ist die rechte Hauptsünd zwar,
Die uns auch angeerbet,
Die sich noch reget immerdar
Und gar viel Leute sterbet.
Noch treiben sie sie fort und für,
Greifen Gott nach der Krone
Mit Ehrgeiz, Hoffarth, und Begier,
Göttlicher Ehr und Frohne.
O HErr, erbarm dich unser!

5.

Sie wollen immer sein wie Gott,
Und halten sich für Götter,
Und dünken sich gleich klug mit Rath,
Und mächtig auch mit Thaten;
Sie maßen sich viel Dinges an
Zu mancher Zeit und Orte,
Das sie doch nicht haben gethan,
Die Ehr gehörte Gotte.
O HErr, erbarm dich unser!

6.

Auch wolln sie lauter König sein,
Einer des andern Herre,
Gegen ihn'n sein die andern klein,
Trotz, daß sich jemand sperre;
Haben aus andern nur ein Spott,
Sie wolln sie untertretten,
Sie wollen sie gar haben todt,
Niemand soll sie erretten.
O HErr, erbarm dich unser!

XXV.

Ein ander Trostlied vom Nutz und Frucht der Begräbniß des HErren Christi.

11.

Das Grab dir Christ geheiliget hat
Und darzu eingeweihet,
Es ist nichts, denn ein Heilge Lad
Darein da wird geleget
Des heilgen Geistes Heiligthum,
Darinn er hat gewohnet.
Darum du auch wol wiederum
Wirst werden draus geholet.

Titus kannte jedoch die Fehler und Gebrechen seiner Lieder und erzählt selbige in der Vorrede an den christlichen Leser mit folgenden Worten: „Das aber erkennet und bekennet der Autor selbst, daß 1. solche Lieder und Gesänge etwas zu lang, 2. die Reim zu Zeiten zu hart, und 3. etliche Wort verbrochen, sonderlich auf schlesische Art zu reden, welche vielfältig zwo Syllaben in eine einzeucht und contrahieret; die Lieder aber auch 4. alle mit einander gar auf Eine Weise gerichtet sein.“ Ueber den ersten Punkt giebt er dem christlichen Leser den Bescheid, daß deswegen das Wörtlein **Pausa** hin und wieder nach Abschnitten gesetzt worden sei, und was den vierten betrifft, so bemerkt er, daß sich auch viele andere Melodieen, wie z. B.: Durch Adams Fall, Christ unser Herr zum Jordan kam u. s. w., auf seine Lieder anwenden ließen. Zum 2. und 3. Punkte fügt er hinzu: „man ihm solches zu gut halten und übersehen wollte, aus Ursachen, daß man wol zu sagen pflegt: **Propter bonum rhythmum non debes confundere totum.** Der Reim will zu

Zeiten einen Zwang haben und leiden, und um eines harten Reims willen, hat er einen guten Sentenz und Beschließung desselbigen nicht wegwerfen oder fallen lassen können oder wollen. Es ist andern dergleichen auch begegnet. Und es stellet es der Autor jedermann frei, zu versuchen beides, ob er diese Materien alle kürzer oder auch besser gemeinter wird können machen und zuwege bringen, es soll ihm erläubet seyn, und wünschet der Autor von Herzen, daß sich jemand finden möchte, der es solchergestalt besser machen könnte und würde, er wollte mit dem seinigen gern daheime bleiben und es ihm lassen genugsam seyn ꝛc."

Dies offene und zugleich bescheidene Geständniß macht uns den alten Pfarrhern liebenswürdig, und wir dürfen es ihm nicht verargen, wenn er, beseelt von seinem erbaulichen Zwecke, eben so freimüthig und naiv im Selbstlobe ist.

Das Büchlein redet den Käufer also an (auf der Rückseite des Titels):

O lieber Christ, nur käufe mich!
Es wird gar nicht gereuen dich.
Lies und sing mich mit allem Fleiß,
Du wirst mir geben großen Preis.
Hast du zum Singen keine Stimm,
So btracht mich nur in deinem Sinn.
Du wirst hie finden vor dein Geld
Was liebers, denn die ganze Welt.
Der edlen Perln dies eine ist,
Davon redet der Herre Christ, Matth. XIII.
Um welcher willn verkäufen thut
Ein Kaufmann all sein Hab und Gut,
Und käuft ihm diese Perlen ein,
Die ihn im Geist macht reich allein.
Das Geld ist klein, der Schatz ist groß,
Siehst du allein nur darauf bloß.
Verlust deins Geldes ist gering,
Das Himmelreich ist dein Gewinn.

Marcus Buntzel.

Neben Melchior Liebig und Petrus Titus, diesen beiden studierten Leuten,*) können wir nur noch einen Breslauer Bürger namhaft machen, welcher mit ihnen ein ähnliches Streben theilte.

Marcus Buntzel hatte versucht, einzelne Psalmen in Reime zu bringen für seine Kinder; als nun seine Nachbaren die schönen Gebete von diesen hörten, ersuchten sie den Vater, auf solche Weise doch den ganzen Psalter in Reime zu setzen, und Marcus Buntzel hatte bereits im Jahre 1601 diesen Wunsch erfüllt:

„Der Psalter Gebetweise, sambt einem kurtzen Summarischen inhalt vnd ordentlichen Register des gantzen Psalters ꝛc. Durch Marcum Buntzel. Gedruckt zur Liegnitz durch Nicolaum Schneider." 8°. (156 Bl.)

Von seinen Lebensumständen wissen wir nur so viel, als er selbst in der Zueignung dieses Buches an Herrn Abraham Jenckwitz meldet. Er kam aus der Fremde und wurde in Breslau ansäßig; im Jahre 1601 hatte er daselbst schon 23 Jahre als Mitbürger gelebt und manches häusliche Leiden ausgestanden. Im Jahre 1584 starben ihm an Einem Tage zwei Kinder, und zehn Jahre später verlor er die ihm übrig gebliebenen anderen beiden, abermals an Einem Tage, und endlich 1595 seine Frau. Wahrscheinlich gehörte er zu der Breslauer Meistersängerschule, welche um diese Zeit blühete. Seine Sprache scheint nach Luthers Bibel gebildet zu sein; nur hin und wieder laufen schlesische Ausdrücke mitunter: Quäll für Qual, plotz für plötzlich, und ältere Formen: ewigleich, Aergernuß. Obschon ihm der achtsilbige Vers der gewöhnliche ist mit dem männlichen Reime, so bedient er sich doch auch des neunsilbigen mit weiblichem Reime. Dennoch ist er nicht frei von stumpfen Reimen, und willkürlichen, wie schan für schon (schön), than für thun und gethan;

---

*) In der Zueignung sagt Buntzel von sich selbst, wenn er vom Trösten spricht:

so erkenn ich
Mich hierin auch viel zu gering
Und zu ungelehrt aller Ding,
Jemands was fürzuschreiben hie,
Denn ich hab es studieret nie.

letztere sind wol ein Erbtheil seiner Meistersingerei. Was nun die Gebete selbst betrifft, so bemerken wir nur, daß die Psalmen darin ganz kurz ihrem Inhalte nach wiedergegeben werden, und oft nur nach ihrer lutherischen Auslegung; der 51. Psalm nimmt jedoch 7 Oktavseiten ein. Von Poesie ist nicht weiter die Rede, und Buntzel scheint durch seinen Titel dergleichen Erwartungen vorn weg abzuweisen: Für einfaltige frome Christen und die liebe Jugend in einfaltigen, jedoch verständlichen Reimen. Dennoch wollen wir auch die Rückseite des Titels beherzigen, und wir werden den frommen evangelischen Mitbürger Breslau's, welcher mehr Fähigkeit zum Frommsein als zum Dichten besaß, nicht in unsere Zeit ziehen und ihn mit unseren dermaligen Ansichten betrachten.

Sirach VI.

MEnsch, laß dich nicht dünken zu klug,
Alle Leut zu tadeln genug!
Rede niemand nicht spöttlich nach,
Czu urtheilen sei nicht zu gach
Uon andrer Leut schlechten Arbeit;
Sondern brauche Bescheidenheit!
Bringst du was bessers an den Tag,
Uielleicht man es denn loben mag.
Nimm jetzt mit diesem auch für gut.
Thu, wie du wilt, daß man dir thut.
Zu sehr tadeln bringt schlechte Gunst;
Etwas Bessers machen ist Kunst.
Leichtlich läßt sich wol alles richten,
Läßt sich aber nicht leichtlich tichten.
Drum ist der weis' und wohlgelehrt,
Der alle Ding zum Besten kehrt.

Der 42. Psalm.

Gebet eines bekümmerten Gewissens.

Ach mein Gott, wie der Hirsch allzeit
Stets nach dem frischen Wasser schreit,
Also dürstet auch für und für
Meine verschmachte Seel zu dir.

Ach HErre Gott, du Zuflucht mein,
Wenn werd ich sehn das Antlitz dein?
Mein Gott, laß doch stets sehen dich,
So oft man saget wider mich:
Wo ist nu jetzunder dein Gott?

O HErr, laß mich in solcher Noth
Und schwerer Anfechtung und Quäl
Für dir ausschütten meine Seel,
Damit ich stets verjagen thu
Durch dein Geist meins Herzen Unruh,
Und getrost sag zu meiner Seel:
Betrüb dich nicht und dich nicht quäl!
Bis nicht so unruhig in mir,
Harr auf Gott, der wird helfen dir!
Du wirst ihm noch danken gericht,
Daß er dir mit seim Angesicht
Gnädiglich geholfen hat.

O HErr, verleih mir dein Genad,
Daß ich für solche Wohlthat dein
Dir täglich möge dankbar sein.
Laß mich ja stets denken daran,
Daß du mir vor auch Guts hast than.
Laß meine Seel in ihrem Leid
Nicht versinken in Traurigkeit.
Lehr mich recht beten in der Noth,
Und erhör mich mein lieber Gott
Um deines Namens Ehr allzeit,
Der herrlich bleibt in Ewigkeit.

Hiezu fügen wir noch den Schluß der Zueignung, weil sie eine geschichtliche Nachricht enthält:

Datum Bresla, als gezählt wurd
Nach des HErren Christi Geburt
Tausend sechshundert und ein Jahr,
Der zweizwanzigste Juli war,
Am Tag Mariæ Magdalen,
An welchem Tage ist geschehn,
Vor vier und siebzig Jahren hat
Herr Doctor Hess in dieser Stadt
Der hochgelehrt gottselig Mann
Ein Evangelisch Predigt than,
Welche auch zu derselben Frist
Die allererst gewesen ist ꝛc.

Zacharias Richter.

Dichtungen, welche in unverdiente Vergessenheit gerathen sind oder in einem falschen Lichte zeither dargestellt wurden, solche Dichtungen aus der Vergessenheit hervorzurufen und sie einer unbefangeneren, richtigeren Kritik anheim zu stellen, kann nur Nebenzweck des Geschichtschreibers sein; sein Hauptzweck ist und muß immer bleiben, den Zustand der Litteratur zu zeigen, wie er war, ohne weiter sich um individuelle Anforderungen und Wünsche zu bekümmern. Dieser Zweck kann aber nur vollständig erreicht werden durch eine vollständige Berücksichtigung aller hierher gehörigen Erscheinungen. Nur daraus läßt sich dann erklären, wie schon vorher neben den bessern Dichtern auch einige mittelmäßige angezeigt werden konnten. Zu letztern gehört auch Zacharias Richter. Von seinem Leben wäre uns wahrscheinlich nichts bekannt, wenn er nicht selbst davon in seinem Ermahnungsschreiben an seine neun Kinder im Jahr 1583 erzählt hätte. Er war in Namslau geboren und studierte gegen fünf Jahre zu Wittenberg, woselbst er durch Unterstützung des Niclas Rhedinger, Hauptmann der Stadt Breslau, und zweier Breslauer Bürger, Fr. Schmidt's und Geo. Artzt's, seine Studien vollendete. Darauf wurde er vom Herzoge Georg zur Liegnitz und Brieg zum Dienst der Kirche berufen, wurde Diakonus zu Frankenstein, neun Jahre später Pfarrer zu Neurhode in der Grafschaft Glatz, und endlich Pfarrer zu Säbschütz, Königsdorf und Kittlitz im jägerndorfischen Fürstenthume (von 1583 bereits), und lebte als solcher noch im Jahre 1610.

Seine Lieder, sämmtlich geistlichen Inhalts, stehen zerstreut in folgenden drei Büchern:

a. „Ein Nützlich, Lehr, Trost, Beth vnd Gesangbüchlein, Für betrübte, jrrige Gewissen ꝛc. Durch Zachariam Richter von Namßlaw. Görlitz 1583.“ 8°.

b. „Drey Newe Lieder vnd Gesänge wider den Türcken ꝛc. Durch Zachariam Richter den Eltern. Breßlaw 1594.“ 8°.

c. Geistlich vnd Leiblich Artzney, Trost, Lehr, Gebet, Gesänge, Dancksagung und Zubereitung, wieder die geschwinde vnd fährliche Seuche der Pestilentz ꝛc. Durch Zachariam Richter den eltern. Liegnitz 1610.“ 8°.

Obschon die meisten Lieder nur Nachahmungen sind, so kann es doch für den Forscher der Entwickelung des protestantischen Kirchengesanges von Interesse sein, auch von Zacharias Richter Proben zu kennen, eben so wie dem Unternehmer einer allgemeinen Liederconcordanz die Kenntniß der Anfänge nicht fehlen darf, weshalb denn noch dieser Anhang folgen mag.

In a. sind enthalten:

1. Ein Lied in theurer Zeit.
   Erhalt uns Herr in dieser Noth rc. 22 Str.
2. Die Historia von Auferstehung Christi.
   Erstanden ist der Herre Christ rc. 94 Verse.
3. Die Historia der Geburt Christi.
   Freut euch, freut euch, zu dieser Zeit rc. 112 Verse.
4. Ein Danklied.
   Danket nu von Herzen rc. 7 Str.
5. Ein Lied von der Auffahrt Christi.
   Nu ist der Herre Jesus Christ rc. 36 Verse.
6. Ein Pfingstlied.
   Des heiligen Geistes Gütigkeit rc. 13 Str.
7. Ein Danklied.
   Allein Gott in der Höh sei Ehr
   Und Dank für seine Gnade rc. 8 Str.
8. Ein ander Danklied.
   Laßt uns Gott danken, loben, ehren und preisen rc. 8 Str.
9. Das Benedicite.
   Aller Augen, o Herre Gott,
   Warten auf Dich in ihrer Noth rc.
10. Ein Danklied.
    Gelobet sei Gott in Ewigkeit rc. 12 Str.

Dieselben sind wiederholt in b., und folgende hinzugefügt:

11. Der LXXIX. Psalm.
    Herr, Heiden und gottlose Leut rc. 10 Str.
12. Der LXXX. Psalm. Wider den Türken.
    Ach Herr, du Hirt in Israel rc. 9 Str.
13. Ein ander kurz Gesänglin, wenn man die Türkenglocke läutet
    O Herr, o Gott, hilf aus der Noth,
    Hilf, daß wir alle Stunden rc. 6 Str.

14. Ein kurz Gesänglin.
O Herr, o Gott, ins Himmels Thron ꝛc. 4 Str.
15. Ein Hochzeitlied, dem heil. Ehestande zu Ehren.
Der heilig Ehestand ist ehrenwerth ꝛc. 6 Str.

Und folgende fünf in c.

16. Ein Gesang von Ursachen der Pestilenz.
Merk auf, merk auf, o Menschenkind ꝛc. 12 Str.
17. Um Abwendung dieser Seuchen, wo sie schon ist.
O Herr, o Gott ins Himmels Thron,
Wir bitten dich von Herzen ꝛc. 14 Str.
18. Ebenfalls.
Erbarm dich unser, Herr, o Gott ꝛc. 7 Str.
19. Ebenfalls.
Erhalt uns Herr in dieser Noth
Und wend von uns, o treuer Gott ꝛc. 12 Str.
20. Ebenfalls.
Helft uns Gott preisen alle Stund ꝛc. 17 Str.

Hieraus heben wir noch folgende zwei Strophen:

12.

Lobt Gott, lobt Christum, seinen Sohn,
Mit uns was lebt ins Himmels Thron!
Auch Sonn, Mond, Sternen, die ihr klar
Leuchtet und scheinet offenbar.

13.

All Fisch, all Thier, all Vogel schon
Singt mit uns Gott den Herren an!
Ehrt und lobt ihn mit uns allzeit
Ohn Aufhören in Ewigkeit!

Ein Danklied zu Gott, der heil. Dreifaltigkeit.

Im Ton: Wer unter dem Schutz des Höchsten sitzt 2c.

1.

Allein Gott in der Höhe sei Ehr
Und Dank für seine Gnade,
Darum daß nu und nimmermehr
Uns rühren kann kein Schade;
Denn durch den Tod des Herren Christ
Des Vaters Zorn gestillet ist,
Der über uns ging alle.

2.

Der Sathan, auch die Hell und Tod
Sind überwunden herrlich,
In welcher Macht durch Sünden roth
Wir warn gefallen schwerlich.
Drum ist nu Fried an allem Ort,
Wie Christus spricht in seinem Wort,
Dafür laßt ihm uns danken.

3.

Die Welt sammt all ihr Pracht und Macht
Ist nichts gen diesen Gaben,
Darmit der Herre Jesus Christ
Die Seinen reich thut laben
In seinem Wort und Sacrament,
Denn drauf ihn'n folgt ein selig End.
O wer kann's Ihm vergelten!

4.

Kommt her zu mir, denn ich, spricht er,
Will euch mit Trost erfüllen,
Die ihr beschwert im Herzen sehr
Seid um der Sünden willen.
Kein Tod, kein Pein euch schaden soll,
Sondern sollt stets sein freudenvoll,
Wo ihr mir folgt und trauet.

5.

Denn wer mein Wort, mein Leib und Blut
Hält, isst und trinkt im Glauben,
Der hat mit mir das ewig Gut,
Kein Feind mag ihn berauben

Der Herrlichkeit und großen Freud,
Die er ohn Schmerz und alles Leid
Im Himmel wird besitzen.

6.

O Vater in dem höchsten Thron,
Wir danken Dir von Herzen,
Daß Du durch deinen lieben Sohn
Von uns der Hellen Schmerzen
Hast abgewandt, und liebst in ihm
All, die gehorchen seiner Stimm.
Hilf, daß wirs gläuben feste!

7.

O Jesu Christ, wahr Mensch und Gott,
Gieb, daß wir Dich stets loben
Darfür, daß unser Angst und Noth
Durch Dich ist aufgehoben,
Und uns der Weg der Seligkeit
Bereit ist, auch himmlische Freud
Durch Deinen Tod erworben.

8.

O heiliger Geist, Du Tröster werth,
Laß uns nicht ganz verderben
In unsern Aengsten hie auf Erd
Und wenn wir sollen sterben,
Da stehe uns bei, hilf, stärk und tröst,
Daß wir im Glauben stet und fest
All Schmerzen überwinden.

Ein ander Danklied.

1.

Laßt uns Gott danken, loben, ehren und preisen,
Daß er uns und alles was lebt, thut speisen
Täglich satt, und nährt uns mit Wohlgefallen;
Drum preist ihn alle.

2.

Denn wo sein Güte, milde Hand und Gaben
Uns nicht helfen, nicht stärken und nicht laben,
So müssen wir schwach, arm und hungrig sterben
Und ganz verderben.

3.

Weil er denn Leben giebt, erhält, und Segen,
Darzu gut Wetter und fruchtbare Regen,
Schützt, auch hilft und tröst uns in all unser Noth
Der treu Herre Gott,

4.

So helft uns alle, reich und arm ihn loben
Für seine Güte, die er uns von oben
Giebt, erhält, mehrt, täglich erzeigt mit Freuden
Christen und Heiden.

5.

O Vater unser in des Himmels Throne,
Der Du mit Christo, Deinem lieben Sohne
Uns erschaffen hast und bisher erhalten
Junge und Alten,

6.

Wir loben, preisen und danken Dir von Herzen
Darfür, und bitten, wollst von uns all Schmerzen
Ferner abwenden, uns auf Wegen und Straßen
Ja nicht verlassen!

7.

Denn Du bist unser treuer Gott der reiche,
Welchen wir billig allesammt zugleiche
Lieben, anrufen, loben, ehren und danken
Ohn alles Wanken.

8.

Lobet all Zungen, singet an den Herren,
Der uns sammt seinem lieben Sohn thut mehren,
Heilen, aufhelfen, trösten und erlösen,
Von allem Bösen.

Joachim Sartorius.

Joachim Sartorius, Cantor zu Schweidnitz, und um die siebenzigerJahre des 16. Jahrhunderts bereits Lehrer an der dortigen Schule, gab im J. 1591 die Psalmen nach gewöhnlichen protestantischen Kirchenmelodieen heraus.

„Der Psalter, Gesangßweise, Inn vorstendliche Deutsche Reim, vnd auff allerley bekante, vnd in vnsern Kirchen gebreuchliche Thön, oder Melodeien, gesetzt, vnd in druck vorfertiget. Durch Ioachimum Sartorium, Cantorem zur Schweidnitz. Bresslaw (durch Georgium Bawmann M. D. XCI.)" 8°.

In der Zueignung an die Stadt Schweidnitz vom 31. Jan. desselben Jahres erzählt er die nähere Veranlassung zu seinem Dichten und zugleich sein strenges Streben nach möglichst treuem Wiedergeben des Originals. „Denn es ist ein Formular, wie wir beten sollen; es ist ein Promptuarium und kleine Bibel, ein Schatz voll himmlischer und göttlicher Weisheit und ein Trost aller betrübten Herzen. Welchs denn ich für meine Person in meinem Kummer und Hauscreutz, das bei frommen Christen selten außenbleibet, gar viel und oft erfahren und befunden, und derenthalben solch Psalterbuch lieb gewunnen, und nicht allein gerne gelesen und offentlich in der Kirchen und daheime die Psalmen mit herzlicher Andacht gesungen, sondern auch für etlichen Jahren angefangen, einen und den andern mir und meinen Kindern zu Uebung und Trost gesangsweise zu setzen und in deutsche Reim zu verfassen. Solchs hab ich nach Verrichtung meiner Schularbeit mit besonderer Lust und Begier so lange getrieben, bis ich nu durch Gottes Gnad und Beistand den ganzen Psalter verfertiget und absolvieret. Gleichwie ich aber um der Kinder und Einfältigen willen solche meine Psalmen aus vielen beweglichen Ursachen auf die allergemeinesten und in unsern Kir-

chen gebräuchlichsten Tön oder Melodeien gesetzt und accommodiret, also hab ich auch mit höchstem Fleiß, so viel nur die Art der Reim hat leiden wollen, mich bemühet, schlecht und recht die deutlichen geistreichen Wort der Psalmen zubehalten und derer keines ohne dringende Noth außengelassen, verändert oder was hinzugethan; Ja ich hab lieber der Zierlichkeit der Vers, denn dem Text abbrechen wollen. Darum sie denn vielen geistliches und weltliches Standes gutherzigen Leuten, denen sie zu sehen worden, nicht übelgefallen, die mich oft fleißig vermahnet und gebeten, ihnen und andern gottliebenden Leuten mehr, dieselben mitzutheilen, zu publiciren und in Druck zu geben. Welches, ob es wol erstmals (denn mir mein Ungeschicklichkeit und Ingenii tenuitas wol bewußt) mein Vorsatz nicht gewesen, hab ich doch endlich ihrem Bitten und Begehren Statt thun, und ihnen als guten Freunden willfahren sollen, unangesehen, daß er von hochtrabenden Leuten und Calumniatoribus (die alles können richten, Selbst aber wenig tichten!) nicht wird unangefochten und ungetadelt bleiben."

Joachim Sartorius hatte sich also früher wol nicht sonderlich im Dichten versucht, und beschränkte sich jetzt nun noch dazu seine poetische Freiheit, um einen rein practischen Zweck vollkommen zu erreichen. Um so mehr müssen wir aber bewundern, wie der fromme und gefühlvolle Cantor auch die schmucklosesten und bruchstückartigen Psalme durch eine kraftvolle, oft überströmende Sprache zu beseelen weiß, die zerstreueten Gedanken des Psalmisten geschickt zusammenfügt und jeden kleinen poetischen Zug mit biblischer Einfalt aufbewahrt. Obschon Sartorius überall die lateinischen Anfänge der Psalme nach der Vulgata über seine Lieder setzt, so läßt sich doch keinen Augenblick zweifeln, daß ihm Luther's Uebersetzung überall in Gedanken war, und Luther's Sprache, wie seine Melodieen, von ihm nachgeahmt wurden. Die deutsche Sprache war damals nirgend reiner und edeler zu finden, als in Luther's Uebersetzung — wie anders, wenn Luther's Poesie ihrem Aeußern nach gleichen Schritt mit der Prosa gehalten hätte! Gefühl für Rhythmus ist in Luther's Gesängen, aber kein bestimmtes Streben wird daraus sichtlich, diesen Rhythmus überall unbeschadet der Melodie durchzuführen. Darauf mußte ein gründliches Studium der Musik, und besonders in Anwendung auf Gesang, zuerst leiten, und eben dieses scheint auch in dem Cantor Sartorius diesen unverkennbaren Takt für Rhythmus und Wohlklang erzeugt und genährt zu haben.

Psalm 45, 14. 15.

Herrlich ist des Königs Kind
Innerlich geschmücket.
Gülden Stück ihr Kleider sind
Köstlich schön gesticket.
Damit wird sie schön geziert
Und dem König zugeführt
Mit all ihrn Gespielen,
Welches sind Jungfrauen schön,
Die ihr ordentlich nachgehn,
Ihren Dienst erfüllen.

Psalm 57, 9. 10.

Wach auf, mein Zung, wach auf mein Ehr,
Wach auf, mein Psalter und Harfenklang!
Ich will aufwachen ohn Beschwer
Und meinem Gott früh sagen Dank.
Ich will Ihn preisen für und für
Bei allen Völkern in der Welt.
Ich will, o HErr, lobsingen dir
Auch bei den Heiden mannigfalt.

Psalm 68, 3. 4.

Denn also müssen kommen um
Für Gott die Bösen alle,
Auf daß die Frommen wiederum
Sich freuen, und mit Schalle
Für Gott frohlocken allezeit
Und fröhlich sein in Fried und Freud
Von ihres Herzen Grunde.

Daselbst 19.

Du bist gefahren in die Höh,
Thust in dem Himmel prangen,
Hast Teufel, Tod und alles Weh,
Die Gfängniß selbst gefangen.
Du hast empfangen Gaben viel,
Dieselben frei mit Maß und Ziel
Den Menschen auszutheilen.

Künstliche Versmaße, wie in den Liedern: Du Lenze gut, des Jahres theure Quarte, Weltlich Ehr' und zeitlich Gut, Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ, hat er mit mehr Talent behandelt, als alle seine Vorgänger. Jamben und Trochäen stellen sich dem Auge sogar dar, und man darf nicht erst ängstlich im Lesen die Silben messen, um da-

hinter zu kommen, welche Versart in jeder Zeile befolgt sei. Unter seinen Zeitgenossen haben zwar einige sich an weit künstlichere Versarten gewagt, aber selbst Fischart hat durch seine Hexameter und Sonnette nur bewiesen, daß ihm alles durch Musik gebildete Gefühl für Rhythmus und Wohlklang mangelte. Jedoch hat auch Joachim Sartorius den Anfoderungen an ein Gedicht nicht vollständig genügt. Sein Reim ist nicht so ausgebildet, wie wir in Bezug auf das Uebrige erwarten könnten. Dafür sucht er sich selbst durch sein Streben, lieber der Zierlichkeit der Verse, als dem Texte etwas abbrechen zu wollen, zu rechtfertigen. So zeigen sich denn wirklich schlechte Reime, meist Assonanzen: Weg : pflegt, Gerten : zerschmettern, Fürwitz : nichts, Volk : stolz, Hort : Gott, verzagen : Augen, bitt : nicht, Boden : Todten rc., und obschon Sartorius seine Sprache ziemlich vor mundartlichen Anklängen bewahrte, so verleitete ihn doch seine schlesische Aussprache zu vielen Reimen, welche nur darin ihren Grund haben: Hutt (Hütte) : gutt, schön : stehn, Frücht : nicht, Guts : Trutz, Nott (Noth) : Gott, Bergk : Werk, geben : lieben, Schaten (Schatten) : gerathen, Furcht : gehorcht, ihm : Stim (Stimme), hot (habet) : Gott, erseuf : Teuf (Tiefe), groß : Unterlaß u. s. w.

Dieser Tadel trifft aber mehr den damaligen Stand der Sprache als den Dichter, welcher allein nicht mächtig genug war, den inneren Streit der Sprache zu schlichten, unter den neuen sich hervordrängenden grammatischen Formen immer die richtige zu wählen statt der älteren noch gangbaren; ferner die gestörten Lautverhältnisse analog herzustellen und auf die für Metrum und Reim oft bequemeren mundartlichen Eigenheiten zu verzichten. Vielleicht hätte Sartorius bei freier Wahl seines Gegenstandes und ohne jenen freiwilligen Fesselzwang schönere Früchte seines Talents geben können. Uebrigens läßt sich da noch bezweifeln, ob seine Sprache jemals sich so poetisch ausgebildet hätte, wie es ihr bei einem so herrlichen Muster möglich war. Daß Luther dies Muster ist, lehrt eine Vergleichung der nachfolgenden Proben mit der Lutherischen Bibel-Uebersetzung auf den ersten Blick, und wir möchten in dem Worte raunen, was Sartorius in Ps. 41, 8. beibehielt, aber nicht versteht und raumen schreibt, einen nähern Beweis für unsere Behauptung finden.

Der VI. Psalm.

Domine, ne in furore tuo arguas me.

Im Thon: Aus tiefer Noth schrei ich zu dir.

1.

HErr, straf mich nicht in deinem Zorn,
Nicht zücht mich in deim Grimme,
Denn sonst ists mit mir gar verlorn.
Vernimm mein kläglich Stimme.
Ich bin sehr schwach, erbarm dich mein,
Heil mich, o HErr, denn mein Gebein,
Die sind vor Angst erschrocken.

2.

Mein Seel in mir betrübet ist,
Groß Schrecken thut sich mehren.
Erbarm dich mein zu dieser Frist!
Ach HErr, wie lang soll's währen?
HErr, wende dich, ich schrei zu dir,
Errett mein Seel, hilf eilends mir
Um deiner Güte willen.

3.

Im Tod niemand gedenket dein,
Noch in der Hell dich ehret.
Müd bin ich von dem Seufzen mein,
Mein Leid sich immer mehret.
Von Thränen mir mein Bette schwimmt,
Die ganze Nacht stets Wasser rinnt
Aus mein betrübten Augen.

4.

Mir ist verfallen mein Gestalt,
Daß ich solch Leid muß sehen.
Vor Trauren werd ich schwach und alt:
Wie soll mir doch geschehen?
Dieweil ich allenthalben werd
Geängstet sehr auf dieser Erd,
Bin ganz und gar verlassen.

5.

Weicht ab, ihr Uebelthäter all,
Die mich untreulich meinen!
Weicht ab und fliehet allzumal!
Der HErr erhört mein Weinen.

Der HErr erhört mein Flehen groß,
Welchs geschicht von mir ohn Unterlaß,
Thut mein Gebet annehmen.

6.

Es müssen alle meine Feind
Zu Spott und Schanden werden,
Und alle die mir wider seind,
Erschrecken hie auf Erden.
Doch laß sie HErr sich kehrn zurück
Und plötzlich um ihr böse Tück
Sich in ihr Herze schämen.

Der XXIX. Psalm.

Afferte Domino, filii Fortium.

Im Ton: Nu freut euch lieben Christen gem.

1.

Ihr Gwaltigen in dieser Welt,
Herbei und bringt dem HErren,
Bringt Ehr und Stärke diesem Held,
So wird euch nicht(s) gewerren.
Bringt her dem HErrn seins Namens Ehr,
Betet Ihn an und lobt Ihn sehr
In seiner heilgen Zierde.

2.

Die Stimm des HErren geht daher
Ganz mächtig auf den Wassern.
Der Gott der Ehren donnert sehr,
Der HErr auf großen Wassern.
Die Stimm des HErren geht mit Macht,
Die Stimm des HErrn mit großer Pracht
Sich herrlich thut erzeigen.

3.

Die Stimm des HErren Cedern bricht,
Daran man Lust gesehen.
Sein Stimm die Cedern macht zu nicht,
Die auf dem Libno stehen.
Gleich wie ein Kalb sie hüpfen schon,
Auch Libanon und Sirion,
Wie schöne jung Einhörner.

4.

Die Stimm des HErren haut hinweg,
Wie Feuerflammen brennen.
Sein Stimm die Wüsten hart bewegt,
Davon die Fels zertrennen.
Die Stimm des HErrn erregt mit Macht
Die Wüsten Kades, daß es kracht.
Sein Macht thut Alls durchdringen.

5.

Die Stimm des HErren auf dem Feld
Erschrecket sehr die Hinden,
Sein Stimm entblößt die grünen Wäld
Mit Brausen und Sturmwinden.
Und in dem heilgen Tempel sein
Wird ihm die ganze Christlich Gmein
Lob, Preis und Ehre sagen.

6.

Der HErre sitzt und ist bereit
Ein Sündfluth auszuschütten,
Der HErre bleibt in Ewigkeit
Ein König großer Güten.
Der HErr seim Volk wird geben Kraft,
Der HErr wird sein Volk tugendhaft
Mit Friede reichlich segnen.

Der XLII. Psalm.

Quemadmodum desiderat cervus.

Im Ton: Wo Gott der HErr nicht bei.

1.

Gleich wie ein Hirsch sich sehnen thut
Nach frischem Brunnenwasser,
So sehnet sich zu dir, o Gott,
Mein Seel auch gleichermaßen.
Mein Seele dürstet herzlich sehr
Nach Gott, dem HErrn je längr je mehr,
Nach Gott, dem Brunn des Lebens.

2.

Wenn wirds denn dazu kommen schier,
Daß ich ohn Furcht mög stehen,
Nach Wunsch und meines Herzen Gier
Gotts Angesicht ansehen?
Mein Thrän mich speisen Nacht und Tag,
Dieweil man täglich zu mir sagt:
Wo ist nu Gott, dein Herre?

3.

Und wenn ich denn des innen werd,
Mein Herz thu ich ausschütten,
Und wollt gern gehen hie auf Erd
Zu Gottes Haus und Hütten,
Mit Haufen wallen in der Gmein,
Gott danken und lobsingen fein
Und Ihm zu Ehren feiren.

4.

Mein Seel, ach was betrübst du dich
Und thust dich in mir quälen?
Harr du des HErren sicherlich
Und thu dich ihm befehlen.
Ich werd ihm noch wol dankbar sein,
Daß er mir hat geholfen fein,
Sein Angesicht gezeiget.

5.

Mein Seel in mir betrübet ist,
Ach Gott, thu mir beistehen!
Ich denk an dich zu jeder Frist,
Thu in dem Land hergehen.
Am Jordan und auch Hermonim
Und ruf zu dir mit hoher Stimm
Wol auf dem kleinen Berge.

6.

Ein Fluth rauscht nach der andern her,
Hie thut ein Tiefe sausen;
Bald hört man dort erschrecklich sehr
Ein andre Tiefe brausen.
Denn alle Wasserwogen dein,
Die gehen über mich herein,
Die wollen mich bedecken.

7.

Doch tröst ich mich des HErren Güt,
Die Er selbst hat verheißen.
Er woll uns doch verlassen nit,
Sein Hülf des Tages leisten!
Drum sing ich ihm des Nachtes fein
Und bet zu Gott des Lebens mein,
Dank ihm von Herzen Grunde.

8.

Ich sprach zu Gott, dem Felsen mein:
Wie hast du mein vergessen?
Ich muß ganz traurig gehn herein,
So doch mein Feind vermessen
Mich drängen hart an manchem Ort
Und sind gleich als ein Gift und Mord
In allen meinen Beinen.

9.

So oft sie in meim Kummer groß
Mich also mächtig plagen,
Und schmähen mich ohn Unterloß,
Dieweil sie täglich sagen:
Wo ist denn nu dein Gott und HErr,
Auf den du trotzest also sehr,
Wo hat er sich verstecket?

10.

Mein Seel, ach was betrübst du dich
Und thust dich in mir kränken?
Hoff nur auf Gott, trau festiglich,
Ich werd ihm noch wol danken.
Er ist für meinem Angesicht
Mein Hülf, mein Trost und Zuversicht,
Darzu mein Gott und HErre.

Der LXXXIII. Psalm.

Quam dilecta sunt tabernacula cet.

Im Ton: Kommt her zu mir, spricht Gottes S.

1.

WIe lieblich, schön und herrlich sein,
HErr Zebaoth, die Wohnung dein

Allhie auf dieser Erden!
Hilf, daß wir deiner Herrlichkeit,
Die uns durch Christum ist bereit,
Dort auch theilhaftig werden.

2.

Denn, HErr, nach den Vorhöfen dein
Sich sehnet fast die Seele mein
Mit herzlichem Verlangen.
Mein Leib und Seel sind früh und spat
Im HErrn, dem lebendigen Gott
Mit großer Freud umfangen.

3.

Der Sperling findt sein Haus und Hütt,
Die Schwalb in ihrem Neste brütt
Und kommt darein von ferre,
Also mein Seel sich sehnen thut
Nach dein'n Altarn, HErr Zebaoth,
Mein König, Gott und HErre!

4.

Wohl denen, denn sie haben's gutt,
Die wohnen in deim Haus und Hutt,
Dein Lob sie stets verjehen, *)
Wohl denen Menschen, die allein
Dich lassen ihre Stärke sein,
Dein Weg von Herzen gehen.

5.

Die wandeln durch das Jammerthal,
Und machen Brunnen überall,
Ihr Arbeit treulich pflegen.
Solch treue Lehrer, die man hat,
Die werden durch deins Geistes Gnad
Geschmückt mit reichem Segen.

6.

Ein Sieg sie nach dem andern han,
Daraus man ja wohl sehen kann,

---

*) verjehen, verkünden.

Daß Gott in Zion wohne.
Hör mein Gebet, HErr Zebaoth,
Vernimm mein Klag und große Noth,
Gott Jacob in deim Throne.

7.

Gott, unser Schild und Schutz zugleich,
Schau doch auf deins Gesalbten Reich,
Den du selbst hast erwählet.
Denn Ein Tag in dem Hause dein
Ist besser, denn sonst tausend sein,
Darin uns Trübsal quälet.

8.

Der Thür ich lieber hüten wollt
Im Hause Gottes mit Geduld,
Denn bei Gottlosen wohnen.
Denn Gott der HErr ist Sonn und Schild,
Der HErr mit Gnad und Ehr vergilt,
Thut alles wohl belohnen.

9.

Kein Gutes nimmer mangeln wird
Den Frommen, die im Geist geziert,
Die Sünd von Herzen hassen.
HErr Zebaoth, wie selig ist
Der Mensch, der ohne Falsch und List
Auf dich sich thut verlassen!

Der XCIII. Psalm.

Im Ton: Allein zu dir, HErr Jesu Christ.

1.

Der Herr ist König mächtiglich,
Thut herrlich einher prangen.
Der HErr hat schön geschmücket sich,
Ein neu Reich angefangen,
So weit und groß die Werlet*) ist,
Auf daß es bleib zu aller Frist.

---

*) Werlet, Welt.

Dann her dein Stuhl steht festiglich,
Bewegt nicht sich,
Du bist und bleibst HErr ewiglich.

2.

Die Wasserström erheben sich
Und brausen ohn Aufhören.
Die Wasserström sich mächtiglich
Erheben und empören.
Die Wellen sind sehr ungestüm
Und toben mit sehr großem Grimm.
Die Wasserwogen in dem Meer
Gerings umher
Sind groß und brausen gräulich sehr.

3.

Doch grauet mir zu keiner Frist,
Wie sehr sie auch gleich toben;
Dieweil der HErr noch größer ist
Im Himmel hoch dort oben.
Dein Wort, HErr, wird für Recht gepreist,
Das uns ganz treulich unterweist.
Deins Hauses Zierd und Lieblichkeit
Ist Heiligkeit
Von nu an bis in Ewigkeit.

Der XCVI. Psalm.

Cantate Domino canticum etc.

Im Ton: Nu freut euch, lieben Christen gem.

1.

Nu singet fein, ihr Christenleut,
Ein neues Lied dem HErren.
Die ganze Welt mit Lust und Freud,
Die sing' dem Herrn zu Ehren.
Singt Gott und lobt sein Namen werth,
Verkündiget sein Heil auf Erd,
Sein Wort thut täglich hören.

2.

Erzählet in der Heidenschaft
Sein Ehr mit Wohlgefallen!
Rühmt seine Wunder, Macht und Kraft
Auf Erd den Völkern allen!
Denn Gott der HErr ist groß fürwahr,
Zu loben hoch und wunderbar
Weit über alle Götter.

3.

Der Heiden Götter in gemein
Sind Götzen und Maulaffen.
Gott aber, unser HErr allein
Den Himmel hat geschaffen.
Für Ihm ist Pracht und Herrlichkeit,
Sein Heiligthum ist zubereit
Sehr löblich und gewaltig.

4.

Ihr Völker, bringt dem HErren her,
Kommt Ihm zu Lieb zusammen,
Bringt her dem HErren Macht und Ehr
Bringt Ehre seinem Namen!
Bringt Gschenk, kommt in sein Haus mit Fug,
Ruft an den HErrn im heil'gen Schmuck,
Und alle Welt Ihn fürchte!

5.

Sagt unter allen Heiden frei,
Daß König sei der HErre,
Und daß sein Reich bereitet sei,
Gleichwie die Welt so ferre;
Und daß es festiglich besteh,
In Ewigkeit nicht untergeh,
Und richte recht die Völker!

6.

Es freu sich Himmel und die Erd,
All Creatur sich rege!
Das Meer vor Freuden brausend werd,
Daß Alls sich drin bewege!
Das Feld sei fröhlich und wohlauf
Samt Allem dem, was wächst darauf,
Die Bäum im Wald sich rühmen!

7.

Für Gott dem Herrn, der kommen wird
Und säumen sich mit nichten.
Er kömmt mit großer Macht geziert,
Die ganze Welt zu richten,
Wird richten mit Gerechtigkeit
Den ganzen Erdkreis weit und breit,
Mit Wahrheit alle Völker.

Der CXXVIII. Psalm.
Beati omnes qui timent Dominum.

Im Ton: Nu freut euch, lieben Christen gem.

1.

Wohl dem, der Gott den HErren fürcht
Und geht auf seinen Wegen.
Der Ihm von Herzen gern gehorcht,
Dem giebt er Glück und Segen.
Du wirst dich nähren allezeit
Mit Ehren deiner Hand Arbeit,
Wohl dir, du wirsts gut haben!

2.

Dein ehlich Weib, die dir von Gott
Zum Ghülfen ist gegeben,
Wird sein im Hause früh und spat
Gleich wie des Weinstocks Reben
Und dir gebären Kinderlein,
Die werden wie Oelzweige fein
Um deinen Tisch her stehen.

3.

Sieh, also wird von Gott dem HErrn
Ein Mann gesegnet werden,
Der Gott von Herzen fürchtet gern
Sein Lebenlang auf Erden.
Der Herr wird reichlich segnen dich
Aus Zion nu und ewiglich,
Kein Mangel wirst du leiden.

4.

Auf daß du Gottes Wunderthat
Dein Lebelang mögst sehen,
Darzu Jerusalem die Stadt
In Glück und Wohlfarth stehen,
Und sehest Kindes Kinder viel,
Und daß mit Frieden Israel
Im Lande sicher wohne.

Der CXXXVII. Psalm.

Super flumina Babylonis, illic etc.

In seinem eignen Ton.

1.

An Wasserflüssen Babylon
Wir ganz betrübet saßen
Als wir gedachten an Zion,
Da konnten wir's nicht lassen,
Wir mußten weinen allesamt
Dieweil wir solches edle Land
So lange mußten meiden.
Darum wir auch am selben End
Die Harfen und all Instrument
Aufhingen an die Weiden.

2.

Daselbst wir sollten singen viel
Den'n, die uns gfangen führten,
Erklingen unser Saitenspiel,
Die doch gar dissonierten.
Ei Lieben, singt und schweiget nicht,
Laßt hörn von Zion ein Getichte
In euren schweren Banden! —
Ach Gott, wie sollt' uns möglich sein
Dem Herrn ein Lied zu singen fein
In diesen fremden Landen.

3.

Hierusalem, vergeß ich dein
Bei meinen Lebetagen,
Sobald vergeß die Rechte mein
Das lieblich Harfenschlagen!

Ja, wo ich nicht gedenk an dich
So soll mein Zunge ewiglich
An meinem Gaumen kleben;
Wofern ich nicht Jerusalem
Laß meine höchste Freude sein
Und ihr den Preis thu geben.

4.

Der Kinder Edom indenk sei,
O HErr, an jenem Tage,
Die schrieen: Preis, nu ist es frei!
Von Grund man sie abtrage.
Du schnöde Tochter Babylon,
Wohl dem, der dir auch hat gethon,
Wie uns von dir geschehen.
Wohl dem, der deine Kinder klein
Hinreißt und schlägt sie an ein Stein,
Und dich dabei läßt stehen.

Der CL. Psalm.

Laudate Deum in sanctuario etc.

Im Ton: O HErre Gott, dein göttlich Wort.

1.

Lobt Gott mit Ruhm Im Heiligthum,
Singt Ihm aufs allerbeste!
Lobt Ihn ohn End Im Firmament,
In seiner Macht und Feste!
Rühmt früh und spat Sein Wunderthat
Die Er an uns beweiset;
Sein Herrlichkeit Zu jeder Zeit
Mit Lobgesang hoch preiset!

2.

Laßt überall Posaunenschall
Dem HErrn zu Lob erklingen!
Und schlaget fein Die Harfen drein
Zum Psalter thut schön singen!
Lobt ihn mit Macht Bei Tag und Nacht
Mit Pauken und mit Reigen!
Laßt hören viel Der Saitenspiel,
Lobt Ihn mit Pfeifn und Geigen!

3.

Mit Cimbeln hell Und süßer Kehl
Ihn lobt für allen Dingen!
Rühmt seine Ehr Und lobt ihn sehr
Mit Cimbeln, die wohl klingen!
Ohn Unterlaß Soll alles das
Was Odem hat, Gott ehren;
Mit höchstem Fleiß Gott geben Preis,
Stets loben Gott den HERRN!

Martin Kinner.

Martin Kinner von Scherffenstein, geboren 1534 zu Leobschütz, lebte als Syndicus *) in seiner Vaterstadt, und starb auf einer Reise den 24. März 1597 zu Baumgarten unweit Frankenstein. Von seinen deutschen Liedern sind uns nur acht aufbewahrt durch Gottfried Helwig in dem Breslauer Gesangbuche, was unter dem Titel: Geistliche Kirchen= und Hauß=Music zu Breslau 1644. 8°. erschien. Wir können also zu keinem vollständigen Urtheile über Kinner's Poesie gelangen, jedoch auch aus diesen Ueberbleibseln ein edles, frommes Gemüth kennen lernen, was nur leider! vielleicht durch vielerlei Trübsal und Kummer bewegt, zu sehr in eine düstere Anschauung der Gegenwart verfiel und in eine Unversöhnlichkeit mit der Welt. Aber selbst diese Richtung seines Gemüthes hat sich des poetischen Schmuckes nicht entäußern können, und läßt sich kaum wahrnehmen in solchen Liedern, wo nicht gerade Sittenschilderung und Ermahnung zur Buße wesentlicher Inhalt ist. Seine Sprache ist jedoch nicht so gebildet, wie wir es erwarten könnten, da er als ein sehr gelehrter Mann und geschickter Musiker überall gerühmt wird. Aber diese Erscheinung darf uns nicht befremden. Gelehrsamkeit nahm wenig Antheil an dem Studium der Muttersprache, und als solches bereits lange begonnen hatte, gehörte eben dies Studium noch lange nicht in den Kreis von eigentlicher Schulgelehrsamkeit.

---

*) Die meisten Litteratoren fügen noch hinzu, daß Kinner ein Zuhörer Phil. Melanchthon's und endlich selbst Professor Poeseos zu Wittenberg war; da ich jedoch für beide Nachrichten nirgend sichere Quellen finden kann, so stelle ich sie weiterer Prüfung anheim. Uebrigens hat auch hier wieder einer dem andern nachgeschrieben. Cunradi Sil. Tog. p. 149, daraus Fibiger zu Henelii Silesiogr. Renov. cap. VII. p. 270. Scultetus de Hymnop. Siles. ist vollständiger, er theilt auch die Grabschrift mit, jedoch sehr ungenau; auf ihn bezieht sich John. I. 111. und aus beiden schöpft Wetzel Anal. Hymn. II. 1. S. 47.

Nobiliss. et Clariss. vir Dns Mart. Kinnerus Senior a Scherffenstein in Weisag et Lodnitz. cum annos XV. Reipub. Leobsch. laudabilem operam navasset: deinde Secretarii munus biennio Carnoviae administrasset: Deo, amicis et literis suis in Vaticano suo rustico vixisset annos XXI. et Pater esset liberorum XIIII. Glazio, Vratislaviam, rediens pie obiit in pago Silesiae Baumgarten, anno Christi MDxcvii. Mart. XXIIII. Climacterico suo nono.

Mon. et Inscript. Ms. Math. Machneri.

Das Breslauer Gesangbuch enthält folgende Lieder:

I. S. 67. Weihnachtslied

im Ton: Kommt her zu mir ꝛc.

Willkommen herzliebes Jesulein
Mit deim blutroth Creuzäpfelein,
Das du dein Brüdern schenkest.
Der Apfel ist das Himmelreich,
Das erben wir mit dir zugleich
Im Creuz, so du mitbringest. 13 Str.

II. S. 310—318.

Ein neu ninivitisch Beicht-, Klag- und Bußlied.
Im Ton: An Wasserflüssen Babylon ꝛc.

Dies große Lied von 37 Str. schildert mit starken Farben das Verderben und Elend der damaligen Welt.

III. S. 353.

Bußlied, der VI. Psalm.

Im Ton: Herr Jesu Christ, wahr Mensch und Gott ꝛc.
Herr, in deim Zorn straf mich nicht ꝛc. 7 Str.

IV. S. 356.

Ebenfalls. Im Ton: Kommt her zu mir, spricht Jesus Christ.
O Jesu Christ, mein Herr und Gott ꝛc. 7 Str.

V. S. 431.

Der geistliche Pelican.

Im Ton: O Welt, ich muß dich lassen, Ich fahr ꝛc.

VI. S. 475.

Geduldlied. Im Ton: Wenn wir in höchsten Nöthen sein ꝛc.

VII. S. 696.

Trostlied. Im Ton: An Wasserflüssen B.

VIII. S. 744.

Im Ton: Vater unser im Himmelreich ꝛc.
Ich sei, an welchem Ort ich woll ꝛc. 2 Str.

V.

Der Geistliche Pelican.

Ein Vogel in Egypten
Gerühmet wird in Schriften
Der Pelican er heißt,
Der heckt aus seine Junge,
Und eh sie kommn zu Schwunge,
Nach Speis er fleucht und reist.

Indeß weil er so umfleucht,
Ein giftig Schlang ins Nest kreucht,
Bringt alle Jungen um.
Die Mutter kömmt herwieder,
Sieht todt ihr jung Gefieder
Und wird betrübt darum.

Sie trauret zwene Tage,
Am dritten läßt sie abe
Und faßt ihr einen Muth,
Sie hackt sich in ihr Brüstlein
Und sprengt auf ihre Vöglein
Ihr mütterliches Blut.

So werden sie von Stunde
Wieder lebend und gsunde.
Welchs uns ein Fürbild ist,
Daß auch wir arme Sünder
Sind todtgeborne Kinder
Durchs Teufels Mord und List.

Da kamst Du, Gottes Sohne,
Hoch von des Himmels Throne
Und wirst ein Mensch ohn Sünd,
Dein Blut für uns vergeußest,
Am dritten Tag Du reißest
Uns aus dem Tod geschwind.

Vor dies Dein theures Blute,
Vergossen uns zu gute,
Danksagen wir Dir, HErr!
Mit dem thu uns erquicken,
Wenn wir im Tode stecken,
So sterben wir nicht mehr.

VI.

Trostlied.

All Treu und Lieb verkehret sich
In dieser Welt gar liederlich.
Auf den man meistes sich verläßt,
Der fällt in Nöthen ab aufs ehst.

Verflucht sei, wer auf Menschen sich
Verläßt, denn keiner hält den Stich.
Das Herz ist falsch, die Wort sind gut.
Drum halt sich jeder wol in Hut.

Vertrau und bau auf Gott allein,
Der giebt von sich kein'n falschen Schein.
Was Er zusagt, das hält Er fest,
Zu Schand Er niemand werden läßt.

Ich habs erfahren und ist wahr,
Mein Trost allein von Ihm kommt gar;
Kein Mensch mich von ihm trennen soll,
Es geh gleich zu, gleich wie es woll.

Trotz thu mir was, Freund oder Feind,
Weil Gott mich nur mit Treuen meint.
Dir leb, Dir sterb ich, Gott mein HErr;
In Schanden laß mich nimmermehr.

VII.

Ein anderes.

Es kommt nu leider her die Zeit
Da uns soll bange werden;
Denn groß und unaussprechlich Leid
Verkündigt Himml und Erden.
Wir sind der armen Wittwen gleich,
Die herzlich ihres Sohnes Leich
Und ihr Elend beweinet.
HErr Jesu, unser Trost und Licht,
Komm, sprich uns auch zu: Weine nicht!
Dein Wort uns alle meinet.

Wir fallen häufig ein und ab,
Wie Blätter von den Bäumen.
Man trägt manch liebes Kind zu Grab,
Darob die Eltern weinen;

Und obs wol fällt in Deine Hand,
Und kömmt in's rechte Vaterland,
Das Du uns hast geschenket,
Doch allweg uns Dein Trost gebricht,
Drum komm, sprich zu uns: Weine nicht!
Denn unser Herz sich kränket.

Was aber mehr für Angst und Noth
Die Welt wird überfallen,
Zeigt durch sein Wort und Wunder Gott
Gar schrecklich für uns allen.
Die Sünd nimmt mächtig überhand,
Drum brennt sein Zorn übr alle Land
Und wird das Garaus spielen.
Ach HErr, geh nicht in dein Gericht,
Dein freundlich Trostwort: Weine nicht!
Laß uns im Herzen fühlen.

Wir habns ja wol verdienet, HErr,
Daß uns Dein Zorn verzehre.
Kein Strafe ist so hoch und schwer,
Der wir nicht würdig wären.
Es reut uns aber unser Sünd,
Und bitten Dich von Herzen Grund
O HErr, komm nur mit Gnaden!
Und ob die Welt Dich nicht ansicht,
Doch sieh Du uns und Weine nicht,
Wie übr der Juden Schaden!

Ach, komm mit Deinem Tag behend
Und stell uns zu mit Freuden,
Was Liebes wir vorher gesendt,
Und laß uns nicht mehr scheiden.
Wenn mein Stündlein herzu sich naht,
Begegne Du auch meinem Tod,
Laß mich nicht drinn verderben,
Mein traurig Herz mit Trost aufricht,
Bild mir Dein Wort ein: Weine nicht!
So will ich fröhlich sterben.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich,

Spenden zur deutschen Litteraturgeschichte

Bd.: 2

Leipzig 1844

L.eleg.m. 450 f-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10576308-6